

Albert Schmidt · Ein Leben in der Bergischen Kreisstadt Lennep

*Die Veröffentlichung
des vorliegenden Werkes wurde durch den
Landschaftsverband Rheinland
gefördert*

ALBERT SCHMIDT

Baumeister, Ingenieur, Architekt (1841–1932)

EIN LEBEN IN DER BERGISCHEN KREISSTADT LENNEP

von ihm selbst erzählt und mit

Bildern und Anmerkungen herausgegeben von

Wilhelm Richard Schmidt

Gießen und Frankfurt am Main

Im Jahre 2000

ALBERT SCHMIDT:

Ein Leben in der Bergischen Kreisstadt Lennep

Hrsg. von Wilhelm R. Schmidt

Im Jahre 2000

50,00 DM bei Bezug über die unten angegebene Adresse

Satz und Druck: Druckerei Imbescheidt KG

Anschrift des Herausgebers:

Händelstraße 3

35392 Gießen

Inhaltsverzeichnis

Vorwort des Herausgebers	9
Kapitel I <i>Über Freckhausen im Oberbergischen, die Stammeltern und das Bauen an der Wupper</i>	13
Kapitel II <i>Erinnerungen an das Familienleben in der Kinderzeit</i>	18
Kapitel III <i>Als Schüler in Lennep (1846-1856)</i>	23
Kapitel IV <i>Die Ausbildung, Zwischen Schulzeit und Hochzeit (1856-1865)</i>	26
Kapitel V <i>Hochzeit mit Maria, Tochter des Maschinenbauers Friedrich Haas (16. November 1865)</i>	35
Kapitel VI <i>Der Familienkaffee bei Oma Christian Schmidt von 1878 bis 1904</i>	39
Kapitel VII <i>Geschichten und Erlebnisse aus der Familie Fritz Haas</i>	44
Kapitel VIII <i>Erinnerungen an Theodor Pocorny, die Familie Fritz Hardt, Landrat Königs in Lennep und Professor Heinrich Möller in Charlottenburg</i>	55
Kapitel IX <i>Die Entwicklungsgeschichte der Tuchfabrik J. Wülfing & Sohn in Dablerau</i>	75
Kapitel X <i>Über die Entwicklung meiner Weltanschauung</i>	88
Kapitel XI <i>Lokalerlebnisse und Naturbeobachtungen: Erinnerungen eines Fünfundachtzigjährigen</i>	100
Kapitel XII <i>Über etwas Meteorologie, ihre Anwendung beim Talsperrenbau sowie die Beobachtung der Witterungsverhältnisse in Lennep in den Jahren 1909-1921</i>	109
Kapitel XIII <i>Der Wasserbau in meiner geschäftlichen Tätigkeit</i>	113
Kapitel XIV <i>Technische Träume aus dem Abtale</i>	123
Kapitel XV <i>Die Wasserverhältnisse in Deutsch-Südwestafrika sowie die Errichtung eines Stausystems am Kwando-Fluß im östlichen Caprivi-Zipfel</i>	127

Kapitel XVI	
<i>Zur Entstehungsgeschichte der Ziegelei Neuenhof, gegründet 1851, später Klinkerwerk Eberhardi</i>	135
Kapitel XVII	
<i>Liste der ausgeführten Hochbauten (1865-1902) in Lennep und Umgebung</i>	146
Kapitel XVIII	
<i>Die wirtschaftlichen Folgen des Weltkriegbeginns sowie Konzeptionen zur Rettung der Wasserqualität der Wupper</i>	157
Kapitel XIX	
<i>Die Wupper, ihre Talsperren und die Gründung der Wuppertalsperrenossenschaft</i>	160
Kapitel XX	
<i>Aus der Vergangenheit – Aus dem alten Lennep</i>	
<i>Über das Quellengebiet des Lenneperbaches</i>	170
Kapitel XXI	
<i>Der kleine Johannisberg, wo heute die katholische Kirche steht</i>	175
Kapitel XXII	
<i>Gesellschaft Union – Mit Kegelhalle und Konzertsaal an der Wupperstraße</i>	177
Kapitel XXIII	
<i>Die Windmühle auf dem Lindenberg</i>	180
Kapitel XXIV	
<i>Die alte Post vor der Knusthöbstraße</i>	182
Kapitel XXV	
<i>Kindliche Erinnerungen an die Revolutionszeit von 1848 und die Cholera-Epidemie von 1849</i>	185
Kapitel XXVI	
<i>Über die äußere Entwicklung der Stadt Lennep seit Anfang des vorigen Jahrhunderts</i>	189
Kapitel XXVII	
<i>Wanderungen sowie Leben und Betrieb auf den Landstraßen vor Anlage der Eisenbahnen</i>	200
Kapitel XXVIII	
<i>Eine Fata Morgana – Der Oberbergische Goldrausch</i>	203
Kapitel XXIX	
<i>Die Entwicklung der Freiwilligen Feuerwehr in Lennep</i>	206
Kapitel XXX	
<i>Die Bemühungen zur Errichtung eines großen Versammlungs- und Festsaales</i>	210
Kapitel XXXI	
<i>Die Entstehung und Entwicklung der Wasserleitung und Talsperre in Lennep</i>	213

Anhang 1:

DAS BAUGESCHÄFT SCHMIDT IN LENNEP

Vier Generationen im Bauwesen tätig (1925): Leopold Schmidt, Christian Schmidt, Albert Schmidt und Arthur Schmidt	222
150 Jahre Bauunternehmung Schmidt in Lennep. Aus einer Firmenschrift aus dem Jahre 1970	223
<i>Luckhaus, Ernst:</i> Albert Schmidt – Baumeister und Bezwingler der Wupper. Einzelbeitrag in der o.g. Firmenschrift	226

Anhang 2:

ALBERT SCHMIDT IN ZEITUNGEN UND ZEITUNGSBEILAGEN

Ein Lebenskünstler von 90 Jahren (<i>Bergisch-Märkische Zeitung, Sonntag, 21. Juni 1931</i>)	227
Berühmte Söhne unserer Stadt: Baurat Albert Schmidt – Der Vorkämpfer des deutschen Talsperrenbaus (1933)	228
<i>Zimmer, Hans:</i> Albert Schmidt – Lenneper Baumeister. Ein Beitrag zum 750-jährigen Stadtjubiläum von Lennep. (<i>in: Die Heimat spricht zu Dir – Monatsbeilage des Remscheider General-Anzeigers – Mitteilungsblatt des Bergischen Geschichtsvereins – Abteilung Remscheid – Nr. 12 / 47. Jahrgang – Dezember 1980</i>)	230
<i>Dominick, Peter:</i> 100 Jahre Panzertalsperre in Lennep (<i>in: Geschichte und Heimat – Die Heimat spricht zu Dir – Eine Monatsbeilage des Remscheider General-Anzeigers – Nr. 12 / 60. Jahrgang – Dezember 1993</i>)	232
<i>Schmoeckel, Gisela:</i> Häuser, Fabriken, Wehre und Talsperren – Auf den Spuren des Baumeisters Albert Schmidt. (<i>in: Bergische Blätter – Magazin für das Bergische Land, Nr. 8, 23. April 1988</i>)	236
<i>Schmoeckel, Gisela:</i> Hallenbad als Bollwerk gegen Anarchisten. (<i>in: Bergische Morgenpost, Samstag, 17. April 1999 – Nr. 89</i>)	240

Anhang 3:

BIBLIOGRAPHIE ALBERT SCHMIDT

A. Schriften Albert Schmidts:

Die veröffentlichten und unveröffentlichten Schriften Albert Schmidts mit Kurzhinweisen zu Inhalt, Erscheinungsform und Verfügbarkeit.	241
Selbständig erschienene Schriften, Bücher	241
Aufsätze und Abhandlungen in Zeitschriften, Zeitungen, Jahrbüchern	241
Handschriftliche Werke, Typoskripte, Privatdrucke für die Familie	242
Broschüren	246
Vorträge	246
Bisher ungesichtete Materialien	246

B. Literatur über Albert Schmidt:

Albert Schmidt in Werken über Industrie-, Kraftwerk- und Talsperrenbau sowie in Zeitungen, Zeitungsbeilagen und Zeitschriften	248
---	-----



Albert Schmidt (1841-1932), Lenneper Baumeister: Erbauer von Industrie- und Talsperrenanlagen im Bergischen Land.

Vorwort des Herausgebers

Dies ist ein Buch über den *Lenneper Architekten Albert Schmidt (1841-1932), den Erbauer zahlreicher Industrie- und Talsperrenanlagen im Bergischen Land*. Die Texte wurden – überwiegend zwischen 1920 und 1930 – von ihm selbst geschrieben, dennoch handelt es sich hier nicht um eine Autobiographie. Vielmehr wurden die zumeist unveröffentlichten Texte von einem Urenkel zusammengestellt. Über sich selbst zu schreiben, wäre dem Autor trotz durchaus vorhandenen Bewußtseins über seine Leistung und Bedeutung nicht in den Sinn gekommen.

Der spätere Königliche Baurat, dieser »Charakter« wurde ihm in fortgeschrittenem Alter ehrenhalber verliehen, und Inhaber des preußischen roten Adlerordens sowie des Kronenordens IV. Klasse, *entstammte einfachen Verhältnissen*. Die Familie betrieb väterlicherseits seit drei Generationen ein Baugeschäft an der Wupper und später in der Kreisstadt Lennep, die Herkunft aus dem Stand des Schleifermanns, des Maurers, wie wir heute sagen, der nicht auf den hohen Schulen studiert hat, behinderte zumindest anfangs zwar nicht seinen geschäftlichen Erfolg, jedoch seine gesellschaftliche Akzeptanz.

Nicht behindern ließ sich Albert Schmidt in seinem Drang, sein Wissen unaufhörlich zu erweitern. Über Jahrzehnte las er grundlegende naturwissenschaftliche Journale, führte auf den Gebieten der Astronomie und Meteorologie selber Beobachtungen und Messungen durch und meldete die Ergebnisse zusammen mit anderen Forschern an die einschlägigen Untersuchungsämter in der Reichshauptstadt Berlin. Als Autodidakt interessierte er sich für die im Entstehen begriffene Genetik, auf dem Gebiet der Historie las er am liebsten umfassende Geschichtsdarstellungen und Reiseberichte, in der Literatur die Dichter, die sich der Freiheitsidee verschrieben hatten.

Albert Schmidts Denken läßt sich heute am besten mit dem Wort »antiautoritär« beschreiben. Damit ist nicht im engeren Sinne Pädagogisches gemeint, obwohl in den Schilderungen seiner Schulzeit und der Strafmethode seiner Mutter ein deutlicher Abstand zum zeitgenössischen Erziehungswesen zum Ausdruck kommt. Antiautoritär meint vor allem die Grundauffassung, daß *Anerkennung* niemals gesellschaftlich verliehen oder ererbt sein kann, *sondern immer selbst erarbeitet und bewiesen werden muß*. Er scheute sich nicht, auch in Bezug auf seine Gegenwart von den »Junkern und Pfaffen« zu sprechen, welche die Freiheit und das Denken zu unterdrücken suchten. Mit dem Katholizismus der Familie seiner Ehefrau hatte er nichts zu schaffen.

Albert Schmidts *Weltanschauung* orientierte sich vielmehr vor allem an der Entwicklungslehre Darwins und Haeckels: alles sollte auf natürliche Weise erklärt werden können. Zu diesem Aufklärungsdenken gesellte sich ein für das 19. Jahrhundert typischer *Optimismus* bezüglich des physikalisch-technischen Fortschritts und die Überzeugung, daß durch aktive *Völkeraufklärung* die Prozesse zu beschleunigen wären. Die großen Erfolge in seiner Vaterstadt Lennep, beispielsweise auf den Gebieten der *Abwasserhygiene* und des *Schlachthofwesens* hat er nicht nur als Baumeister, sondern auch durch seine vielen Vorträge in den Lenneper Vereinen mitbewirkt.

Albert Schmidt wurde mehr als andere in seinen Beruf hineingezwungen. Nicht nur, weil es damals üblicher als heute war, den Beruf des Vaters zu erlernen, sondern weil sein Vater, nachdem er bereits zahlreiche Wupperwerke erstellt hatte, aufgrund eines Bauunfalles schon früh berufsunfähig wurde. Die Lenneper Stadtverwaltung gestattete deshalb dem jungen Mann, seine Prüfung zum Maurer- und Zimmermeister schon mit 22 Jahren abzulegen, drei Jahre früher als normalerweise zulässig. Selbst noch lange in der Ausbildung, hatte er in Lennep und an der Wupper über das Geschäft seines Vaters bereits mit siebzehn Jahren die traditionelle Feldsteinbauweise, die sein Vater vorher durchgängig betrieb, durch den *Rheinischen Backsteinbau* ersetzt, den er in Neuss erlernte. Dieser Übergang, der beileibe nicht ästhetischer Natur war, sondern handfeste Kostenüberlegungen beinhaltete, kann heute noch, und selbst bei einzelnen Bauwerken, sichtbar nachvollzogen werden.

Als Albert Schmidt 1864/65 das väterliche Geschäft offiziell übernahm, hatte er zwar sofort mehr als reichlich zu tun, er konnte freilich nicht ahnen, welchen Weg sein berufliches Leben noch nehmen sollte. Das Lenneper Baugeschäft entwickelte sich, mit damaligen Augen betrachtet, zur *Großfirma*, die zeitweilig bis zu 400 Arbeiter beschäftigte, darunter, wie wir heute sagen würden, zahlreiche Gastarbeiter aus Italien, denen beim Tiefbau Erfahrung und Geschick nachgesagt wurde. Personal, Fuhrwerke, Dampfmaschinen und sonstige Großgeräte wurden im Leasing-Verfahren je nach Notwendigkeit beschafft, in einzelnen Fällen auch speziell entwickelt. Der frühere Maurer- und Zimmermeister brachte es dabei zu großem Wohl-

stand, den er später weniger im häuslichen Bereich als durch zahlreiche ausgedehnte Reisen in die Schweiz und unzählige Aufenthalte in deutschen Kurorten genoß. Um die zwanzig Male weilte er allein in Bad Neuenahr.

Man ist von daher versucht, Albert Schmidt mit einem modernen Wort einen *selfmademan* zu nennen, ausgestattet mit überdurchschnittlichen Geistesgaben, praktischem Sinn und mit einem immensen Durchsetzungsvermögen. Seine Entwicklung wurde aber durch *drei Faktoren* zusätzlich entscheidend geprägt und begünstigt: *zum einen* durch die schon in seiner Kindheit stark entwickelte Industrialisierung speziell an der Wupper, die sozusagen in Dahlerau, Dahlhausen und anderen Wupperstandorten einen permanenten Bau-boom erzeugte, *zweitens* durch die Einführung der Eisenbahn in Lennep, welche die Gemarkungs- und Baustruktur der Bergischen Kreisstadt nachhaltig veränderte, sowie die Gründerzeit, in der in seiner Regie die Lenneper Kammgarnspinnerei entstand, *zum dritten* aber durch sein besonderes Vertrauensverhältnis zu mehreren Generationen der *Familie Fritz Hardt* der Tuchfirma Johann Wülfig & Sohn sowie deren *Fabrikdirektor Theodor Pocorny*, der später Mitinhaber der Firma Hardt wurde.

Während Albert Schmidt bei der Lenneper Bevölkerung lange Zeit als der *Talsperrenbauer* bekannt war, wird heute zunehmend erkannt, daß sein Talsperrenbau nur der äußere Reflex einer ganz grundsätzlichen Beschäftigung mit der Ausnutzung des Wassers eben zur Verbesserung der Lebensverhältnisse war. Schon beim Bau der Bever-Talsperre, von der er selbst sagt, er habe sie »nur« als Unternehmer gebaut, flossen wassertechnische und wasserwirtschaftliche Überlegungen von seiner Seite in das Konzept von Professor Intze aus Aachen ein, zu Recht wird er heute deshalb in Werken über Talsperrenbau auch als *Ingenieur* bezeichnet, der ja neben Talsperren, Ausgleichsweihern und Wasserleitungen auch zahlreiche Stromgewinnungsanlagen erdachte und vor Ort entstehen ließ. Mehrere technische Erfindungen und Patente, insbesondere auf dem Gebiet der Trocknungsanlagen, gehen auf sein Konto.

Die *großen wassertechnischen Vorhaben* wurden überwiegend allerdings erst nach 1903 erdacht, darunter ein Konzept zur verbesserten *Wasserausnutzung an der Abr*, das er in einer Werbebroschüre in begeistertem und optimistischem Ton beschrieb, und ein Projekt im östlichen Caprivi-Zipfel des deutschen Kolonialgebiets *Deutsch-Südwestafrika*. Nur sein bereits fortgeschrittenes Alter hinderte ihn damals daran, auf Einladung der Reichskolonialbehörde mit nach Afrika zu fahren, er fühlte sich mit seinen 66 Jahren nicht mehr tropentauglich. Viele dieser Projekte wurden durch den ersten Weltkrieg zunichte gemacht, in seinen hier wiedergegebenen Erinnerungen sind sie für uns Heutige erhalten.

Man könnte bei alledem fast vergessen, daß bis zur Übergabe des Baugeschäfts an die nächste Generation im Jahre 1903 – wie man in der Familie zu sagen pflegte – auch »halb Lennep«, also privat oder öffentlich finanzierte Häuser, von der Firma Albert Schmidt gebaut wurden, wovon die vom ihm selbst gefertigte Aufstellung, die nachweislich nicht einmal vollständig ist, in diesem Buch hinlänglich Auskunft gibt.

Die von seinen Vorfahren und schließlich von ihm selbst in den Wupperorten erstellten *Industriebauten* stehen heute z.T. unter Denkmalschutz (dem Industriemuseum in Dahlerau, das an seiner Tür mit einem Klingelknopf »Albert Schmidt« an den Baumeister erinnert, sei auch von dieser Stelle eine lange Zukunft gewünscht), eine umfassende Würdigung Albert Schmidts als Industriebauer steht jedoch noch aus. Um eine Grundlage dafür zu schaffen, ist für die Zukunft auch die *Herausgabe der geschäftlichen Erinnerungen* angedacht, die in sechs maschinenschriftlichen Bänden mit unzähligen Zeichnungen und Skizzen unveröffentlicht vorliegen. Auch für die zwei *Afrikaschriften* ist eine spezielle Herausgabe, hier im Zusammenhang mit dem Kolonialen Bildarchiv der Stadt- und Universitätsbibliothek Frankfurt a.M., ins Auge gefaßt.

Der vorliegende Band ist ein Buch über Albert Schmidt, über seine Familie, über seine Heimatstadt, über seine Bauten und Wirkungsstätten. Er ist nicht als wissenschaftliches Kompendium konzipiert, nicht als Doktorarbeit, nicht als Nachschlagewerk, sondern vielmehr als *Leseausgabe*, oder wie man heute so sagt, als Reader.

Dies hat seinen Grund vor allem darin, daß das Buch für jedermann lesbar sein soll, in der ehemaligen Haupt- und Kreisstadt Lennep, im Bergischen Lande und anderswo. Für diesen Zweck wurde der *Originaltext* an wenigen Stellen, insbesondere im Bereich von Berechnungen und Zahlenangaben auf das für den fachfremden Leser Erträgliche gekürzt. Ansonsten wurden nur eklatante Fehler, die meist beim Diktieren entstanden sind, berichtigt. So liegt dieser Leseausgabe durchaus ein Originaltext zugrunde, wenn auch als Patchwork sozusagen; Wiederholungen sollten zwar vermieden werden, waren aber an manchen Stellen gerade wegen der Lesbarkeit des Textes unvermeidbar. Auch der Stil und die persönlichen Eigenheiten der Redeweise wurden fast durchgängig beibehalten. So aß der Autor »sich« manchmal ein großes Stück

Fleisch, oder er spricht von den »in Maulkraft Geeichten«, die während der Revolutionszeit von 1848 oder auch beim Feuerwehrfest lautstark ihren augenblicklichen Gefühlen Ausdruck verliehen. Im übrigen ist der Stil durch und durch sachlich und sehr gut lesbar. Augenscheinlich gewöhnte sich Albert Schmidt neben seiner bergischen Alltagsprache über die ausgedehnte wissenschaftliche Lektüre die Schriftsprache an, von der er im Familienkreise gänzlich absah. Die Enkel amüsierten sich dort köstlich über sein eigenartiges oder sogar falsches Deutsch, etwa wenn er davon sprach, ihm sei »der« Bein weggerutscht. An den aus dem Lennepener Kreisblatt abgedruckten Arbeiten wurde so gut wie nichts verändert. Hier fällt weniger die Sprache auf, sondern der leicht ironische und humorvolle Ton, in dem sie verfaßt sind.

Der vorliegende Band enthält *drei Anhänge*: Dokumente zu einer *Firmengeschichte*, wenige ausgewählte *Zeitungsbeiträge über Albert Schmidt* aus verschiedenen Jahrzehnten und eine *erste Bibliographie*. Letztere versucht in ihrem ersten Teil, die sehr zahlreichen Originalschriften des Autors aufzuführen, eine schwierige Aufgabe, da ja ein Großteil gar nicht veröffentlicht ist. Der Herausgeber hat inzwischen auch unterschiedliche Versionen zusammengetragen. Der zweite Teil der Bibliographie enthält ausnahmslos Publikationen, in denen Albert Schmidt oder seine Bauten erwähnt sind. Naturgemäß sind zahlreiche Aufsätze der Lokal- und Regionalpresse darunter, auch Einheiten, deren bibliographische Angaben für eine rein wissenschaftliche Veröffentlichung zu ungenau wären. Für unsere Zwecke erscheint es jedoch sinnvoller, auch unvollständige Angaben nicht zu verschweigen, in dem Bewußtsein, daß der Suchende mit der Hilfe etwa des Remscheider Stadtarchivs oder ähnlicher Institutionen bei Bedarf zum gewünschten Ziel kommt. Der Sekundärbibliographie wurden i.ü. wie der Primärbibliographie *erklärende Bemerkungen* beigegeben, wo dies sinnvoll erschien.

Das beigegebene umfangreiche *Bildmaterial* soll einschließlich der z.T. ausführlichen *Bildunterschriften* ein plastischeres Verständnis der Texte ermöglichen. Die Abbildungen entstammen sowohl dem Familienbesitz als auch bereits erschienenen Werken, die sich wiederum oft auf das Bildmaterial des Remscheider Stadtarchivs stützen, das ja bekanntlich das historische Lennepener Stadtarchiv aufgenommen hat. Soweit über die Vorlage ermittelbar bzw. überhaupt nötig, wurden entsprechende Angaben gemacht. Da sowohl sämtliche Texte des im Augenblick privaten Albert-Schmidt-Archivs in Gießen (hier wohnt der Herausgeber), als auch alle Abbildungen in digitaler Form dem Stadtarchiv Remscheid übergeben werden sollen, ist der Hinweis auf den Privatbesitz nur zwischenzeitlich notwendig.

Am Ende dieses Vorworts *ist nunmehr zu danken*, für die Überlassung von Material, für zahlreiche Auskünfte, Erläuterungen und Ratschläge. Naturgemäß hat die große Familie, die heute nur z.T. noch den Namen Schmidt trägt, auch den größten Teil der Materialien bereitstellen können. Stellvertretend sei hier der Lennepener Hans Zimmer genannt, der viele Jahre lang alle Belege sammelte, in denen das Werk Albert Schmidts erwähnt wurde. Dem *Stadtarchiv Remscheid* schuldet der Herausgeber großen Dank, nicht nur wegen der Überlassung von Bildmaterialien, sondern vor allem auch deshalb, weil er sowohl von dessen Direktor als auch von den unterschiedlichen Mitarbeitern immer wohlwollend empfangen worden ist. Dem *Rheinisch-Westfälischen Wirtschaftsarchiv zu Köln* dankt der Herausgeber insbesondere für die Offenlegung technischer Zeichnungen von Albert Schmidt, die 1988 bei einem Umbau der Werkanlagen Dahlerau in einer verstaubten Kiste zum Vorschein kamen und vom *Wülfing-Archiv* übergeben wurden.

Dank ist jedoch auch den Personen und Institutionen auszusprechen, die heute in direkter Weise das Andenken an die örtliche Industriegeschichte pflegen, dem *Johann Wülfing & Sohn Museum in Dablerau* und dem *Lennepener Tuchmuseum*. In beiden Fällen ist die gelungene Arbeit nur durch den Einsatz der eigenen Freizeit möglich. Auch hier wurde der Herausgeber großzügig mit Unterlagen und Auskünften versorgt. Hautnah erfährt man beim Besuch beider Museen das Flair der Lennepener Tuchgeschichte und der dazugehörigen Bauten, verbunden mit der Firmengruppe Wülfing, Hardt und Pocorny, deren Baumeister über Jahrzehnte der Lennepener Bürger Albert Schmidt gewesen ist.

Alb. Schmidt
Lennep

KAPITEL I

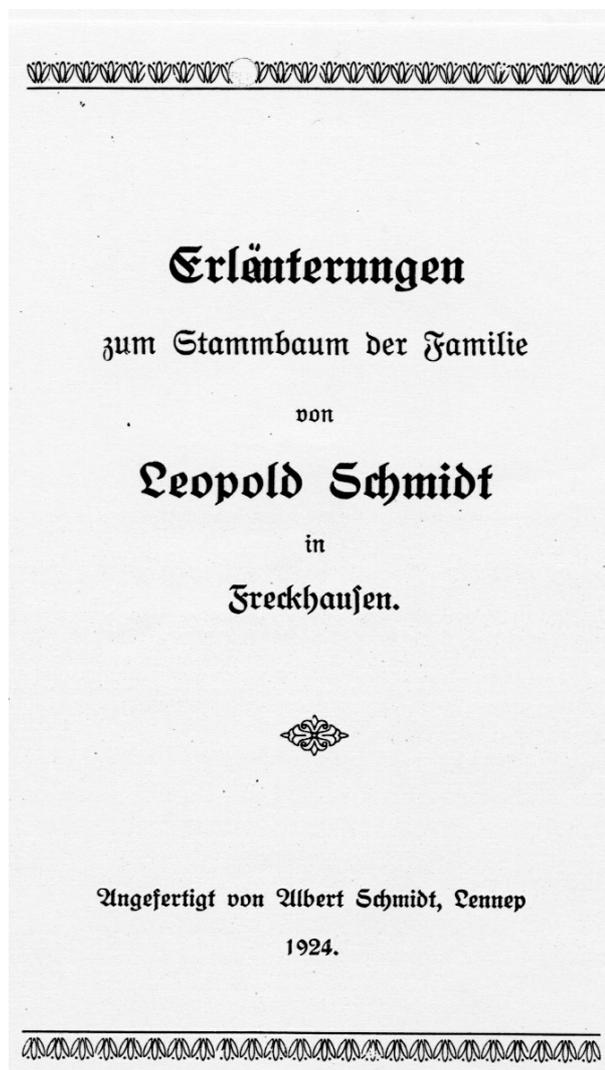
Über Freckhausen im Oberbergischen, die Stammeltern und das Bauen an der Wupper

Wenn im höheren Lebensalter die Körper- und Geisteskräfte noch so weit erhalten geblieben, daß das Bedürfnis zur Arbeit und besonders zur geistigen Tätigkeit das Gemüt beherrscht, so ist die Zeit gekommen, sich über die Familienentwicklung, die man zum Teil erlebt hat, klar zu werden. Für einzelne Zweige der engeren Familie und für andere Familienstämme, die durch Heirat mit meiner Familie verbunden waren, hatte ich schon bisher Stammbaumzeichnungen angefertigt, um deren Entwicklung zu zeigen und bei Familienfesten, Geburtstagen und dergleichen die Daten zur Hand zu haben.

Neuerdings habe ich mir nun die Aufgabe gestellt, die Familienentwicklung von dem Großvater aus in allen Zweigen festzustellen, eine Arbeit, welche viele Nachforschungen bei den schon weit auseinandergehenden Familien notwendig macht und mit Reisen in die nähere Umgebung verbunden ist. Es waren dabei mancherlei Schwierigkeiten zu überwinden, weil nicht alle Beteiligten aufzufinden oder erreichbar waren. Eine Entwicklungsgeschichte der 339 Personen umfassenden Familie kann natürlich von mir nicht geschrieben werden, es können nur kurze Mitteilungen über das Leben der Hauptstammeltern gemacht werden, welche auch einen Teil der Erlebnisse bei den Reisen zur Ermittlung der Einzelheiten des Stammbaumes enthalten.

Das von Ruhr und Sieg einerseits, dem Rhein und dem Ebbegebirge andererseits begrenzte Bergische Land zerfällt durch die Verschiedenheit der geologischen und meteorologischen Verhältnisse in drei gesonderte Bezirke. Der nördliche Teil an der Ruhr hat die günstig gelegenen, weil nahe an der Erdoberfläche sich befindenden Kohlenflöze. Der mittlere Teil ist durch sein nach dem Rhein hin abfallendes Gelände dem wasserreichen Westwind ausgesetzt, der durch das allmähliche Ansteigen vom Rhein bis zum Ebbegebirge seine Wasserdämpfe verdichtet und dadurch so reichliche Niederschläge spendet, daß das Wupper- und Aggergebiet außergewöhnlich wasserreich ist und dadurch von Alters her zur industriellen Ausnutzung geeignet war. Der südliche Teil zwischen Agger und Sieg hat in den Klüften des Schiefer- und Grauwackengebirges reiche Erzlager, besonders Blei- und Kupfererze, die dort in vielen Gruben ausgebeutet werden.

In diesem südlichen Teil zwischen Dieringhausen



Albert Schmidt. Privatdrucke für den familiären Gebrauch ließ der Autor bei den Verlagen Richard Schmitz oder Ad. Mann in Lennep herstellen. Sie sind in den unterschiedlichen Familienzweigen noch zahlreich vorhanden.



Stammhaus der Familie Schmidt in Freckhausen im Oberbergischen. Zeichnung von Albert Schmidt. »Großvater Leopold hatte das Haus im Jahre 1838 in solidem Fachwerk neu erbaut; die Eingangstür im Übergangstile vom Barock zum Empire hatte er beim Abbruch eines alten Hauses in Lennep erworben und verwendet.«

und Eckenhagen liegt die Ortschaft Freckhausen, die Heimat des Stammvaters der zahlreichen Familien Schmidt und Bergerhoff, von Leopold Schmidt und seiner treuen Ehefrau Maria Gertrud Voß. Freckhausen liegt auf einer nach dem Langenbachtal hin geneigten Fläche, auf der Wasserscheide des Alper- und Langenbachs in einer Höhenlage von 300-350 Meter über dem Amsterdamer Pegel. Man hat dort einen weiten Umblick über das Agger- und Wiehltal, sieht im Westen Drabenderhöhe und die Bergkuppe Hohe Warte bei Runderoth, dann nach Norden die Wasserscheide zwischen Agger und Wupper über den Unnenberg bis zum Ebbegebirge. Zu Lebzeiten des Stammvaters Leopold Schmidt waren die etwa 30 Häuser des Hofes noch alle mit Stroh gedeckt. Nur in einzelnen Häusern gingen die Schornsteine zum Dach hinaus, sie mündeten meistens unter dem Dach im Rauchfang, der nur eine Abströmungsöffnung für den Rauch in der Giebelspitze hatte. An der tiefsten Stelle des Hofes lag ein kleiner Teich, der die Quellen des Langenbaches enthielt. Dem Teiche gegenüber, das letzte Haus des Gehöftes, war das Haus des Stammvaters. Er hatte dasselbe im Jahre 1838 in solidem Fachwerk neu erbaut; die Eingangstür im Übergangsstile vom Barock zum Empire hatte er beim Abbruch eines alten Hauses in Lennep erworben und dort verwendet.

Gegenüber, oberhalb des Teiches lag das Geburtshaus des Baumeisters Christian Heyden in Barmen, ein Schulkamerad und Jugendfreund meines Vaters Christian Schmidt, der die Bauakademie besucht und seine Examina als Privatbaumeister gemacht hatte. Bei den vielen Bauten, welche er in Lennep und Umgegend projektiert und ausgeführt hat, ließ er seinen Jugendfreund die Maurerarbeiten ausführen, so sind die Wohnhäuser der meisten Fabrikanten in Lennep, die Fabriken und Wehrbauten an der Wupper von Beyenburg bis Hückeswagen, die Kirche in Klaswipper und das Schloß des Baron Fürstenberg in Heiligenhoven bei Lindlar von Heyden projektiert und von dem Stammvater Leopold Schmidt und seinem Sohn Christian ausgeführt worden. Heyden ist im höheren Alter, nach Aufgabe seiner Tätigkeit in Barmen, weil sein Sohn Maschinen-Ingenieur geworden war und er deshalb keinen Nachfolger hatte, wieder nach Freckhausen gezogen und dort gestorben. Sein Wohnhaus ist nicht mehr vorhanden, wie die meisten alten Häuser von Freckhausen, es sind weniger, aber solidere Gehöfte daraus entstanden, nur das solide Haus des Stammvaters ist noch vorhanden. Es war ein Doppelhaus mit zwei Eingängen.

Nach meiner Erinnerung war der Stammvater Leopold Schmidt groß und schlank gebaut, wenn er uns in Lennep besuchte, welches häufig geschah, da er ja an den Bauten beteiligt war, so trug er immer langschäftige Wasserstiefel. Man erzählte von ihm, daß er in der Nähe eines Wassertümpels immer mit einem Fuß im Wasser stand, es war sein zweites Element und es hat den Anschein, daß meine erhebliche Tätigkeit und Vorliebe für Wasserbauten eine ererbte Eigenschaft von meinem Großvater ist.

Er war am 15. Januar 1776 in Freckhausen geboren und ist dort am 12. Juni (nach einer anderen familiären Quelle bereits am 20. Mai) 1851 gestorben. Die Großmutter Maria Gertrud Voß war am 2. Februar 1775 geboren und am 13. März 1852 gestorben. Da der Hof Freckhausen zur Gemeinde Eckenhagen gehörte, so sind sie dort begraben worden. Neben dem Kirchhof wurde später ein Weg gebaut und etwas von dem Kirchhof dazugenommen, sodaß beim Ausschachten der Wegeböschung Menschenknochen zum Vorschein kamen von früher dort Begrabenen. Mein Vater hatte damals Eckenhagen besucht und dieses Ereignis gesehen. Nach seiner Heimkehr erzählte er uns ganz empört; er habe in Eckenhagen gesehen, daß man mit den Knochen seines Vaters die Birnen von den Bäumen geworfen habe.

Wie es früher allgemein üblich war hat auch der Großvater auf einem Bibelblatt die Familienergebnisse, Geburts- und Sterbedatum notiert. Das Blatt ist später von seinem Schwiegersohn Wilhelm Bergerhoff weiter fortgeführt worden und befindet sich in dem Besitz von Friedrich Hölken in Oehde bei Rittershausen, der die Wilhelmine Bergerhoff geheiratet hatte.

Wie schon oben erwähnt, hatte der Stammvater Leopold Schmidt und sein Sohn Christian auch den vom Baumeister Heyden projektierten Auf- und Erweiterungsbau für den Baron Fürstenberg in Heiligenhoven bei Lindlar im Jahre 1848 ausgeführt. Da dieser Schloßaufbau besondere Aufmerksamkeit seitens des ausführenden Meisters erfordert, so war mein Vater genötigt, häufig wochenlang sich in Heiligenhoven aufzuhalten und mußte seine Geschäfte in Lennep seiner Frau und einem tüchtigen Gehülfen überlassen. Der Briefwechsel und Nachrichtendienst zwischen meinem Vater auf seinem Schloßbausplatz und meiner Mutter in Lennep scheint nicht besonders ausgebildet gewesen zu sein. Meine Mutter war genötigt, um verschiedene Angelegenheiten zu erledigen und über die Rückkehr des Vaters sich zu unterrichten, ihm einen Boten zuzusenden. Da nun mein Vater Arbeitermangel hatte, so kam ihm der Bote sehr gelegen, er stellte ihn an dem Schloßbau mit ein und erhöhte dadurch natürlich die Verlegenheit der Mutter. Ein zweiter Bote wurde ebenfalls dort gehalten bis alsdann am folgenden Sonnabend der Vater mit den Boten in der



Mebrmals ist das Schloß Heyligenboven durch Brände völlig zerstört worden. Geblieben ist der Park, in dem Albert Schmidt Anfang der 20er Jahre unter einer Riesebuche sitzend an seine Vorfahren Christian und Leopold Schmidt dachte, die in Jahre 1848 Schloss und Vorburg völlig neu gestalteten. Foto: 1999, Privatbesitz.



Schloß Heiligenboven bei Lindlar. 1924 gezeichnet von Albert Schmidt. Deutlich ist der heute nicht mehr vorhandene zinnenartige Gesimskranz zu sehen, der in den Erinnerungen Albert Schmidts mehrfach erwähnt wird. Zeichnung: Privatbesitz.



Schloß Heiligenboven bei Lindlar. Das Schloß wurde in Albert Schmidts Kindheit vom Eigentümer Baron von Fürstenberg grundlegend erweitert und mit einer Vorburg versehen. Die Arbeiten wurden von dem ebenfalls aus Freckhausen im Oberbergischen stammenden Baumeister Christian Heyden projiziert und von Albert Schmidts Großvater Leopold und Vater Christian ausgeführt. Foto: 1999, Privatbesitz.



Das Geburtsbaus Albert Schmidts in der Lennep Poststraße. Das solide Steinbaus mit für heutige Begriffe extrem starken Mauern hatte Vater Christian als Familiensitz vorgesehen. Aufgrund der Verschlechterung der Geschäftslage wurde das Haus nach der Geburt Albert Schmidts 1841/42 an den Großkaufmann Beckmann verkauft. Die Familie wohnte dann bis 1851 im Lennep Haus Knustböbe 11 bei Dr. chir. Schröder zur Miete. Foto: 1999, Privatbesitz.



Das Stammbaus der Familie in Freckhausen im Jahre 1999. Foto: Privatbesitz.

Heimat erschien.

Meine Mutter hatte uns diese Episode häufig erzählt und dadurch den Wunsch in mir erzeugt, diesen Schloßbau kennen zu lernen. Die Erfüllung dieses Wunsches konnte erst nach beinahe 80 Jahren erfolgen, da ich erst im höchsten Alter die nötige Muße fand, das etwas abseits vom Verkehr liegende Schloß zu besichtigen.

Erst am 11. Juli 1921, an einem sehr heißen Sommertage mit wolkenlosem Himmel habe ich die Reise nach Lindlar unternommen, weil ich im Sülzetal in Talsperrenangelegenheiten eine Besichtigung vornehmen wollte. Da der Schloßherr, Baron von Fürstenberg, abwesend war und die Damen, die Baronin mit Tochter und Bedienung wegen der unsicheren Verhältnisse und der Erfahrungen, die sie mit der englischen Besatzung im vorigen Jahre gemacht hatten, eine Besichtigung des Schloßinnern nicht wünschten, so setzte ich mich in den Schatten einer Riesenbuche auf eine Bank und stellte Betrachtungen darüber an, wie mein Vater vor beinahe 80 Jahren hier beim Aufbau tätig gewesen war und wahrscheinlich häufig unter dem Schatten des damals sicher schon starken Baumes gesessen hatte, wenn die Sonne wie heute vom wolkenlosen Himmel ihre sengenden Julistrahlen herabsandte. Er hatte damals zu Hause einen kleinen Sprößling, von dem er sicher hoffte und erwartete, daß er späterhin einmal seinen Spuren folgen und sich im Baufach betätigen würde. Er konnte sich aber gewiß nicht vorstellen, daß dieser kleine Bursche noch im höchsten Alter unter derselben Buche sitzen würde und versuchte, Gedanken anzuknüpfen, an diese längst vergangenen Zeiten.

Wenn auch der Großvater in den letzten zehn Lebensjahren die Bauausführungen im Allgemeinen meinem Vater überließ, so mußte er doch bei den an der Wupper häufig vorkommenden Wasser- und vorzugsweise Wehrbauten mit Rat und Tat aushelfen.

So erinnere ich mich seiner Tätigkeit am Wehrbau und dem Stollenbau der Fabrikanlage Hammerstein, zwischen Kräwinklerbrücke und Hückeswagen gelegen, im Jahre 1847. Mein Vater nahm mich damals häufig mit zu dieser Baustelle, und wir haben in dem aus den alten Burgtrümmern errichteten Gutshaus von Hammerstein häufig Kaffee getrunken. Drei Generationen Schmidt saßen dort einträchtig zusammen und ließen es sich wohlschmecken. Über der Türe des Gutshauses waren die in Haustein ausgeführten alten Wappen der früheren Besitzer der Burg eingemauert. Unter dem einen Ritterkopf mit Helm stand Christoffel von Hammerstein und unter dem anderen Margaretha von Wrede, 1668 in die Steinplatten ausgehauen. In einem alten Akt, der über den Wehrbau von Beyenburg ausgestellt war, fand ich die Unterschriften: Beyenburg, den 1. September 1847. Chr. Schmidt, Leopold Schmidt, Heinrich Ley, Polier.

Sowohl unser Stammvater Leopold wie mein Vater Christian Schmidt gehörten noch zu den soliden, absolut ehrlichen und zuverlässigen Geschäftsleuten. Auf ihren Bauausführungen konnte man ruhig später nach Bedarf noch weitere Stockwerke errichten, ohne Gefahr zu laufen, daß die Unterbauten versagen würden. An ihren Bauunternehmungen wurde nicht an Material gespart, auch wenn die Baupreise noch so sehr gedrückt wurden.

Der Ruf der absoluten Ehrlichkeit und Zuverlässigkeit war so groß, daß in den Revolutionswirren von 1848 eine hiesige sehr reiche und angesehene Firma ihre Wertpapiere und Dokumente in einer Kiste verpackt meinem Vater ins Unterbett legte. Er schlief auf Millionenwerten, die Revolutionäre suchten bei ihm solche Schätze nicht. Nach der schlimmsten Zeit wurden die Kisten wieder abgeholt. Die geistigen und körperlichen Eigenschaften unserer Vorfahren haben durch Vererbung bei den zahlreichen Nachkommen der großen Familie günstig gewirkt, denn der Stammbaum zeigt eine Familienentwicklung, die auf gutes Blut der Vorfahren schließen läßt.

Ueberall, wo ich als noch lebender Zeuge der alten Familiengemeinschaft erschien, um Bausteine zu sammeln für den Aufbau einer gemeinsamen Familientafel, wurde ich mit Verständnis und Wohlwollen empfangen, sodaß ich das Gefühl erhalten habe, der Geist der Ahnen, ihre seelischen Eigenschaften, welche Menschenliebe betätigten, wo sie nur konnten, wirken immer noch in allen Nachkömmlingen.

Nach der ersten Informationsfahrt nach Freckhausen im Mai 1855 hatte ich das einsame Örtchen, welches außerhalb des Verkehrs lag, trotz meiner bautechnischen Tätigkeit im Aggertale in den Jahren 1879 bis 1920 nicht wieder besucht. Die riesige Entwicklung meiner bautechnischen Tätigkeit, welche nach dem Tode meines Vaters am 23. Februar 1865 einsetzte, verhinderte den Besuch des Stammortes, weil mit den dort noch wohnenden Abkömmlingen der Familie keine Beziehungen mehr bestanden. Sie waren eingeschlafen. Erst die Nachforschungen über die Entwicklung der einzelnen Familienstämme bei Anfertigung des großen Familienstammbaums veranlaßten mich im Jahre 1924, den Stammort wieder zu besuchen. In Begleitung von Hermann Bergerhoff und seinem Schwiegervater Schmidt, der uns dort oben in Empfang

genommen hatte, gingen wir durch den Ort bis zum tiefsten Punkt. Dort stand das Stammhaus des Großvaters Leopold Schmidt, welches er vor 86 Jahren erbaut hatte, noch vollständig gut erhalten und nur durch einen Flügelanbau verändert. Ich erkannte das Haus trotz meiner 68-jährigen Abwesenheit sofort wieder und es tauchten aus den Falten der Gehirnrinde die Erinnerungen an frühere Erlebnisse mit meinen Vettern auf, welche so lange geschlummert hatten.

Die Gestalten des Großvaters, der Großmutter und des Onkels Bergerhoff kamen mir lebendig in Erinnerung, ich bemerkte sofort, daß das Haus von Heyden verschwunden war, und ich hörte mit großem Interesse die Entwicklungsgeschichte Freckhausens in den letzten Jahrzehnten von Herrn Schmidt, der in seiner Jugendzeit bei mir in Dahlerau gearbeitet und dann den Pflasterberuf ergriffen hatte. Bei einem späteren Besuch in Freckhausen habe ich das Haus bei strömendem Regen skizziert, um es am Fuße der Stammbaumzeichnung als Illustration zu benutzen.

Über die Entwicklung meiner eigenen Familie, den Abkömmlingen des einzigen Sohnes Christian des Stammvaters Leopold Schmidt, möchte ich nur kurz berichten, daß der Stammvater mit seinem Sohn Christian ein gemeinschaftliches Baugeschäft, anfänglich von Freckhausen aus, dann aber seit 1835 von Dahlhausen a. d. Wupper aus geführt hat.

Die Dahlhauser Eisenhämmer wurden von der Firma Adolf und Heinrich Bauendahl angekauft, abgebrochen und zu einer großen Tuchfabrik umgebaut. Das Wupperwehr wurde erneuert und Arbeiterwohnhäuser errichtet. Die ganze Anlage war projektiert worden von dem Jugendfreund meines Vaters, dem Baumeister Christian Heyden in Barmen, geboren in Freckhausen. Nach Fertigstellung dieser großen Anlage und ähnlichen sehr großen Bauten in Dahlerau, Vogelsmühle, Krebsöge und Friedrichstal, alle an der Wupper gelegen und von Heyden projektiert, heiratete mein Vater die Tochter des Walkers Vormann, Wilhelmine, im Jahre 1839. Das Besitztum Island in Dahlhausen erhielt Wilhelm Bergerhoff mit Frau Elisabeth Schmidt, und mietete sich mein Vater eine Wohnung in Lennep, um ein schönes Hausteinwohngebäude von Fuhrmann, nach dem Plane von Heyden zu erbauen. Gleichzeitig baute er für sich auf eigene Rechnung ein schönes Haus, teilweise in Haustein in der Poststraße, in welchem ich am 23. Juni 1841 geboren bin. Es wurde aber schon nach einem Jahre verkauft. Ebenso wurde 1838 das Stammhaus des Großvaters in Freckhausen gebaut, welches den Gedanken aufkommen läßt, daß bei den großen Fabrikbauten an der Wupper erheblich verdient wurde.

In den nun folgenden 25 Jahren bis zum Tode meines Vaters am 23. Februar 1865 ist sehr viel gebaut worden, aber das Geschäftsverdienst war außerordentlich schwankend und immer nur eben genügend zum Lebensunterhalt der allmählich anwachsenden Familie. Während dieser Zeit wurden die Baupläne meistens von Christian Heyden angefertigt und von meinem Vater ausgeführt, sie arbeiteten als Jugendfreunde in dieser Beziehung Hand in Hand. Nach dem Ableben des Vaters habe ich alsdann das Baugeschäft 37 Jahre lang weitergeführt und von 1875 an auch alle Baupläne selbst gemacht.

Eine auch nur annähernd genügende Beschreibung dieser Zeit ist unmöglich, das Geschäft entwickelte sich außerordentlich. Außer der Begründung und dem Betrieb einer Maschinenziegelei mit Ringofen wurden 460 Neubauten ausgeführt, darunter Millionenbauten wie die Talsperren. Von 1903 bis 1920 habe ich dann noch Wasserbauten, Wehre, Elektrizitätswerke und Talsperren projektiert, aber nicht mehr als Unternehmer ausgeführt.

Ich möchte nur noch in Bezug auf die Gemeinschaft mit den übrigen Abkömmlingen von dem Stammvater Leopold Schmidt erwähnen, daß die verwandtschaftlichen Beziehungen mit allen so viel wie möglich gepflegt wurden und erst eine Entfremdung eintrat, als sie von Dahlhausen weggezogen, welches begreiflich ist, wenn man bedenkt, daß gleichzeitig die Beziehungen mit der Familie meiner Frau Maria Haas, geboren 5. September 1843, gestorben 9. Oktober 1920, zu beachten waren, deren Stammbaum 13 Einzelstämme mit 120 Personen umfaßt.



Stammhaus in Freckhausen. Zeichnung von Albert Schmidt. Durch den Eckanbau bot das Haus einer zweiten Familie Platz. Die bauliche Struktur ist bis heute erhalten.

Erinnerungen an das Familienleben in der Kinderzeit

Über meine Eltern

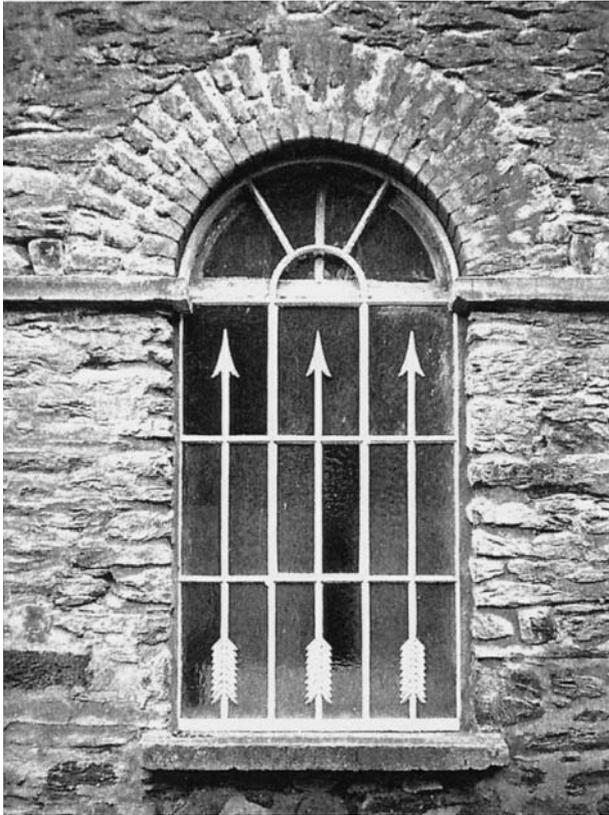
Weil die Photographie in den Lebzeiten meines Vaters noch nicht so allgemein verbreitet war und auch bei den nicht besonders guten Vermögensverhältnissen jede nicht unbedingt notwendige Ausgabe vermieden werden mußte, so haben wir kein Bild vom Vater erhalten. Er war kräftig gebaut, mittlere Größe mit etwas Embonpoint. Die Kopfform, besonders die große Stirne und obere Kopfhälfte hatte er von seiner Mutter ererbt. Von seinen Kindern war mein Bruder August ihm am ähnlichsten. Sein Charakter war unbedingte Ehrlichkeit und Zuverlässigkeit. Seine Güte und Menschenliebe wurde häufig von seinen Freunden ausgenutzt. Als er sich nach meinem Examen vom Baugeschäft zurückzog und nur die Ziegelei Neuenhof betrieb, hatte er dort eine große Geflügelfarm eingerichtet, 100 Hühner, Enten, Gänse etc. Aber die Eier wurden ihm von seinen Freunden abgeschmeichelt, so daß die Mutter häufig sagte: 100 Hühner und doch keine Eier. Sein Ruf als unbedingt zuverlässig und ehrlich war so groß, daß eine hiesige Millionärsfirma in der Revolutionszeit von 1848 ihm ihre Vermögensdokumente in einer Kiste ins Bett legte, bis die Gefahr vorüber war. Er schlief auf den Millionenwerten der Firma Peter Schürmann & Söhne, sie wurden später wieder abgeholt. Ich werde niemals das gütige Lächeln vergessen, wenn er mit mir sprach, er war davon überzeugt, daß ich sein Werk in seinem Sinne fortsetzen und meinen größeren Kenntnissen entsprechend höher entwickeln würde, und daß seine Hinterbliebenen bei mir gut aufgehoben wären, auch wenn er nicht mehr imstande war, selbst deren Zukunft zu sichern. Er mußte zu frühzeitig im 60. Lebensjahr sterben, weil die Wissenschaft noch nicht so weit entwickelt war, daß sein Leiden operiert werden konnte, welches heute leicht möglich wäre. Er hat 11 Tage im Sarg über der Erde gelegen, weil keine Verwesung eintrat, das einzige sichere Zeichen des Todes, so konnten wir ihn nicht beerdigen lassen. Es war ein Zeichen eines urgesunden Körpers, der nur wegen einem örtlichen Leiden, entstanden bei einem Fall vom Gerüst beim Fabrikbau zu Vogelsmühle, nicht weiterleben konnte.

Das urgesunde Blut unserer Eltern hat sich auf die Nachkommen vererbt, heute im Jahre 1932 leben noch Albert mit 90 Jahren, Laura mit 89 und Malchen mit 84 Jahren.

Ein häufig gebrauchter Ausspruch meines Vaters lautete: »Alles Leben wiederlebt sich.« Er meinte damit, die Lebensschicksale, Geschäftserfolge und dergleichen bleiben nicht gleichartig gut oder schlecht, sie wiederholen sich in längeren oder kürzeren Perioden.

Als er 1839 heiratete, hatte er die Fabriken in Dahlhausen und Dahlerau gebaut, er war wohlhabend geworden und erbaute mein schönes, sehr solides Geburtshaus in der Poststraße unter dem Berliner Hof, in welchem er aber nur ein Jahr, zur Zeit meiner Geburt, gewohnt hat. Seine Verhältnisse mußten sich wohl wieder verschlechtern haben, er verkaufte das Haus an den Großkaufmann Beckmann und zog wieder in ein Mietshaus bei dem uralten Dr. chir. Schröder, Knuthöhe 11. Wir haben dort von 1842 bis 1854 gewohnt. In dieser Zeit hatte er wieder geschäftliche Schwankungen zu überwinden. 1851 konnte er die 15 Morgen großen Grundstücke am Neuenhof ankaufen und eine Feldbrandziegelei gründen, welche später 1868 von mir zu einer Ringofenziegelei umgebaut wurde.

Aber 1852-1854 waren wir wieder so arm, daß meine Mutter von den Bleichpfennigen ihren Haushalt bestreiten mußte, welche durch eine Bleichereianlage in einer damals tief liegenden Wiese unter dem Grundstück unseres Nachbarn Thomas, von den Nachbarn, die dort ihre Wäsche aufwaschen und bleichen konnten, einkamen. Ich habe später dieselben Erfahrungen gemacht. Etwa alle 7 bis 11 Jahre kam eine geschäftliche Depression. Josef in Ägypten spricht ja auch in der Bibel von sieben mageren und fetten Jahren. Die Weltdepression, welche jetzt 1930-1932 eingesetzt hat, wird ja wohl auch auf ähnliche Grundursachen zurückzuführen sein. Nach jedem Aufschwung folgt ein Niedergang, die Stärke der jetzigen Depression wird ja auch durch die Schwächung aller Verhältnisse, durch das furchtbare Völkerringen, den Weltkrieg verursacht sein. Durch die Fortschritte der Technik wurden immer mehr Arbeiter eingespart, dadurch die Vermehrung der Arbeitslosigkeit. Aber, alles Leben wiederlebt sich, wie Christian Schmidt schon vor 70 Jahren sagte, und er war ein Prophet!



*Gußeisernes Fenster einer Fabrik in Dahlhausen.
Foto: 1999, Privatbesitz.*



Dahlhausen an der Wupper. Noch heute ist die alte Baustruktur der Fabrikanlage zu erkennen. Große Teile stehen leer. In anderen Bereichen haben sich Geschäfte, z.B. ein Getränkemarkt, angesiedelt. Hoffentlich rufen die Denkmalschützer nicht vergebens. Foto 1999, im Privatbesitz.



Der Fabrikbau in Dahlhausen an der Wupper ist mit mehreren Generationen der Bauunternehmung Schmidt, insbesondere mit dem Vater Albert Schmidts, Christian Schmidt, verbunden. Sein Sohn ersetzte das Bauen mit Feld- und Hausteinen durch den sog. Rheinischen Backsteinbau. Foto: 1999, Privatbesitz.



Kirche in Klaswipper. Albert Schmidts Vater Christian (1805-1865) errichtete neben vielen Industriebauten an der Wupper auch die Kirchen in Klaswipper (Abb.) und Ronsdorf nach den preußischen Vorgaben Schinkels für kleinere Kirchenbauten. Foto: 1999, Privatbesitz.



Cornelia-Hentzen-Haus in Lennep. Christian Schmidt verlegte im Jahre 1840 sein Geschäft nach Fertigstellung der großen Textilfabriken in Dahlhausen nach Lennep. Dort wurde u.a. das Wohnhaus von Daniel Fuhrmann (später Cornelia-Hentzen-Haus in der Lüttringhauser Straße 3) in Sandsteinverblendung erstellt. Foto: 1999, Privatbesitz.

Und nun meine Mutter

In den Lebenserinnerungen, welche ich geschrieben habe und die im Besitz meiner Kinder sind, ist ja ihr Leben, besonders in den 39 Jahren, welche sie den Vater überlebt hat, in welches ja der wunderbare Kaffeetisch jeden Sonntag bei ihr fällt, so eingehend dargestellt worden, daß mir nur noch übrig bleibt, das frühere Familienleben zu Lebzeiten des Vaters in den Hauptzügen zu schildern. Durch die Gutmütigkeit des Vaters, und weil er ja durch seine Bautätigkeit am Tage immer abwesend war, mußte sie die ganze Erziehung und Leitung der Kinder übernehmen, welches sie bei ihrem wunderbaren Fleiß, ihrer natürlichen Klugheit und dem Pflichtgefühl auf das Allerbeste durchgeführt hat.

Unser Mietherr und Mitbewohner des Hauses, Dr. Schröder, war damals 83 bis 96 Jahre alt, sein Haushalt wurde geführt durch eine unverheiratete Tochter und eine Enkelin, wir nannten sie Tante Amalie, sie hat später den Tabakfabrikanten Mittelstenschied in Mühlheim/Rh. geheiratet. Dr. Schröder hatte die Klugheit und Fähigkeit meiner Mutter, sich in allen Verhältnissen zurecht zu finden, bald erkannt. Wenn er die Elberfelder Zeitung gelesen hatte, welche ich ihm an der Post holen mußte, kam er gegen vier oder fünf Uhr nachmittags zur Mutter und setzte sich auf einen Stuhl inmitten der Stube, damit die Mutter beim Zuhören und der Unterhaltung ihre häusliche Tätigkeit um ihn herum ausführen konnte. Dann erzählte er, was er gelesen hatte und hörte die klugen Bemerkungen der Mutter, welche es verstand, in den schwierigen politischen Verhältnissen mitzusprechen und ihre Meinung zu äußern. Mit der Familie unseres Hausherrn waren wir so innig befreundet, daß wir Kinder die Damen nur Tante nannten. Wir wurden auch Weihnachten bei ihnen beschert und waren wie Kinder im Hause bei ihnen. Unsere Freundschaft mit Tante Amalie war so groß, daß ich mit 18 Jahren, nachdem ich in einem Logierhaus im Mülheimer Hafen ein mir nicht zusagendes Quartier verließ, zu ihnen ging und bei Mittelstenschieds im vornehmen Hause logierte und freudig aufgenommen wurde. Sie nahmen mich mit nach Köln zum Fest der Einweihung der



Wwe. Christian Schmidt. »Nach dem Tode des Vaters Christian Schmidt am 23. Februar 1865 hat seine treue Ehefrau Wilhelmine ihn noch 39 Jahre bis zum 4. November 1904 überlebt und ist während dieser ganzen Zeit der Mittelpunkt gewesen, um den sich die ganze große Familie bewegte. Wie eine Patriarchin ist sie in diesen 40 Jahren der geistige und wirkliche Mittelpunkt der Familie gewesen«. Foto, nicht datiert, Privatbesitz.

ersten festen Brücke über den Rhein im Jahre 1859. Weil der Vater wegen seiner ausgedehnten geschäftlichen Tätigkeit meistens außerhalb beschäftigt war und nur zu den Mahlzeiten und abends zuhause war (mittags aß er auch sehr häufig in den in der Nähe der außerhalb liegenden Baustellen sich befindenden Wirtschaften, hauptsächlich bei Eduard Spannagel zu Vogelsmühle), so mußte die Mutter die Erziehung und Leitung der Kinder übernehmen, welche sie in allerbesten Weise ausführte, mit liebevoller Strenge, nach den Prinzipien der höchsten Sittlichkeit und nach ihrem aufrichtigen protestantischen Glauben. Am Abend saßen wir alle, Kinder und Eltern, um den Tisch bei einer zinnernen Öllampe, später mit grünem Schirm, die Mädchen bei Handarbeiten und die Jungen bei Schularbeiten und Geschichten. Nur ich machte meine Schularbeiten morgens früh, da ich sehr früh aufstand, im Sommer um 3-4 Uhr, im Winter um etwa 6 Uhr, so daß ich bei Schulbeginn um 8 Uhr meistens alles in frischem Gedächtnis hatte.

Der Vater war ein starker Raucher, am Tage rauchte er meistens ein Bündel von 25 Zigarren, welche er morgens in die Seitentasche des Rockes packte, und abends zuhause noch Tabak aus den damals üblichen langen Pfeifen. Wenn dann die benachbarten Fuhrleute Kuhstoß, Geldsetzer, Ritz am Abend erschienen, um sich nach dem am anderen Tage nötigen Fuhrwerk zu erkundigen, so wurde die Wohnstube derartig verqualmt, daß die Kinder häufig in die anderen Zimmer oder die Küche flüchten mußten.

Die Mutter war aber für das ganze Hauswesen das führende und leitende Element, sie verstand es meisterhaft, alles in bester, solidester, sparsamster Weise durchzuführen, sie überwachte dabei die Schularbeiten der Kinder, am Abend die Handarbeiten der Mädchen und übernahm auch die notwendige Bestrafung der Kinder bei Übertretung der Ordnung oder bei Unarten. Ich bin häufig in den Keller gesperrt worden, wenn die Unarten eine gewisse Größe erreichten, welches bei dem jugendlichen Übermut recht häufig geschehen ist.

Die Großeltern besuchten uns von Zeit zu Zeit, die Eltern meines Vaters. Großvater Leopold war ein großer, schlank gebauter Mann von fast schönem Antlitz und Gestalt. Er trug meistens langschäftige Stiefel, welche er bei seinen Wasserbauten an der Wupper, die alten Stauwehre sind meistens von ihm erbaut worden, nötig hatte. Die Großmutter geb. Maria Gertrud Voss, hatte ein längliches Gesicht mit großer Stirn und Oberkopf, sie war ja im Alter keine Schönheit, da sie die Unterlippe etwas hängen ließ, aber sie hat doch auch in ihrer Jugendzeit die natürliche Anmut gehabt. Mein Vater und mein jüngster Bruder August haben die Kopfform von ihr geerbt.

Die Eltern meiner Mutter habe ich niemals zusammen bei uns gesehen, der Großvater kam nie, aber desto mehr unser liebes kleines Großmütterchen mit dem runzelvollen, aber freundlich schalkhaften Gesicht, sie war unser liebster Besuch, der von den Kindern meistens mit Jubel empfangen wurde. Die Verwandten väterlicherseits von Freckhausen besuchten uns von Zeit zu Zeit, besonders der Schwager unseres Vaters Christian Bergerhoff, seine erste aber früh verstorbene Frau war Luise Schmidt, geboren 1808, die aber schon mit 32 Jahren im Jahre 1840 gestorben ist; von ihr stammen Christian und Adolf Bergerhoff ab, welche später nach Dahlhausen verzogen sind und viele Jahre hindurch intensiv mit uns verkehrt haben. Die zweite Schwester des Vaters Elisabeth heiratete den Metzger Wilhelm Bergerhoff, bis 1839 auch in Freckhausen, später aber in Dahlhausen wohnhaft, sie waren väterlicherseits nicht mit Christian Bergerhoff verwandt. Mit ihnen haben wir sehr viel verkehrt. Tante Elisabeth hatte mich besonders geliebt, sie hat bis ins höchste Alter hinein mich fast täglich auf meiner Hauptbaustelle Dahlhausen aufgesucht, um mir die Hand zu drücken und einige liebe Worte zu sagen. Ihre Nachkommen müssen noch die Sympathie für mich geerbt haben, sie sind heute noch meine besten und liebsten Freunde in der ganzen großen Verwandtschaft. Die Verwandten mütterlicherseits, welche meistens in Radevormwald,



Ehemaliges Bahnhofsgebäude in Dahlhausen (Wupper). Oft fuhr die Familie Schmidt hier hin, um nach einer reichhaltigen Vesper nach Lennep zurückzuwandern. Foto: Stadtarchiv Remscheid.



Gaststätte Bergerhoff in Dahlhausen um 1900. Hier stärkte man sich von Lennep kommend mit Geschäftsfreunden und mit der Familie. Foto: Privatbesitz.



Das Kirchdorf Remlingrade. Einer der Herkunftsorte der Familie Schmidt. »In den Jahren 1850-1855 war das idyllisch gelegene Örtchen das Ziel unserer Ferianausflüge, wir konnten kein größeres Vergnügen, als unsere Großeltern dort zu besuchen« (Familienerinnerungen Band 3). Zeichnung aus: Der Landkreis Lennep und seine Gemeinden, 1925.

Remlingrade und Umgegend wohnten, besuchten uns auch häufig, besonders die Schwester der Großmutter, Anna Katharina Aldermann, sie war früher Haushälterin bei dem Spediteur Funcke in Wönkhausen gewesen und hatte dort meine Mutter in siebenjährigem Aufenthalt ausgebildet, später wohnte sie in Lehmholl. Mit ihr erschien dann auch eine zweite Schwester der Großmutter, Maria Katharina Dürholt, geborene Aldermann aus Herkingrade und noch ein kleines Frauchen oder Jungfer Minneken von Eistringhausen, welche ich im Stammbaum nicht unterbringen konnte, da ich bei Lebzeiten der Mutter mich nicht danach erkundigt habe und später trotz aller Bemühungen keinen Aufschluß über sie erhalten konnte. Ich erinnere mich, daß sie, als ich ein kleiner Junge war, meinen Kopf streichelte und sagte: »Du lieber kleiner Schelm«, sie hatte einen Regenschirm bei sich mit weißem Horngriff, der eigenartig schön war und mir trotz 85-jährigem Zurückliegen der Erlebnisse in Erinnerung geblieben ist. Über unsere Besuche bei den Großeltern beiderseits habe ich in den Lebenserinnerungen, welche im Besitz der Kinder sind, genügend berichtet.

Der bescheidene Sinn der Mutter ist zu häufig in den Lebenserinnerungen bei den Kindern geschildert worden, daß ich hier nur kurz erwähnen will, daß sie bei der Wagenfahrt nach Denklingen, um ihre Tochter in die Pension zu bringen, den Wagen eine halbe Stunde vor Denklingen verließ und zu Fuß, das Gepäck auf einer Schubkarre eines Arbeiters mitnehmend, bei der Frau Bürgermeister erschien, um nur keinen zu vornehmen Eindruck zu machen. Als sie begraben wurde, diese seltene Frau, sagte Pastor Heim, von ihr gingen Ströme von Segen aus. Wir Geschwister sind lebendige Zeugnisse für die Wahrheit dieses Ausspruches.



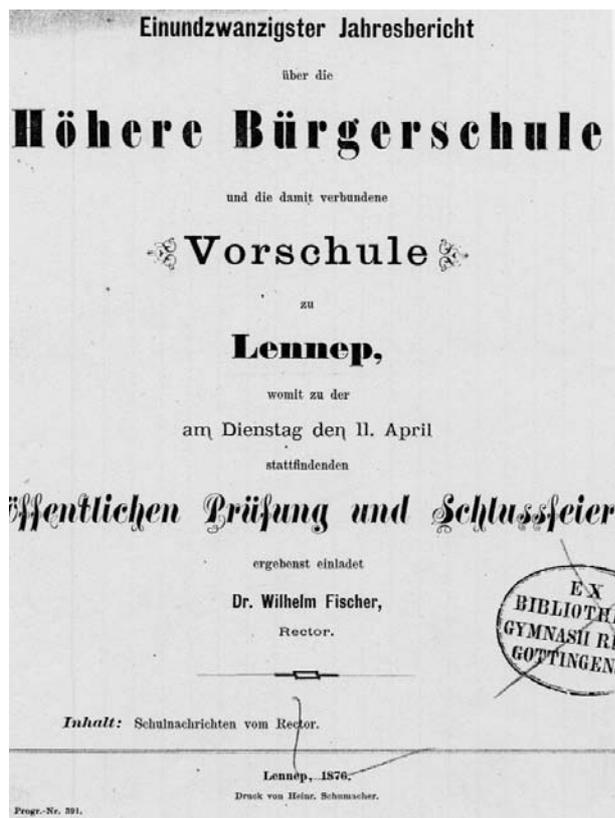
Das alte Lennepe. Historische Postkarte.

Als Schüler in Lennep (1846 bis 1856)

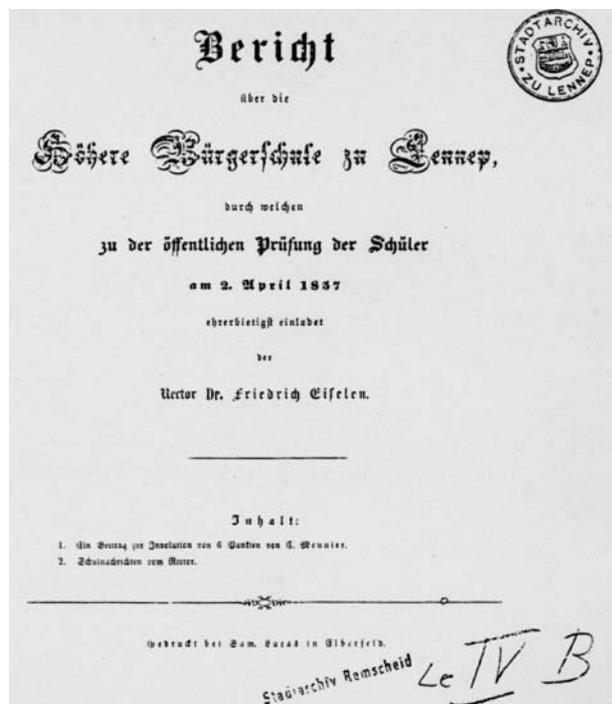
Seit 1846 hatte ich die Schule besucht und zwar zuerst bei dem Unterlehrer Pfaffenbach, der die kleinsten Kinder der Ungewitterschen Schule zu unterrichten hatte. Diese unterste Klasse der evangelischen Volksschule war in dem katholischen Schulgebäude in der Mühlenstraße untergebracht worden, da die evangelische Schule überfüllt war. Vor dem Schuleingang an der westlichen Ecke des Gebäudes mündeten die beiden Arme des Lennepbaches durch hölzerne Flößrinnen in das Wiesental. In den im Kreisblatt veröffentlichten Erzählungen »Aus dem alten Lennep« ist das Quellgebiet des Lennepbaches und seine Lage und Bedeutung für die Schule beschrieben worden, so daß ich hier nicht weiter darauf einzugehen nötig habe. Der Schulbesuch war mir übrigens nach kurzer Zeit schon lästig geworden, das Neue war verschwunden, und verschiedentlich hatte ich mit dem erfolgreichsten Erziehungsmittel der damaligen Schulen, dem Stock, Bekanntschaft gemacht, so daß ich eines Tages den kühnen Gedanken faßte, zur goldenen Freiheit zurückzukehren. Eines Morgens ging ich anstatt zur Schule zum Schützenfeld, um die Natur, die schöne Fernsicht und die volle Ungebundenheit zu genießen. Aber es war von vorne herein kein Genuß, von Logik hatte ich wohl noch nicht gehört; aber die von Natur zugeteilte logische Gedankenreihe führte schnell dazu, zu erkennen, daß dieser Freiheitsausflug für mich bedenkliche Folgen haben mußte. Es war wirklich richtig empfunden, der Lehrer hatte sich schon mit meiner Mutter verständigt, von beiden Seiten erfolgte die nötige Prügelstrafe, der sich bei meiner strengen Mutter noch die beliebte Kellereinsperrung anschloß, bis mich mein Vater befreite. Die Geschichte war wohl für mich sehr lehrreich gewesen, da ich mich nie wieder zu ähnlichen Streichen entschließen konnte. Selbst bei meinem Besuch der Baugewerbschule zu Holzminden, auf der man glaubte, gewisse studentische Gebräuche nachmachen zu müssen, habe ich niemals das Bummeln mitgemacht.

Die damaligen Schulen können mit den heutigen gar nicht verglichen werden, sie waren überfüllt, von Anschauungsunterricht war keine Rede, und die Lehrer erhielten so wenig festes Gehalt, daß sie sich durch Privatstunden und Zuwendungen der Schüler bei festlichen Gelegenheiten und ihren Geburtstagen erhalten mußten. Es war selbstverständlich, daß die reichsten Geburtstagsspenden vom Lehrer bevorzugt wurden. Das Privatstundenwesen war ein Unfug und ohne Nutzen für den Schüler, da der Lehrer weder Zeit noch Lust hatte, sich um die Menge der Privatschüler zu kümmern. Um den Herrn Ungewitter für die Kinder zu interessieren, lud ihn meine Mutter jeden Mittwoch Nachmittag zum Kaffee ein. Es wurde dann sein Lieblingsessen, ein sogenannter Napfkuchen gebacken, und wir sahen neidvoll zu, wie derselbe von dem Herrn Lehrer vertilgt wurde; für uns blieb meistens nur ein schäbiger Rest übrig. Ich blieb zwei Jahre auf der Ungewitterschen Schule, weil meine Eltern glaubten, er wäre ein besserer Lehrer als Gemmer, der die zweite Schulklasse besorgte. Ich wurde dann zum Lehrer Kötter versetzt und konnte dort so gut fertig werden, daß ich in kurzer Zeit zum ersten Ordner avancierte. Herr Kötter machte sich die Arbeit bequem, indem er die meisten Arbeiten seinen Ordnern überließ, die in jeder Bank den ersten Platz inne hatten. Wenn er in die Schule trat, instruierte er die 12 Ordner, ging auf sein Podium, schlug den Pultdeckel auf und frühstückte hinter demselben, er hatte im Pult immer Kognak und dergleichen vorrätig. Er verstand es meisterhaft, Geschäfte zu machen, nicht allein an Geburts- und Festtagen, an denen er die Schüler auf ihre Verpflichtungen ihm gegenüber gebührend aufmerksam machte, sondern auch gelegentlich bei besonderen Gelegenheiten.

Ich hatte einmal Birnen mit in die Schule gebracht und wurde von meinen Mitschülern bedrängt, ihnen etwas abzugeben. Da ich mich des Andrangs der Mitschüler nicht erwehren konnte, warf ich eine Birne zum Fenster hinaus. Aber der Wind war mir ungünstig, indem er gerade in dem Augenblick den Fensterflügel zuwarf, als meine Birne den Flug nach außen machte; infolgedessen flog die mit großer Kraft geworfene Birne durch die Fensterscheibe, und es entstand ein Loch, welches die Birnenform hatte, umgeben von Rissen nach allen Richtungen hin. In diesem Augenblick trat Kötter in das Schulzimmer und hatte gleich die Gelegenheit, ein Geschäft zu machen, erkannt. Er sagte mir, die Scheibe muß von mir bezahlt werden, dann sagte zu allen Schülern: Ihr könnt alle etwas mitbringen, damit die Kosten für den einen nicht zu groß werden. Am andern Morgen mußten die 12 Ordner die mitgebrachten Gelder einsammeln und ihm ans Pult bringen. Die Wohlhabenden hatten meistens soviel gegeben, daß von jeder Spende eine Fensterscheibe bezahlt werden konnte. Es kam ein großer Haufen Geld zusammen, die Fensterscheibe wurde bezahlt, und der Herr Lehrer hat ein gutes Geschäft gemacht.



Schulschrift der Höheren Bürgerschule in Lennep aus dem Jahre 1876. Der ehemalige Schüler Albert Schmidt baute das neue Schulgebäude in der Hardtsraße in den Jahren 1868-69. Bildvorlage: Stadtarchiv Remscheid.



Schulschrift der Höheren Bürgerschule in Lennep aus dem Jahre 1857. Albert Schmidt besuchte die Schule von 1850-1856. Seine Erinnerungen waren eher negativ. Die Reorganisation der Schule durch Dr. Friedrich Eifelen erlebte er nur wenige Wochen, da er Pfingsten 1856 »von der Sekunda abging«, um einer praktischen Fachausbildung nachzugehen. Bildvorlage: Stadtarchiv Remscheid.

Privatstunden im Zeichnen nahm ich beim Lehrer Gemmer, der dann gleichzeitig in einem anderen Hause Klavierstunden gab und uns nach Belieben schalten und walten ließ. Ich hatte eine gewisse Fertigkeit im Karikaturzeichnen und malte dann meistens sein Töchterchen Mimi, die über die Bänke hinlief, in allen möglichen Situationen. Herr Kötter hatte meine Fertigkeit im Zeichnen bald erkannt und paradierte in den öffentlichen Prüfungen, bei Schulschluß oder wenn der Herr Schulinspektor kam, damit, daß ich die Landkarte von Europa mit allen Details, Inseln, Buchten und Hauptabflüssen ohne jede Vorlage, aus dem Gedächtnis heraus, auf die Wandtafeln malen konnte.

Von Kötter kam ich mit 9 Jahren direkt zur Bürgerschule, die obere Klasse der Elementarschule beim Lehrer Fuchs wurde übersprungen, da ich in der Prüfung für fähig befunden wurde. In der Bürgerschule habe ich von 1850 bis 1856 die 4 Klassen durchgemacht und im letzten Vierteljahr noch die neu gebildete Sekunda besucht. Für Sprachen hatte ich wenig Befähigung, welches wohl zum Teil davon her rührte, daß ich etwas stotterte. Ich konnte verschiedene Buchstaben wie F und K, besonders am Anfang eines Satzes, nicht gut aussprechen. Unsere Lehrer konnten das nicht begreifen, sie gaben sich keine Mühe, den Sprachfehler zu beseitigen und glaubten, wenn ich einen französischen oder englischen Satz nicht aussprechen konnte, ich hätte nichts gelernt und gaben mir dann Strafarbeiten auf. In Geschichte, Geographie, Rechnen und Mathematik gehörte ich zu den besten Schülern, weshalb ich auch das Examen gut bestehen konnte und sogar mit 6 anderen Schülern aus der dritten Klasse der höheren Bürgerschule gleich in die erste versetzt wurde. Die ganze zweite Klasse wurde nicht versetzt, weil sie nicht für so fähig befunden wurde wie die besten Schüler der dritten Klasse. Meine Befähigung im Skizzieren und Karikaturzeichnen hatte mich einmal verleitet, unsern sehr korpulenten, aber sonst äußerst beliebten Lehrer Meunier an die Wandtafel zu malen. Er überraschte mich dabei und stellte die Frage, was das für ein Portrait sei. Ich behauptete, es sei der Wirt Alberty in Remscheid, den ich kannte und der sehr viel Aehnlichkeit mit Meunier hatte. Er sagte, du bist ein Schlingel, verabreichte mir 6 Kopfnüsse mit einem Schlüssel und gab mir zur Strafe auf, ihm bis zu einem bestimmten Termin 12 Blätter mit ähnlichen Bildern zu malen. Ich führte dieselben aus, es waren 12 Variationen eines Themas, natürlich Karikaturen, aber alle feinschattiert ausgeführt. Er steckte sie bei der Ablieferung schmunzelnd in die Tasche und hat es mir nicht verübelt, im Gegenteil mich immer gut behandelt.

Die höhere Bürgerschule war damals nicht gut geleitet und hatte Jahre hindurch verschiedene Lehrer, die ihrer Aufgabe nicht gewachsen waren, und welche nicht im Stande waren, sich die notwendige Autorität den Schülern gegenüber zu verschaffen. Infolgedessen verwilderte die Schule, es geschahen die tollsten dummen Jugendstreiche, weil die Schwächen des Lehrers erkannt und ausgenutzt wurden. Einer der Lehrer lernte noch selbst Englisch und lief immer in der Schulstube auf und ab und memorierte seine englische Grammatik. Die Jungen spielten dann natürlich alle möglichen Streiche auf, ohne daß der Lehrer davon Notiz nahm. In den oberen Klassen wurde der Lehrer sogar von den älteren Schülern verprügelt. Er sah dann aber selbst ein, daß sein Hierbleiben unmöglich sei und verließ seine hiesige Stellung. Im Kreisblatt erklärte er öffentlich, daß er bei diesen Lümmeln nicht weiter unterrichten konnte und nahm Abschied von Lennep. Das Schulkuratorium sah nun aber doch ein, daß Wandel geschaffen werden mußte. Der Lehrer Carl Hürxthal aus Radevormwald wurde nun zum Ersatz gewählt und trat eines morgens in die Schulklassen ein, mit einer kurzen Rede, in welcher er das bisherige lümmelhafte Benehmen der Schüler kennzeichnete und dann mit Stentorstimme rief, bei ihm ginge das jetzt anders, er würde schon mit ihnen fertig werden. Ein Schüler Robert Hans stützte dann seinen Kopf in die Hand und zeigte eine Miene, als wenn er mit der Rede nicht einverstanden sei. Hürxthal stürzte auf ihn, stieß seinen Arm so häufig auf das Pult, daß der Junge halb ohnmächtig wurde, dann riß er ihn aus der Bank und warf ihn zur Türe hinaus. Dann drehte er sich herum und frug: »Sonst noch jemand?« Aber es war mäuschenstill und blieb so. Da Hürxthal seinen Schulantritt in allen Klassen in ähnlicher Weise vollzog, hatte er Ruhe, und es konnte seit dieser Zeit ein anderer Geist in die Schule einziehen. Ostern 1856 wurde dann die Schule vollständig umgewandelt, aus den 4 Klassen wurden jetzt 5 Klassen von Sekunda bis Sexta gebildet unter dem Rektorat eines sehr tüchtigen Mannes, Friedrich Eiselen, einem Neffen des berühmten Eiselen in Frankfurt a.M. Ich wurde in die Sekunda versetzt, ging aber schon Pfingsten ab, da mein Vater glaubte, es würde nun Zeit für mich sein, die Berufsstudien zu ergreifen. Unsere Verhältnisse gestatteten nicht, die Schulstudien bis zum Einjährigen-Examen oder zum Abiturienten-Examen auszudehnen.

Bevor ich zur Beschreibung der reiferen Jugendzeit übergehe, möchte ich es nicht unterlassen, über ein für mein Leben sehr wichtiges Ereignis zu berichten. Zu meiner Mutter hatte ich ein unbegrenztes Vertrauen und erzählte ihr alles, was mein jugendliches Gemüt empfand und erlebte. Ihre Meinung und ihre Ermahnungen waren für mich unbedingte Wahrheiten, sie erzählte mir häufig von den Schicksalen, welche Familien durchzumachen hatten, deren Vater sie durch Trunksucht ruinierte, wie der Schnapsteufel soviel Unglück auf die Welt gebracht hätte. Sie nahm dann meine Hand und sagte »Du wirst so etwas nie tun, nicht wahr?« Ich sagte damals, ich werde niemals Schnaps trinken und habe Wort gehalten bis heute. Bis jetzt im zweiundachtzigsten Lebensjahre ist niemals ein Tropfen Schnaps über meine Lippen gekommen. Es hat viele Kämpfe erfordert, dem Drängen der Mitmenschen gegenüber, oder dem anscheinend durch die Verhältnisse bedingten, fast notwendigen Genuß, aber mein Wille war stärker als alle Anfechtungen und Anforderungen der Lebenslage.

Die Ausbildung. Zwischen Schulzeit und Hochzeit (1856–1865)

Die Reorganisation der alten Bürgerschule, welche Ostern 1856 einsetzte, aus 4 Klassen wurden nun 5 gebildet von Sekunda bin Sexta, unter dem Rektorat von Dr. Eiselen, habe ich nur einige Wochen miterlebt, da ich Pfingsten 1856 von der Sekunda abging, weil mein Vater glaubte, eine Fachausbildung würde für mich und meine Familie richtiger sein als eine weitere wissenschaftliche Ausbildung, da ich doch nicht so lange die Schule besuchen könnte, bis zum Einjährigen-Examen oder gar zum Abiturientenexamen, wegen der bald notwendigen geschäftlichen Hilfsleistung. Mein Vater hatte kein Examen gemacht und war wegen der Gewerbeordnung nicht berechtigt, ein selbständiges Baugeschäft zu führen, er war einige Jahre mit einem berechtigten Baugewerksmeister Wilhelm Blass assoziiert gewesen, aber das gemeinsame Geschäft wurde mit dem 1. Januar 1856 aufgelöst, da sich die Teilhaber nicht einigen konnten. Es wurde jetzt ein berechtigter Bauunternehmer, Burghardt aus Alferzhagen im Oberbergischen angenommen, damit in dessen Namen das Baugeschäft weiter geführt werden konnte. Burghardt war schon ein hoher Sechziger, er hatte die Berechtigung zum selbständigen Betrieb eines Baugeschäfts, weil er vor 1830 selbständig gewesen war. Er führte für meinen Vater die Bücher, war aber am geschäftlichen Ertrag nicht beteiligt. Da dieser Zustand kein sehr angenehmer war, so sollte meine Ausbildung zum Baugewerksmeister so beschleunigt werden, daß ich mit 21 Jahren schon das Examen machen konnte, anstatt das gesetzliche Alter von 25 Jahren abzuwarten, welches dann auch gelungen ist, da durch Stadtratsbeschluß genehmigt wurde, mich zum Maurer- und Zimmermeister-Examen im Jahre 1863 zuzulassen.

Nach dem Schulabgang kam ich sofort in die praktische Lehre an den Neubau der Tuchfabrik Wilhelmstal, welche 1856 nach den Plänen des Baumeisters Jul. Thomas in Neuss für die Firma Gebr. Hilger ausgeführt wurde. Die erste Lehrzeit in der praktischen Maurerarbeit an dem Neubau Wilhelmstal hatte indessen keine lange Dauer. Nach einigen Wochen mußte ich meine Tätigkeit nach der Vogelmühle verlegen und hatte hier zum ersten Mal Gelegenheit, den Wasserbau kennen zu lernen.

Nach dieser praktischen Tätigkeit im Sommer 1856 wurde es Zeit, an meine theoretische Ausbildung zu denken, welches in bester Weise ermöglicht wurde durch meinen Eintritt in das Baubüro des Kreisbaumeisters Wilh. Lauer in Lennep am 1. November 1856. Der Kreisbaumeister, wir nannten ihn nur Bauinspektor, hatte damals ein Lehrbüro, in welchem 4-6 junge Leute im Bauzeichnen und der gesamten Baukunst unterrichtet wurden, gegen ein jährliches Honorar von 100 Talern. Bei meinem Eintritt fand ich schon zwei Kollegen vor, Hermann Goost, Sohn des Maurermeisters Wilh. Goost in der Mühlenstraße, und Carl Schröder, Sohn eines Flickmaurers in Lennep. Kurz nach meinem Eintritt folgten dann noch Robert Haas, Sohn des Schreinermeisters Eug. Haas, und Fritz Haas, Sohn des Maschinenbauers Friedrich Haas. Wir waren alle bekannt miteinander, zum Teil Schulfreunde und bildeten eine Gesellschaft annähernd gleichen Alters, und zwar eines Alters, in welchem jugendlicher Übermut und leichte Lebensanschauung in der Regel vorherrschend sind. Unserem ernstfreundlichen Lehrmeister gegenüber, der mit hohem Idealismus und einem hohen Begriff über Baukunst seine Aufgabe erfüllte, waren wir alle eifrigst bedacht, uns sein Wohlwollen zu erhalten. Aber wehe wenn sie losgelassen, wenn wir gemeinschaftlich Spaziergänge ausführten; wir gingen mittags vor 2 Uhr meistens auf dem Umwege durch die Kalkgasse zum Büro auf der oberen Kölnerstraße, oder wir wurden vom Herrn Inspektor nach irgendeiner Baustelle in der Umgegend gesandt, um dort Nivellements, Messungen oder sonstige Aufträge auszuführen, dann wurde der in den Bürostunden gehemmte jugendliche Übermut entfesselt und betätigte sich in allen übermütigen Jugendstreichen. Aber das muß dabei gesagt werden, es wurden niemals schlechte Streiche ausgeführt, ein wenn auch mäßiger sittlicher Idealismus herrschte vor, und auch ein gewisser Korpsgeist als Jünger der hohen Baukunst spielte eine Rolle. Die Charaktereigenschaften der fünf jungen Baeleven waren ja äußerst verschieden, man kann sagen, alle Temperamente waren vertreten, aber außer einer Ausnahme waren alle durch herzliche Freundschaft miteinander verbunden. Diese Ausnahme bildete Carl Schröder, ein sehr tüchtiger Zeichner und mit einer guten und schönen Handschrift begabt. Er suchte von vorn herein dem Herrn Inspektor gegenüber sich als ernster, allen Jugendstreichen abholder Mensch darzustellen und seine Kollegen anzuschwärzen. Inspektor Lauer gab sich viele Mühe, uns die Baukunst beizubringen, wir mußten in der ersten Zeit nach Vorlagen systematisch das Bauzeichnen erlernen und wurden dann allmählich dazu benutzt, zuerst Teile, dann vollständige Bauprojekte auszuführen, welche er als leitender Baumeister in näherer und weiterer Umgegend auszuführen hatte. Er hatte damals eine große Kundschaft und baute in

Remscheid, Hückeswagen und Lennep eine Menge Wohnhäuser und Villen, z. B. die Wohnhäuser Franz Müller und Buchholz am Hindenburgwall, die katholische Kirche in Lennep, die Kirche in Beyenburg und eine Menge Fabrikgebäude und Dampfmaschinenanlagen. Damals hatten die Kreisbaumeister auch den Wasserbau, Straßenbau und Unterhaltung zu besorgen, ebenso die Dampfkesselrevisionen. Infolgedessen hatten wir Gelegenheit, diese vielseitigen technischen Ausführungen und Projektierungen kennen zu lernen, wir wurden zu diesen Betätigungen als Gehilfen und zum Teil selbständige Mitarbeiter benutzt, so daß wir vieles lernen konnten, welches auf technischen Hochschulen nicht vorkam. Diese äußerst günstige Gelegenheit zur Ausbildung konnte ich leider nicht in ausreichendem Maße nutzen, durch ein Ereignis, welches uns veranlaßt, die auf mindestens 2 Jahre dauernde Lehrzeit auf 1 1/2 Jahre abzukürzen. Inspektor Lauer hatte für die Pulverfabriken Buchholz im Dhünntale Pulvermühlen zu projektieren und die Konzessionspläne dafür anzufertigen. Es sollten die inneren Einrichtungen der Pulvermühlen mit allen Apparaten in fünf gleichen Zeichnungen, fein koloriert, angefertigt werden, und jeder der 5 Bauebenen erhielt eine solche Zeichnung auszuführen, mit der Zusicherung unseres Lehrmeisters, daß die beste Zeichnung prämiert werden sollte. Die Zeichnungen wurden von uns allen mit großem Eifer und mit Sorgfalt ausgeführt, und ich glaubte, meine Arbeit würde wohl die Prämie erhalten. Carl Schröder schien auch dieser Ansicht zu sein und gleichzeitig zu befürchten, daß seine bevorzugte Stellung und sein Ansehen beim Bauinspektor dadurch beeinträchtigt werden könnten. Er stand neben seinem Zeichenbrett und spielte mit einem Tintenfaß. Plötzlich fiel ihm das Tintenfaß aus der Hand, der ganze Inhalt ergoß sich auf meine Zeichnung und mein schön gemaltes Bild war in eine große schwarze Lache umgewandelt. Ich stand zuerst ganz starr vor meiner zerstörten Arbeit, dann übermannte mich der Zorn, ich stürzte mich auf den Übeltäter, warf ihn zur Erde und bearbeitete ihn mit einem Stuhl. Der Inspektor war am Tage abwesend gewesen und kam am Abend zurück. Schröder erwartete ihn und erzählte ihm, ich hätte ihn mißhandelt, es wäre nicht seine Schuld gewesen, das Tintenfaß wäre ohne seine Schuld umgefallen. Am andern Morgen sagte der Inspektor zu mir, ich könne wieder nach Hause gehen, solche Rohheiten dürften bei ihm nicht vorkommen. Mein Vater sagte, Du mußt wieder hingehen, um Verzeihung bitten, damit Du Deine Stelle wieder einnehmen kannst. Obwohl es mir sehr schwer wurde, habe ich es doch getan und konnte weiter auf dem Büro arbeiten. Aber die Stimmung dem Inspektor gegenüber, der den Erzählungen des Schröder glaubte, war doch so geworden, daß wir es vorzogen, Ostern 1858 die Lehrzeit zu beendigen.

Bis zur Rückkehr in seine süddeutsche Heimat habe ich in den nun folgenden 9 Jahren für den Kreisbaumeister mancherlei Bauten im väterlichen Unternehmergeschäft und später auch noch nach dem Tode des Vaters ausgeführt. Die Episode auf seinem Büro war vergessen, wir konnten sehr gut miteinander auskommen, er wußte, daß ich bei der Ausführung seiner Pläne genau in seinem Sinne und nach seinen Vorschriften arbeitete.

Durch Fräulein Schubert erhielten wir im Jahre 1900, also 33 Jahre nach seiner Übersiedlung in seine Heimat Sigmaringen eine Nachricht, daß Lauer seinen 80ten Geburtstag feiern würde. Wir drei Schwäger, Louis Dürholt, Fritz Haas, und ich, als seine dankbaren Schüler, beschlossen, ihm ein Album zu schenken, in welchem seine Bauten in Lennep, Remscheid, Hückeswagen und Beyenburg in Photographien dargestellt waren. Das Album wurde in bester Weise ausgeführt, und ihm mit einem Begleitschreiben von mir durch Fräulein Schubert zugesandt. In meinem Schreiben hatte ich ihn als den Schöpfer unseres Glücks und unserer Erfolge im Leben geschildert und ihm dafür gedankt, daß wir durch seine Lehren zu tüchtigen Männern geworden wären. Dieser Brief hat ihn zu Tränen gerührt und ihn veranlaßt, uns drei Bilder zu senden, in welchen er als 80jähriger dargestellt war.

Während der einjährigen Lehrzeit auf dem Büro des Kreisbaumeisters Lauer hatte ich mich körperlich außerordentlich entwickelt. Ich war von 1,60 bis 1,76 Meter gewachsen und mein Körpergewicht hatte von 108 bis 151 Pfd. zugenommen. Der Schuljunge war überwunden und das Jünglingsalter in fast männlicher Gestalt erreicht. Naturgemäß hatte sich meine Weltanschauung ebenfalls entwickelt, aus den kindlichen Spielen und Bedürfnissen waren nun andere Anforderungen an die Umgebung und die Welt entstanden. Aus dieser Zeit, also im Frühjahr 1857, im Alter von 16 Jahren erinnere ich mich eines einsamen abendlichen Spazierganges in der wundervollen Maienzeit, bei welchem so eigenartige Gefühle mich bewegten, daß ich ein unnennbares Glücksgefühl und Wohlbehagen hatte. So schön hatte ich das im Mondschein schimmernde Wiesental nach Krebsöge, eingerahmt an der gegenüberliegenden Bergseite von Wald und an der Straße von hohen Pappelbäumen, aus denen noch der Gesang der Drossel ertönte, noch niemals empfunden. Ich hätte alle Welt umarmen und ans Herz drücken können. Es war das offenbar der Einzug der Liebe in den jugendlichen Körper, er hatte sich so weit entwickelt, daß die Sehnsucht nach Liebe und

Freundschaft erwachte.

Nach diesem Erlebnis hatte ich ganz ideale Anschauungen von Freundschaft und Liebe und konnte mich nach dem Theaterbesuch bei den häufig hier gastierenden Theatergesellschaften so begeistern, daß ich abends im Mondschein an den Wohnungen der Schauspielerinnen vorbei spazierte, um ihnen wenigstens in Gedanken zu huldigen. In dieser Zeit besuchte ich die Tanzschule beim Tanzlehrer Pietsch und lernte dort viele junge Mädchen kennen, meistens die Geschwister meiner Studienkollegen, aber auch einige andere junge Damen. Dadurch wurden meine Manieren, welche bis dahin naturgemäß dem vorzugsweisen Verkehr mit Bauarbeitern und dergleichen angepaßt waren, etwas kultivierter und moderner. Aber die vom Vater ererbte und von der Mutter gelernte Schüchternheit und Zurückhaltung war lange noch nicht überwunden, sie konnte erst im Kampfe ums Dasein später wenigstens einigermaßen gemildert werden.

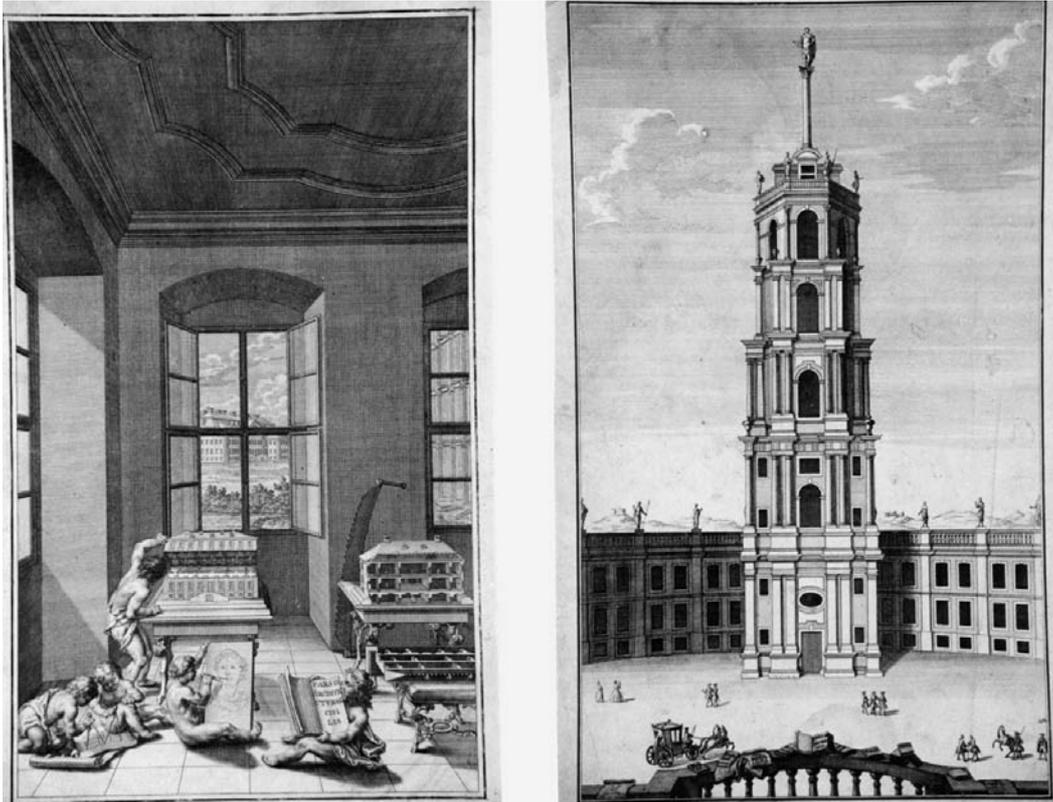
Inzwischen wurde meine technische Ausbildung weiter durchgeführt. Nach Abgang vom Büro des Bauinspektor Lauer trat ich eine praktische Lehrzeit beim Maurermeister Grüter in Duisburg an, sie hatte den Zweck, mit der rheinischen Bauweise vorzugsweise mit Ziegelmauern vertraut zu werden, da unsere Maurer, weil sie hauptsächlich mit Bruchsteinen arbeiteten, und der Bau in Ziegelsteinen auch hier immer mehr üblich wurde, die richtige Übung und Gewandtheit in dieser Bauweise nicht hatten.

In Duisburg wurde ich bei einem Freunde meines Vaters, dem Gastwirt Abel, im Bayrischen Hofe untergebracht. Dieser Freund Abel war jeden Abend betrunken und ärgerte sich immer, daß ich äußerst mäßig im Biertrinken war, ich trank höchstens ein Glas täglich.

Nach einer gewaltigen Anstrengung, ich hatte mit einem Freunde eine Kahnfahrt quer über den Rhein gemacht und wieder zurück, waren wir dann in ein Wirtshaus eingekehrt, in welchem wir vier Glas Bier hintereinander tranken. Dadurch war ich so unsicher im Gehen geworden, daß ich durch die Straßen der Stadt nach Hause hin und her wankte und infolgedessen von einer Schar der Duisburger Jugend begleitet wurde. Freund Abel sah mich kommen, nahm mich liebevoll und verständnisvoll in Empfang und steckte mich ins Bett; er war erfreut, daß es seinem sonst soliden Hausgenossen so ergangen war, wie er es täglich ausführte.

Auf den Baustellen in Duisburg wurde ich als Baueleve von den Maurern anfänglich etwas gehänselt, bis ich ihnen zeigte, daß ich ihnen an körperlicher Kraft und Gewandtheit bei weitem überlegen war. Einige der Kräftigsten versuchten mit mir zu ringen, wurden aber so schnell und gründlich besiegt, daß ich ganz gewaltig in ihrer Achtung stieg, und da ich nun noch jeden Samstagabend ein Fäßchen Bier in einer Sommerwirtschaft für meine Arbeitskollegen auflegen ließ, so hatte ich bald ihre Achtung und Freundschaft gewonnen. Es dauerte auch nicht lange, da konnte ich, wie es von jedem Maurer dort verlangt wurde, täglich meine 1000 Ziegelsteine vermauern und hatte mich, wie es bei meiner theoretischen Vorbildung ja zu erwarten war, über die rheinische Bauweise so informiert, daß ich ohne Schädigung meiner Ausbildung dem Rufe meines Vaters, er müsse mich notwendig gebrauchen, folgen konnte.

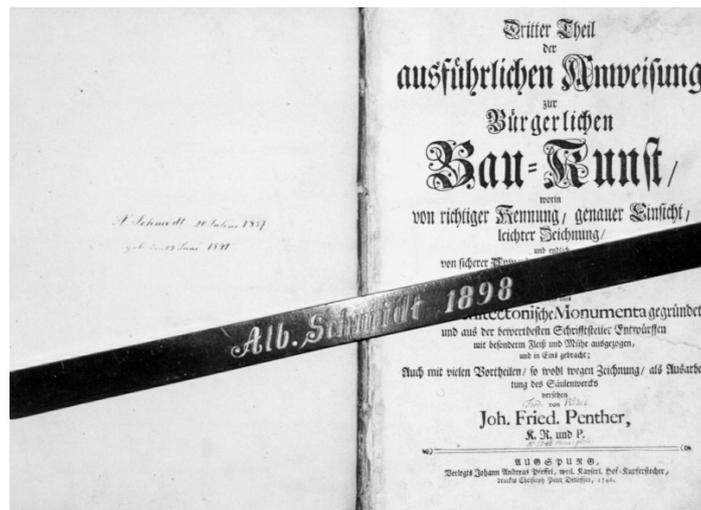
Im Juni 1858 kam ich wieder nach Hause und wurde von meinem Vater sofort in seine große Bautätigkeit, die in diesem Jahre eingesetzt hatte, eingeführt. Das Haus von Dan. Hilger in der Poststraße, jetzt Fritz Hardt, wurde nach den Bauplänen des Baumeisters Jul. Thomas in Neuss erbaut und war soweit gediehen, daß das Bruchsteinmauerwerk des Kellers fertig war und der Aufbau in Ziegelsteinen beginnen sollte. Ich konnte hier nun den Maurern und dem Polierer Geck meine neuerworbenen Fähigkeiten zeigen und setzte es durch, daß das Mauerwerk in rheinischer Manier ausgeführt wurde, welches auch bald gelang, da ich den einzelnen Maurern die Handgriffe und die Art der Arbeit vormachen konnte. Baumeister Thomas war sehr damit einverstanden, da er ja an die rheinische Bauweise gewöhnt war. Gleichzeitig mußte ich dieselbe Tätigkeit im Anlernen der neuen Bauweise an dem fünfstöckigen großen Fabrikbau zu Dahlerau ausüben, welcher nach den Plänen des Baumeisters Chr. Heyden in Unterbarmen erbaut wurde. Das Gebäude wurde auch im Gegensatz zu den früheren Bauten an der Dahlerau vollständig in Ziegelsteinen erbaut. Außerdem wurde in demselben Jahre die Bierbrauerei von Hermann Braselmann in Beyenburg vollständig umgebaut, nach den Plänen meines Lehrmeisters Bauinspektor Lauer. Da der Schornsteinbau der Kesselheizung mit vielen Gesimsen und Verzierungen in Ziegelsteinen ausgeführt werden sollte und die Männer des dortigen Polierers Caspar Thönes sich nicht dazu eigneten, so habe ich den Schornstein persönlich ausgeführt. Ich wanderte morgens um 4 Uhr nach der Beyenburg, arbeitete dort bis Mittag, und wanderte nachmittags über Oberdahl nach Dahlerau. Der Weg an der Wupper entlang existierte damals noch nicht. Nachmittags mußte ich an dem Fabrikbau zu Dahlerau noch meine neuen Künste den Maurern angewöhnen. Ich hatte mich körperlich außerordentlich kräftig entwickelt und erfreute mich einer vollständigen Gesundheit, so daß ich imstande war, trotz meiner Fußwanderungen von täglich 25-30 Kilometer und mei-



Aus Job. Friedr. Penthers Bürgerlicher Baukunst, Augsburg 1746.

A. Schmidt. 20 Julius 1857
gab. Jun. 23 Juni 1898

Zueignung des Werkes von Penther durch Albert Schmidt.



Job. Friedr. Penthers »Bürgerliche Baukunst« war das erste historische Fachbuch in Albert Schmidts Besitz. Er eignete sich das Werk 16jährig am 20. Juli 1857 zu. Das Buch sowie sein späteres Zeichenlineal aus Edelholz sind heute noch im Familienbesitz.

ner praktischen Tätigkeit an den Bauten, noch 1000 Ziegelsteine mit einer Wurfzettel von der Karre aus 3 Stockwerke hoch hintereinander hinaufzuwerfen, ohne besonders zu ermüden. Ich habe diese Tätigkeit an dem Ziegelhochbau in Dahlerau ausgeführt, um den Arbeitern die Wurftechnik zu zeigen. Diese Art der Ziegelbeförderung auf die oberen Stockwerke der Bauten ist später verlassen worden, weil große Kraft und Geschicklichkeit dazu gehörte, man trägt sie jetzt auf Brettern mit Polstern nach oben.

Aber meine Ausbildung zum Baugewerksmeister und Architekten war im Jahre 1860 noch nicht vollendet, wenn ich auch durch das Studium auf dem Büro des Bauinspektor Lauer im Zeichnen, Entwerfen von allen möglichen Bauwerken, im Nivellieren und dergleichen eine gute Schule durchgemacht hatte, so fehlte doch noch ein systematisches Studium auch derjenigen Baukonstruktionen, welche auf dem Büro des Inspektors nicht vorgekommen waren, ebenso die gründliche Kenntnis der darstellenden Geometrie und der Kegelschnitte. Außerdem mußte die technische Naturlehre, Statik und Dynamik, sowie die technische Chemie, Kenntnis der Baustoffe, ihre Erzeugung und Verwendung, und das Baurecht studiert werden. Auf Empfehlung unserer beiden Poliere Hagemann und Breitenbach wurde deshalb beschlossen, daß ich einige Winter hindurch die Baugewerkschule in Holzminden besuchen sollte, und es gelang mir, wegen meiner guten Vorkenntnisse, gleich in die zweite Klasse der Schule zu kommen. Unser Polier von Dahlerau, Karl Hagemann, Robert Haas von hier und ich gingen dann Ende Oktober 1860 nach Holzminden und logierten im ersten Winter in der Schülerkantine. Der Schlafräum, ein mäßig großes Zimmer über der Kantinenküche, enthielt fünfzehn dicht aneinander aus Brettern zusammen gesetzte Betten von etwa 70 cm Breite. Diese äußerst einfache Schlafeinrichtung und das ebenso einfache Essen in dem gemeinsamen Speisesaal der Kantine war ich nicht gewöhnt. Es war bei den außerordentlich billigen Preisen für Schule und Verpflegung ja nicht anders möglich und auch für viele Studierende, welche sich im Sommer diese Kosten als Maurer oder Zimmerleute verdienen und ersparen mußten, unbedingt notwendig. Ich ging deshalb an den meisten Mittagen in das Hotel Buntrock der Schule gegenüber und aß mir ein Bratenstück, welches damals nur 5 Groschen kostete. Der Unterricht in der Schule begann morgens 6 Uhr und dauerte bis 7 Uhr abends mit einer Stunde Mittagspause, so daß uns reichlich Gelegenheit geboten wurde, das allerdings auch große Gebiet der Bauwissenschaft zu studieren. Ich darf behaupten, daß ich diese Gelegenheit gründlich benutzt habe, ich ließ mich nur sehr selten dazu bewegen, das den Universitätsstudenten nachgemachte Bummeln an schönen Nachmittagen mitzumachen.

Es war bei den 800 Bauschülern, welche im Winter die Bauschule besuchten, nicht anzunehmen, daß die Viehherden mit ihren Hirten immer ohne Berührung mit den Schülern blieben und dadurch häufig Konflikte entstanden. Die Speisesäle der Schulkantinen lagen von dem Schulgebäude durch einen großen Platz getrennt, und da dieser Platz im Winter häufig naß und schmutzig war, so hatte man einen meterbreiten Plattenweg von dem Schuleingang quer über den Platz zu den Speisesälen angelegt. Wenn nun morgens um 8 Uhr die Schüler aus der Schule, welche schon um 7 begann, zum Kaffee gingen, so war etwa 10 Minuten lang ein Schülerzug Mann hinter Mann auf dem Plattenweg anzutreffen. Kam nun auch zufällig eine Herde Kühe, Ziegen oder Schweine über den Platz, welche den Schülerzug durchqueren mußten, so entstand häufig ein Konflikt, da die hungrigen Schüler sich durch die Herde nicht zurückhalten ließen und die Herde zurücktrieben, trotz Schimpfen der Hirten, welche sich dann bei unserem Direktor, dem Kreisbaumeister Haarman, beschwerten. Eines Morgens war auf dem Schulkorridor auf der schwarzen Tafel angeschlagen: »Wer Pech angreift, besudelt sich, der Schweinehirt ist in Ruhe zu lassen.« Ein anderes Mal hatten Holzfuhrlaute aus dem Sollinger Walde sechs große Wagen mit langen Baumstämmen auf den Schulplatz am Abend stehen lassen, um sie am andern Morgen weiter zu fahren. Am Abend hatten einige hundert Schüler im jugendlichen Übermut diese Wagen in einen nahe liegenden großen Bachgraben gefahren, so daß die Fuhrlaute am nächsten Morgen nicht imstande waren, mit ihren Pferden die schweren Wagen aus dem Graben herauszuziehen. Sie beschwerten sich beim Direktor, der dann sofort bekannt machte: »Die Schule wird solange ausgesetzt, bis die Wagen wieder auf dem Platze stehen; die die Wagen in den Sumpf gefahren, mögen sie auch wieder herausholen.« Es stürzten sich dann sofort viele hundert Schüler auf die Wagen und holten sie bis zur Mittagszeit alle wieder heraus. Der Sollingerwald, der sich östlich von Holzminden nach allen Richtungen hin stundenlang hinzieht und zum großen Teil aus besonders schönem Eichenhochwald bestand, wurde häufig bei gutem Wetter von den Schülern besucht, besonders wurde die sogenannte »Dicke Eiche« besucht, einer der größten Bäume Deutschlands, von drei Meter Durchmesser. Nach Neujahr reisten wir wieder nach Holzminden zurück und widmeten uns aufs eifrigste dem Studium der Bauwissenschaft bis Ostern 1861.

Louis Dürholt war damals auf dem Büro des Inspektor Lauer beschäftigt in Gemeinschaft mit Fritz Haas,

Fritz Budde und Gust. Jutte. Sein Vater war 1857 und seine Mutter 1860 gestorben, so daß er heimatlos war, die Hinterlassenschaft wurde an Wilh. Wender vermietet. Sein Onkel Werner in Radevormwald, ein Bruder seiner Mutter, war Vormund und verwaltete die Erbschaft, das Wohnhaus und die Werkstelle am Klosterberg, welche den beiden Kindern Louis und Ida gehörten.

Es wurde damals überlegt, daß wir im nächsten Winter gemeinschaftlich die Baugewerkschule in Holzminden besuchen sollten. Louis in der zweiten und ich in der ersten Klasse. Ende Oktober 1861 fuhren wir alsdann zusammen nach Holzminden und wohnten diesmal nicht wieder in der Kantine, sondern in einem Privatquartier, bei Kamlin am Markt. Wir hatten dort ein schönes Wohnzimmer mit Sofa und großem Kachelofen, der von außen mit Holz geheizt wurde, sodann jeder ein kleines Schlafzimmer. Der Preis für die Zimmer mit voller Pension betrug monatlich 12 Taler = 36 Mark. Ich hatte das ganze Geld für den Winter in neuen 25-Talerscheinen mitgenommen und bezahlte jeden Monat für uns beide einen solchen Schein, für das übrige Geld nahmen wir dann 30 Flaschen Bier zu 10 Pfg. und luden unsere Freunde alsdann zu einem gemütlichen Kneipabend in unsere Wohnung ein. Unsere freundliche alte Hauswirtin stiftete für diese Abende meistens einige Eierkuchen mit Kompott. Da ich nun jeden Monat mit einem gleichen neuen 25-Talerschein unser Quartier bezahlte und Louis Dürholt scherzweise geäußert hatte, die machten wir selbst, so wurde Herr Kamlin zuletzt etwas mißtrauisch, bis wir ihn lachend aufklärten. Das Studium in der ersten Klasse der Schule war eine Fortsetzung der naturwissenschaftlichen Fächer, aber bestand hauptsächlich im Entwerfen und Veranschlagen von Gebäuden, Aufgaben, die uns allen gemeinschaftlich gegeben wurden, und die jeder nach seinem Können und seiner Individualität zu lösen versuchte. Wir haben den Winter hindurch 3 solcher Entwürfe von verschiedenster Art ausgeführt, sie wurden am Schluß der Schulsaison ausgestellt. Privatim beschäftigten wir uns abends in unserer Wohnung mit Modellieren von Maurer- und Zimmerobjekten. Ich hatte eine große freitragende Brücke aus Zimmerwerk modelliert, das Material konnten wir in der Schulbuchhandlung kaufen. Ich habe die Brücke nach Hause gesandt, sie hat, da sie sonst nicht untergebracht werden konnte, jahrelang auf dem Söller gestanden und ist später verschwunden.

Da ich möglichst bald nach dem Schulbesuch mein Examen machen wollte, die Genehmigung dazu hoffte ich vom Stadtrat zu erhalten wegen meines jugendlichen Alters, so machte ich eine Aufstellung von allen Fragen, die im mündlichen Examen vorkommen können, und beantwortete sie schriftlich. Es wurde mit



Während der Ausbildung zum Baugewerksmeister und Architekten in Holzminden lernte Albert Schmidt in Corvey den damals schon weißhaarigen Dichter des Deutschlandliedes kennen. Der Sohn des Dichters lebte später als Maler in Berlin und war dort mit Albert Schmidts Tochter Elli Gross bekannt.

Deutschland, Deutschland über alles
Nicht zu rasch Joseph Haydn 1797

1. Deutschland, Deutschland ü-ber al-les, ü-ber al-les
wenn es stets zu Schutz und Trut-ze brü-der-lich zu-
in der Welt, von der Maas bis an die Me-mel, von der
sam-men hält, W-
eich bis an den Belt-Deutschland, Deutschland ü-ber
al-les, ü-ber al-les in der Welt, Deutschland,
Deutschland ü-ber al-les, ü-ber al-les in der Welt.

2. Deutsche Frauen, deutsche Treue, deutscher Wein und deut-
scher Sang sollen in der Welt behalten ihren alten schönen Klang,
uns zu edler Tat begeistern unser ga-nzes Leben lang. |: Deutsche
Frauen, deutsche Treue, deutscher Wein und deutscher Sang! :|

3. Einigkeit und Recht und Freiheit für das deutsche Vaterland!
Danach laßt uns alle streben brüderlich mit Herz und Hand! Einig-
keit und Recht und Freiheit sind des Glückes Unterpfand. Blüh im
Glanze dieses Glückes, blühe, deutsches Vaterland!
Geinrich Hoffmann von Fallersleben 1841 (1798-1874), alte Donner-Buchdruckerei 1819

Heinrich Hoffmann von Fallersleben: Das Deutschlandlied.

allen dazu gehörenden Zeichnungen und Skizzen eine sehr umfangreiche und wertvolle Arbeit, die später von vielen Schülern abgeschrieben wurde. 21 Jahre später bei dem 50 jährigen Schuljubiläum, welches wir 1883 mitmachten, hörte ich von Schülern, daß diese Fragebeantwortungen noch immer in der Schule kursierten. Trotzdem erhielt ich im mündlichen Examen im Jahre 1863 von dem mich prüfenden Baurat Heuse aus Elberfeld eine Frage über hölzerne Brückenjoche, die ich nur unzureichend beantworten konnte und welche damals vergessen war, in die Beantwortungen mit aufzunehmen. Es hatte ja keine große Bedeutung, da ich das Examen gut bestanden habe.

Im Laufe des Winters machten wir bei einem Lennepener Schulfreund Julius Arntz, der sich bei seinem Bruder auf dem Gute Brenkhausen bei Höxter aufhielt, mehrere Male Besuche und wurden von den Herren Arntz abends in eine Weinwirtschaft in Höxter eingeführt, in welcher der berühmte Dichter von »Deutschland, Deutschland über Alles« Heinrich Hoffmann von Fallersleben verkehrte. Er verwaltete damals die Bibliothek des Herzogs von Ratibor im Schlosse Korvey, welches dicht an der Weser vor Höxter liegt. Der alte Herr mit langen weißen Haaren nahm uns sehr freundlich auf und improvisierte einige Male einige Verse für seine jungen rheinischen Freunde. Im Klostergarten von Korvey, wenn die Linden blühten und die Vögel sangen, hat er auf und ab spazierend viele seiner Lieder gedichtet und gleich die Weise zuge setzt. Er schlummert unter dem Efeuhügel an der Kirchenwand, und man muß, wenn man an seinem Grabe steht, immer an seinen Ausspruch denken: »Einigkeit und Recht und Freiheit für das deutsche Vaterland, danach laßt uns alle streben, brüderlich mit Herz und Hand.« Sein Sohn ist Maler in Berlin und mit meiner Tochter Elli bekannt; als er hörte, daß ich seinen Vater in Höxter gekannt und mit ihm verkehrt habe, hat er mir das Bild des Dichters vom Jahre 1841 geschenkt, wie er auf dem Felsen von Helgoland sitzt und das berühmte Deutschlandlied gedichtet hat. Auf dem Bild ist das ganze Gedicht nach der eigenen Handschrift des Verfassers abgedruckt.

Am Ende der Schulzeit Ostern 1862 machten wir eine Reise nach Berlin, um vor der Rückkehr in die Heimat alles zu besehen, was die Hauptstadt für junge Architekten bieten konnte; ein Bruder unseres Schulfreundes, der dort als Unteroffizier diente, sollte unser Führer sein.

Damit war die Schulzeit endgültig beendet und dasjenige Lernen, welches man in der menschlichen Gemeinschaft und im Kampf ums Dasein machen muß, und welches bis zum letzten Atemzuge anhält, konnte beginnen. Durch meine Abwesenheit in den beiden Winterhalbjahren des Schulbesuchs in Holzminden und durch die Gründung des Turnvereins in dem dazwischen liegenden Sommer, der mehrere Abende in der Woche durch eifriges Turnen absorbierte, waren meine freundschaftlichen Beziehungen zu den Familien, Jugendfreunden und Freundinnen in der Wetterauerstraße wesentlich modifiziert worden. Der früher vorhandene jugendlich freundschaftliche Idealismus war nicht verschwunden, jedoch durch die Erfahrungen in der Fremde wesentlich ruhiger und gereifter geworden. Freund Hammelrath hatte eine Stelle in Schwelm angenommen, und die anderen Freunde hatten geschäftliche Beziehungen und Freundschaften, die zu meiner Stellung in der Welt nicht passend waren. Wir trafen uns häufig abends in der Wirt schaft Scheele und verkehrten sonst nur gelegentlich miteinander.

Durch die wunderbare Erscheinung des Donatischen Kometen von 1858 angeregt, hatte ich den Himmelserscheinungen größere Aufmerksamkeit zugewendet und wurde nun durch das Studium des Buches von Otto Ule »Die Wunder der Sternenwelt« veranlaßt, mich abends in den Mußestunden mit dem Aufsuchen der Sternbilder, der Planeten und sonstiger Himmelserscheinungen zu beschäftigen.

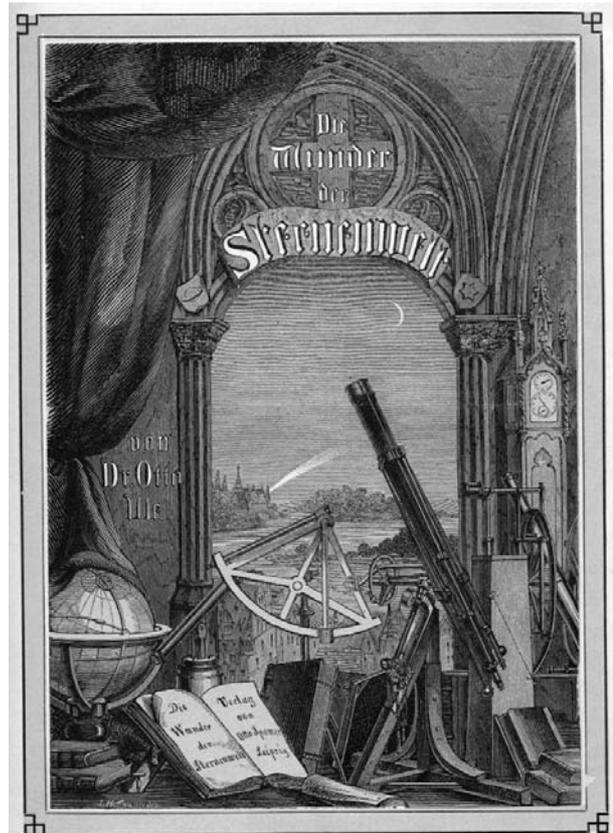
Allerdings betrieb ich diese Beschäftigung damals noch nicht systematisch wie es in späteren Jahren geschah, sondern nur gelegentlich. Ich fand bei meinen früheren Jugendfreunden für diese Sachen weniger Verständnis und schloß mich nun mehr an die Freunde mit gleicher Schulbildung, Louis Dürholt und Fritz Haas an. Dadurch wurde ich nun mit der Familie Haas näher bekannt und befreundet, ohne damals zu ahnen, welche große Bedeutung das für mein ganzes ferneres Leben haben sollte. In geschäftlicher Beziehung mußte es nun meine Hauptaufgabe sein, mein Examen vorzubereiten und Schritte zu tun, von dem Stadtrat die Genehmigung zu erlangen, schon mit 21 Jahren, anstatt mit dem gesetzlichen Alter von 25 Jahren das Examen zu machen. Nach dem Schulabschluß in Holzminden trat ich nun mit voller Kraft in das geschäftliche Leben ein, und selbstverständlich übernahm ich diejenige Tätigkeit, die sich auf den außerhalb liegenden Baustellen abspielte, während mein Vater sich allmählich immer mehr auf den Ziegeleibetrieb und die allgemeine Oberleitung beschränkte. Außer Reparaturen und Umbauten an allen Wupperfabriken ohne Dahlhausen, welches damals nicht mehr von der Firma Ad. Bauendahl betrieben wurde, – es waren kleinere Abteilungen vermietet –, wurden an Neubauten ausgeführt: die Färberei zu Wilhelmstal, die Spinnerei der Firma Richartz & Pastor zu Nagelsbergmühle, Wupperregulierung neben dem verlän-

gerten Untergraben zu Dahlerau, Brückenbau in Vogelsmühle und Lackfabrik in Goldenberg nach meinen Plänen. Zur Vorbereitung für mein Examen mußte ich vorab mein Gesellenexamen vor einer Meisterkommission machen und ein Gesellenstück persönlich ausführen. Ich erbaute dafür eigenhändig ein massives Sommerhäuschen in unserem Garten am Neuenhof, welches heute noch vorhanden ist. Nach Absolvierung des Gesellenexamens, das gesetzlich 3 Jahre vor dem Meisterexamen erfolgen mußte, machte ich den Antrag an den Stadtrat, man möge mir im Hinblick auf das Alter und wegen des mangelhaften Sehvermögens meines Vaters – er war früher ein Jahr blind gewesen, bis er in Gräfrath von dem berühmten Augenarzt Gräfe vom Star operiert wurde – gestatten, schon vor dem gesetzlichen Alter von 25 Jahren mein Meisterexamen zu machen. Infolge meiner glänzenden Schulzeugnisse und aus Wohlwollen für meine Familie wurde der Antrag einstimmig genehmigt. Das mündliche Examen wurde alsdann am 31. April 1863 auf dem Rathaus in Lennep als Maurer- und Zimmermeister vor der Prüfungskommission unter dem Vorsitz des Baurat Heuse von Elberfeld ausgeführt und gut bestanden. Von 8-12 Uhr vormittags wurde ich als Maurer und nachmittags von 2-6 Uhr als Zimmerer geprüft. Die theoretische Prüfungsaufgabe, einen großen gotischen Kirchenbau, in welchen einige besonders schwierige Konstruktionen eingelegt wurden, mußte ich auf dem Rathaus in Lennep ausführen

und zwar unter Aufsicht der Behörden und der Prüfungskommission. Die vollen Baupläne von einigen schwierigen Konstruktionen, auch Detailzeichnungen und Kostenanschlag, erforderten einen Zeitaufwand von annähernd 6 Wochen, weil ich nur vormittags daran arbeiten konnte. Nachmittags mußte ich meinen Probebau, den Neubau der Nagelsbergerfabrik von Richartz & Pastor nach den Plänen des Bauinspektors Lauer ausführen. Im Herbst 1863 wurde von der Prüfungskommission die Schlußabnahme des Probebaues und der theoretischen Prüfung vorgenommen und der Königlichen Regierung in Düsseldorf eingereicht, von der ich alsdann am 23. März 1864 mein Patent zum selbständigen Gewerbebetrieb als Maurer und Zimmermeister erhalten habe. Damit war nun erreicht, daß wir das Baugeschäft ohne Zuhilfenahme eines berechtigten Meisters betreiben konnten. Der alte Freund Burghardt ging wieder in seine Heimat und eine neue Zeit der geschäftlichen Tätigkeit konnte beginnen.

Die theoretische Prüfungsaufgabe, Baupläne und Kostenanschlag eines großen Kirchenbaues, welche ich unter Klausur auf dem Rathaus ausführen mußte, wurde im früheren Rathaus, dem jetzigen Amtsgericht, im Erdgeschoßzimmer rechts, dem Stadtratsaal, vorgenommen. Ich arbeitete dort nur vormittags, weil ich am Nachmittag meinen Probebau an der Nagelsberger Spinnerei von Richartz & Pastor kontrollieren mußte. Im hinteren Nebenzimmer arbeiteten nachmittags eine Menge junger Damen an der Stickerei der Turnerfahne; wie es ja selbstverständlich war, mußten sie auch den Nebenraum besichtigen und fanden hier die Werkstätte des jungen Prüfungskandidaten, welche nun auch eingehend untersucht wurde.

In dem Prüfungsjahr 1863 wurde außer dem Probebau der Fabrik Nagelsberg noch eine große Fabrikanlage für die Firma C. Urbahn & Kotthaus in Burscheid, ein Fabrikaufbau in Wilhelmstal, ein Wohnhaus für J.F. Lausberg zu Krebsöge und eine Fabrikanlage für Braselmann in Beyenburg erbaut, so daß ich neben meinen Examensarbeiten sehr reichlich beschäftigt war, da mein Vater mir die geschäftliche Tätigkeit für die Neubauten und die fortwährend vorhandenen Reparaturen und Umbauten in Dahlerau und Vogelsmühle fast ganz allein überließ; so ist er nur einmal mit in Burscheid gewesen, bei der Übernahme der Bauten, und er hat die stattliche Anlage, die 1863 und 1864 erbaut wurde, nicht gesehen. 1864 wurden die



Otto Ule, *Die Wunder der Sternwelt.*, Leipzig o. J. Albert Schmidt:
»Für naturwissenschaftliche Bücher hatte ich eine große Vorliebe und besonders Otto Ules »Wunder der Sternwelt« hat durch seine begeisterten Schilderungen des Himmels einen großen Einfluß auf mich ausgeübt.«

Fabriken am Nagelsberg und Burscheid vollendet, in Kregsöge das mittlere Fabrikgebäude errichtet, die Gasfabrik und Färberei in Vogelsmühle erbaut und der Kirchturm in Lüttringhausen verputzt. Die Nagelsberger Spinnerei hatte Inspektor Lauer projektiert, die Burscheider und Vogelsmühler Anlagen Baumeister Thomas in Neuss, und die Krebsöger Fabrik Baumeister Heyden in Unterbarmen. Baumeister Heyden kam immer morgens 8 Uhr mit der Post von Barmen und holte mich ab, wir wanderten dann zusammen nach Krebsöge. Im Jahre 1865 wurde die Strohnfabrik in Dahlhausen für J.D. Fuhrmann zur Wäscherei umgebaut, die Schlosserei zu Dahlerau, ein Kessel- und Maschinenhaus in Vogelsmühle und Schmiede für Alb. Gross neu erbaut, ein Färbereianbau zu Neunteich und ein Aufbau der hinteren Fabrikgebäude in Wilhelmstal errichtet. Es war das Jahr, welches den Abschluß der Lebensperiode zwischen Schulzeit und Hochzeit bildete, da im Februar der Vater gestorben war und am 16. November, nach dreijähriger Verlobungszeit, in welcher ein zäher Kampf um meine Liebe geführt wurde, unsere Hochzeit gefeiert werden konnte.



Das zwischenzeitliche Rathaus am Alten Markt.



Lennepe. Der alte Markt 1839 nach einer zeitgenössischen Guache. Im Rathaus auf der rechten Seite machte Albert Schmidt am 31.04.1863 sein Examen als Maurer- und Zimmermeister unter dem Vorsitz von Baurat Heuse aus Elberfeld. Teile der Prüfung fanden auch schräg gegenüber im Stadtratssaal des früheren Rathauses statt. Weil der Vater Christian Schmidt aufgrund eines Bauunfalles kaum noch arbeiten konnte, genehmigte der Lenneper Stadtrat, daß Albert Schmidt die Prüfungen mit 21 Jahren statt mit 25 Jahren machen durfte. Der Vater verstarb dann im Jahre 1865, als Albert Schmidt 23 Jahre alt war.

KAPITEL V

Hochzeit mit Maria, Tochter des Maschinenbauers Friedrich Haas (16. November 1865)

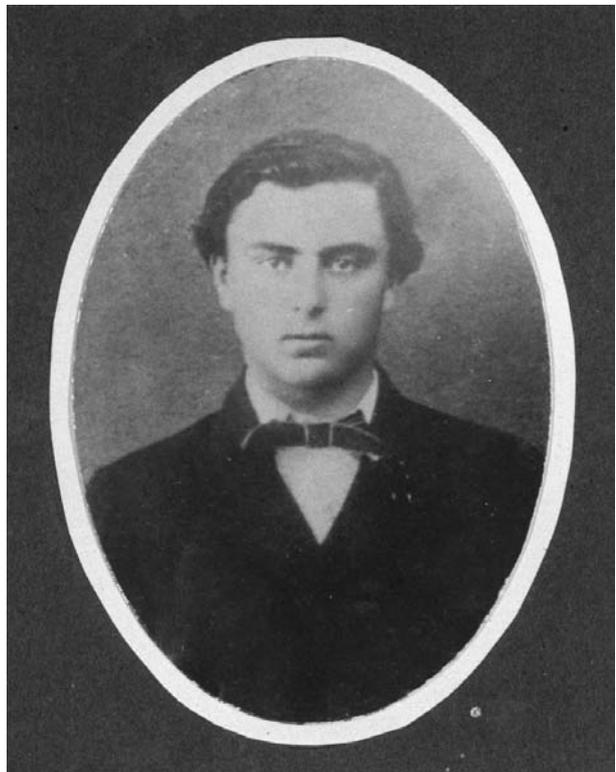
Im Herbst 1862 war meine berufliche Ausbildung nach allen Seiten hin beendet und die Vorbereitungen zum Examen wurden in Angriff genommen. Da trat ein Ereignis ein, welches mein ganzes ferneres Leben bis ins höchste Alter auf das Tiefste beeinflusste, und ich darf wohl mit Recht sagen, beglückte. Ich hatte einen Schatz gefunden, der drei Jahre eifrigstes Bemühen erforderte, bis es mir gelang, ihn für mich zu heben und in Sicherheit zu bringen.

Bei den täglichen Wanderungen nach meinen Bauten an der Wupper durch die Hackenbergerstraße hatte ich eines Tages einen so lieben, sympathischen Blick einer jungen Dame, die mich von ihrem Fenster aus vorbeigehen sah, aufgefangen, daß ich wie von einer elektrischen Welle berührt wurde. Dieser Blick entzündete in mir die gleichen sympathischen Gefühle, und als wir uns am Nachmittag bei meiner Rückkehr zufällig an den Haasschen Feldern in der Hackenbergerstraße trafen, war es um uns geschehen. Es wurde ein Bund geschlossen, der 58 Jahre gedauert und mein ganzes Dasein so durchdringend beeinflusst hat, wie es die innigste Gemeinschaft zweier mit einander äußerlich und innerlich verbundener Menschenkinder nur bewirken kann. Die Umstände, hauptsächlich die Widerstände der Familie meiner Braut, welche eine Verlobung wegen der verschiedenen Konfessionen nicht wünschten, veranlaßten uns, vorläufig die Verlobung geheimzuhalten.

Seit der geheimen Verlobung mit meiner lieben Maria waren drei Jahre dahingegangen, Jahre des Liebesfrühlings zweier jungen Menschen, die vorher nie etwas Ähnliches oder Schöneres erlebt hatten. Es waren aber auch Jahre beständigen Kampfes mit den uns widerstrebenden Elementen; besonders in der ersten Zeit versuchten meine Schwiegereltern mit Drohungen und dergleichen meine Geliebte zu veranlassen, mit dem protestantischen jungen Menschen, der nichts besaß als seine praktische und theoretische Wissenschaft und seinen unbeugsamen Willen, das Liebesverhältnis aufzulösen. Aber wenn sie mich am Abend weinend umarmte und fast an der Möglichkeit verzweifelte, die Widerstände zu besiegen, dann gelang es mir immer, sie von der siegreichen Gewalt einer treuen Liebe, welche ausharrte, bis andere Verhältnisse einträten, zu überzeugen. Als ich sagte, für mich ist es undenkbar, daß ich mir vorstellen könnte, daß etwa ein anderer Mann diejenige, welche mein ganzes Sinnen und Trachten bis in das



Maria Schmidt, geb. Haas als Braut. Detail des Hochzeitsbildes (16. November 1865). Foto: Privatbesitz.



Albert Schmidt. Hochzeitsbild (16. November 1865). Foto: Privatbesitz.



Maria Schmidt, geb. Haas, die Ehefrau Albert Schmidts. Foto, undatiert, Privatbesitz.



Maria Schmidt, geb. Haas, undatiert, Privatbesitz.



Albert Schmidt. Foto: Privatbesitz.



Albert Schmidt am 18.05. 1887. Foto: Stadtarchiv Remscheid. Ausschnitt des nebenstehenden Bildes.

Innerste meines Gemütes beherrschte, als Frau heimführen könnte, dann hatte ich gesiegt, denn für sie waren die gleichen Gefühle maßgebend und vorhanden.

Als nun im Jahre 1864 der kleine Johannisberg von meinem späteren Schwager Franz Egon Plöttner mit meiner Hilfe geschaffen wurde, hatte sich die ganze Familie in das Unabänderliche gefunden. Nur der Vater sagte: »Ich han gegen der Jong nüs, aber ich habe einen heiligen Eid geleistet nach den Erfahrungen in meiner ersten Ehe, daß mit meiner Zustimmung niemals eine gemischte Ehe von meinen Kindern eingegangen werden darf«. Bei der Gesinnung des Vaters, der seinen Eid hochhalten wollte, blieb uns nichts anderes übrig, wenn wir unser Ziel erreichen wollten, als das Gesetz zu Hilfe zu nehmen.

Nach dem Tode meines Vaters war meine Selbständigkeit erreicht, wenn ich auch geschäftlich mit meiner Mutter assoziiert war, so waren die geschäftlichen Verhältnisse doch so geartet, daß ich mir mit Recht sagen konnte, du kannst jetzt bei sparsamer Wirtschaft eine Frau ernähren, ob du jetzt damit vorangehen oder warten willst, kann geschäftlich gleichgültig sein, da sich die Verhältnisse anscheinend für Jahre nicht ändern können. Andererseits war es unbedingt notwendig, meine Geliebte in Sicherheit zu bringen, da die fortwährenden geheimen Zusammenkünfte und die von alten Tanten und Geistlichen aufgestachelten Widerstände auf die Dauer ihrer Gesundheit nachteilig sein mußten, sie war ja nun mit ihren 22 Jahren majorenn, also mündig geworden, so daß auch dieses Hindernis für ein energisches Vorgehen beseitigt war. Es wurde dann beschlossen, den Eltern unsere beabsichtigte Verbindung durch einen Notar zustellen zu lassen, womit der Vater einverstanden war, nachdem er gesehen hatte, daß die Sache unabänderlich war, er hatte dann nicht nötig, seinen Eid zu brechen und brauchte seine Zustimmung nicht zu geben.

Ende Oktober 1865 wurde unsere Verlobung dann von den Kanzeln proklamiert. Um der damals üblichen Verlobungsfeier nach der öffentlichen Proklamation zu entfliehen, machten wir unter dem mütterlichen Schutz der Tante Mie einen Besuch bei der Familie Plöttner in Menden.



*Maria Schmidt, geb. Haas (1843-1920).
Hochzeitsbild 16. November 1865.*



*Albert Schmidt (1841-1932).
Hochzeitsbild 16. November 1865.*

Dann wurde eine Wohnung für uns in meinem elterlichen Hause, die beiden Giebelzimmer der oberen Etage als Wohnräume, das kleine Zimmer über dem Hauseingang als Schlafzimmer und der Gang zwischen Haus- und Stallboden als Küche eingerichtet und ausmöbliert. Die Möbel für das beste Zimmer, die ich heute noch besitze, kauften wir für 400 Taler bei der Frau Mainzer in Barmen, die übrigen Möbel hatte Ed. Kuby gemacht, alles wurde von mir bezahlt außer einigen Kleinigkeiten, welche von Haas herrührten. Da die Familie meiner Geliebten sich nun in das Unabänderliche gefunden hatte, wurde die Hochzeit am 16. Nov. 1865 in der einfachsten Weise im Wohnzimmer bei Haas gefeiert. Mein Großmütterchen, die Eltern und beiderseitigen Geschwister nahmen daran teil, nachdem die bürgerliche Trauung morgens auf dem Rathaus und die kirchliche am Abend in der katholischen alten Kirche stattgefunden hatte. Louis Dürholt, der damals als Artillerist in Wesel diente, hatte Urlaub genommen, um als einziger Fremder an der Hochzeit teilzunehmen. Abends um 12 Uhr zogen wir miteinander in unser neues Heim, von einer Brautreise konnte bei unsern einfachen Verhältnissen keine Rede sein. Das Glücksgefühl über die Beendigung der jahrelangen Kämpfe und der endlichen Erreichung unseres Ziels begleitete uns in unser Heim. Es begann eine Zeit der für uns angenehmsten Lebensweise, da mein junges Frauchen eine außerordentlich tüchtige Hausfrau und Köchin war. Meine bisherige Lebensweise bei der äußersten Sparsamkeit und aller-einfachsten Küche bei meiner Mutter war so einfach gewesen, daß ich in völlig ungewohnte, aber natürlich angenehme Verhältnisse kam, es war immer Feststimmung.

Als ich am Morgen nach der Hochzeit 6 Uhr früh mit Freund Wilh. Wender nach Wilhelmstal ging, um meine Baustelle dort zu kontrollieren, hatte ich Eile, um das erste Mittagmahl im eigenen Heim, das für mich allerschönste Festmahl, das ich in den folgenden 57 Jahren erlebt hatte, nicht zu versäumen. Am Abend hatten wir Onkel Fritz (Schwager von Albert Schmidt) schon als Gast bei der Abendmahlzeit, er kannte die Künste seiner Schwester, die es verstand, einen wundervollen Braten mit Zubehör zu machen. Vom ersten Tag unserer jungen Ehe, an welchem meine Jugendgeliebte mich in ihren liebevollen Bannkreis aufnahm und mir zeigte, was eine tüchtige Hausfrau vermag, bis nach 55 Jahren, zu der Zeit, wo sie mit zitternden Händen und den letzten Lebenskräften einen Tag vor ihrem Hinscheiden noch meine Hemden, ja sogar drei Tage vor ihrem Tode noch meinen Regenschirm reparierte, ist ihr ganzes Leben eine ununterbrochene Fürsorge für mich gewesen, sie umfaßte mich mit ihrer unendlichen Liebe bis zum letzten Atemzug.



Lennep. Altstadt. Berlinerstraße. Historische Postkarte.

Der Familienkaffee bei der Oma Christian Schmidt von 1878 bis 1904

Wenn auch die Kinder mit ihren Familienangehörigen nach ihrer Verheiratung von 1865 an die Großmutter Schmidt als älteste Repräsentantin der Familie häufig besuchten und besonders an den Sonntagen zum Kaffee erschienen, so wurden diese Besuche zum Sonntagskaffee doch erst ganz regelmäßig, nachdem Malchen im Januar 1878 ihren Fritz Haas geheiratet hatte. Großmutter Haas war kurz vorher gestorben. Großmutter Schmidt hatte bis 1878 das Erdgeschoß des Hauses Knusthöhe 13 bewohnt, während ich nach meiner Heirat im Jahre 1865 die obere Etage inne hatte. Da sie nun 1877 aus dem Geschäft ausgetreten war, weil ihre Einkünfte aus dem Vermögen genüigten, ihren Lebensunterhalt zu bestreiten, so wechselten wir die Wohnung, sie zog nach oben und richtete sich in der bekannten, gemütlichen Weise ein, wie es die ganze, sich immer mehr vergrößernde Familie in den nächsten 26 Jahren gekannt und geschätzt hat.

Von 1878 an ist also der Familienkaffee in vollständig regelmäßiger Weise, an jedem Sonn- und Feiertage in bekannter Weise abgehalten worden, zeitweise wurde auch sonntags dort gegessen, in späteren Jahren jedoch nur an den Hauptfeiertagen. Nach dem Tode von Ewald Müller 1884 löste Tante Minchen ihren Haushalt auf und zog zur Mutter, so daß die älter werdende Großmutter von da ab eine sehr schätzbare und wirksame Hilfe erhielt. Die Großmutter hat treu und mit großer Liebe zu allen Angehörigen nicht allein ihre volle Pflicht getan, sondern sie ist bis ins höchste Alter der Mittelpunkt gewesen, um den sich die ganze große Familie bewegte. Sie war ein leuchtendes Vorbild für die ganze große Nachkommenschaft, die sie ehrfurchtsvoll liebte, achtete und verehrte. Sie hatte Interesse an allem, was in der Welt vorging auf politischem, wissenschaftlichem und technischem Gebiet. Man konnte ihr alles erzählen und immer wußte sie anzuregen, da ihr natürlicher Verstand und das Interesse an allem, was gut und schön war, sie befähigte, zu verstehen und mit einigen klugen Worten das Richtige zu treffen. Wenn sie in den illustrierten Blättern irgend etwas fand, welches ihr Interesse erregte, so bewahrte sie den Artikel auf, bis am Kaffeetisch von etwas ähnlichem die Rede war. Sie konnte dann in vielen Fällen passende Illustrationen und Artikel zu dem Gesprächsthema liefern. Obwohl sie bis in ihr höchstes Alter hinein eine überzeugte fromm protestantische Christin war, konnte sie doch mit Andersdenkenden, auch über andere Ideen ohne Voreingenommenheit reden. Sie war fromm, aber nicht orthodox, sie hatte Duldung und Gewissensfreiheit, sie achtete an allen die wahrhafte Meinung, die sich jeder gebildet hatte. Wie eine Patriarchin ist sie fast 40 Jahre lang der geistige und wirkliche Mittelpunkt der Familie gewesen und hat es verstanden, alle ohne Ausnahme, Kinder, Enkel und Urenkel jeden Sonntag an sich und an den wundervollen Familienkaffee zu fesseln. Für ihre Nachkommen hat sie dadurch erziehend gewirkt und ist segenspendend gewesen bis in die Zukunft hinein. Pastor Heim sagte deshalb auch in seiner Grabrede: »Von ihr sind Ströme von Segen ausgegangen.« Am 4. November 1904 ist sie im Alter von fast 87 Jahren gestorben, mit ihr der schöne Familienkaffee an den Sonntagen, weil für verschiedene Nachkommen die auseinander strebenden Interessen so stark wurden, daß ein solch intimes allgemeines Familienleben nicht mehr möglich war.



*Albert Schmidt mit seiner Mutter Wilhelmine Schmidt, geb. Vormann. Sie starb im Jahre 1904. »Als sie begraben wurde, diese seltene Frau, sagte Pastor Heim, von ihr gingen Ströme von Segen aus. Wir Geschwister sind lebendige Zeugnisse für die Wahrheit dieses Ausspruchs.«
Foto: Privatbesitz.*

Wenn ich nun versuchen will, einzelne Erlebnisse am Familienkaffeetisch zu schildern, so muß ich bitten, nicht zu große Anforderungen an mein Gedächtnis zu stellen. Ich habe nur solche Erlebnisse tiefer in meine Gehirnfalten aufgenommen, die mich besonders interessierten; sie waren meistens wissenschaftlicher oder technischer Natur. Aber auch besondere musikalische Leistungen unserer uns besuchenden Freunde waren geeignet, sympathische Erinnerungen zu schaffen, besonders in der Zeit, in welcher unsere Familienkünstler in musikalischer Beziehung sich noch in der Entwicklungszeit befanden.

So waren besonders die Tage, an denen uns der Besuch des Freundes von Ernst und August, des Herrn Hugo Hackenberg erfreute, außerordentlich angenehm, da sie musikalische Genüsse boten, welche die Leistungen einzelner Familienmitglieder weit überragten.

In den achtziger Jahren und später hat Josef Dübbers die Kaffeegesellschaft häufig durch sein schönes Violinspiel erfreut. Bei gutem Wetter wurde am Kaffeetisch meistens ein gemeinsamer Spaziergang in die Umgegend verabredet und ausgeführt. Der Weg nach Beyenburg über den schönen Waldaussichtspunkt Albertshöhe war sehr beliebt. Albert Braselmann hatte dort an einen Baum eine Tafel angebracht mit einer von ihm gedichteten poetischen Inschrift, die zur Schonung des Waldes auffordert und die schöne Waldesnatur preist. Die Inschrift lautet:

Wanderer, erhör dieser Ruheplätze
Leise vernehmbares Rauschen
Flüsternd aus Baum und Gesträuch.
»Schütz uns vor frevelnder Hand.«
Möge dafür ein Blick
In diese Täler dir danken
Und hier ein Windhauch verwehn,
Was das Herz dir beschwert.

Meine Frau war meistens per Bahn nach Beyenburg gefahren und bereitete uns dort eine schöne Abendmahlzeit, häufig mit Bowle; nachher wurde dann die Heimkehr per Bahn gemacht. Ostern 1888 wurde von der Kaffeegesellschaft, verstärkt durch die Familie Richard Schmitz, eine Untersuchung des Bevertales von der Quelle bei Hohenplanken bis zur Mündung oberhalb Hückeswagen vorgenommen, um dessen Brauchbarkeit zur Anlage einer Talsperre zu prüfen. Das Längennivellement des Tales wurde durch Visieren über den Flüssigkeitsspiegel einer Cognakflasche ausgeführt, und zwar mit brauchbarer Genauigkeit. Im unteren Teile des 15 Kilometer langen Tales wurde die Sache schon schwieriger, da Fritz und August bei der naßkalten Witterung dem Inhalt der Flasche eifrig zugesprochen hatten.

Die Remscheider Talsperre war bis zum Frühjahr 1892 fertig geworden und sollte nun zum ersten Male mit Wasser gefüllt werden. Da ich damals schon seit 10 Jahren die Wasserabflüsse der Bäche in unserem Bezirk gemessen hatte und tägliche Notizen über Niederschläge und Abflüsse führte, so wurde am Kaffeetisch die Füllung des Talsperrenbeckens besprochen und da wir den Termin, an welchem das Becken zur Wasseraufnahme geschlossen wurde, genau kannten, so wurde an Hand meiner Abflußnotizen, die ich im Notizbuch immer zur Hand hatte, berechnet, wieviel Wasser dem Becken bis zu diesem Augenblick schon zugeflossen war. Es wurde nun beschlossen, nach dem Kaffee zur Talsperre zu wandern, um die Sache zu kontrollieren. Der Pegel im Talsperrenbecken zeigte genau den von uns berechneten Wasserinhalt, so daß wir mit großer Befriedigung in die schöne Restaurantterrasse einkehrten und mit Gesang den Heimweg antraten. Das gemeinsame Wandern durch Feld und Wald in unserer schönen bergischen Heimat wurde von der ganzen Kaffeegesellschaft bei gutem Wetter mit großer Vorliebe ausgeführt. Onkel Fritz stimmte dann meistens das schöne Wanderlied: »Wie hat das Gott so schön gemacht« an, wodurch die ganze Gesellschaft in Stimmung geriet und fröhlich mit einstimmte. Onkel Fritz war überhaupt sowohl am Kaffeetisch, wie bei den gemeinsamen Wanderungen, das belebende und immer heiter stimmende Element; er hatte ein sehr gutes Unterhaltungstalent und war immer gemütvoll.

Die ganze Kaffeegesellschaft interessierte sich außerordentlich für die erste Verlobung in den Kreisen der damals jüngeren Generation. Es war die Verlobung unserer Tochter Elli mit Walter Gross im Jahre 1891. Walter Gross ging dann noch ein Jahr nach Buenos-Aires und sollte im September 1892 zurückkommen zur Hochzeitsfeier, die auch am 5. Oktober gefeiert wurde. In der Zeit zwischen Verlobung und Hochzeit entstand naturgemäß ein reger Briefwechsel zwischen dem Brautpaar und die Verhältnisse von Argentinien waren sehr häufig das Unterhaltungsgebiet auf dem schönen Kaffeekränzchen der Oma. Besonders Onkel Fritz konnte sich zu allerhand poetischen Ergüssen begeistern, wenn von Walter Gross und der baldigen Meerfahrt zu seinem Bräutchen die Rede war. Es wurden dann gemeinschaftliche Briefe von allen Teilnehmern der Kaffeegesellschaft unterschrieben und an Walter gesandt.

Ein solcher Brief lautete:

»In der traulich kleinen Stube,
Wo so häufig schon die Freude
Still verborgen in dem Weinglas
Sich in unser Herz geschlichen,
Wo du, Walter, einst das Jawort
Dir von Vater Schmidt geholt hast,
Sitzen wir gemütlich heute,
Die sich gleich mit Namen nennen.
Und sie folgen den Gedanken
Ihrer vielgeliebten Elli,
Weithin übers Meer zu dir hin.
Der du bald dem Wogenrücken
Des uralten Gottes Neptun,
Deine Sehnsucht und dein Hoffen
Auf ein frohes Wiedersehen
mit dem Bräutchen, anvertrauen wirst.
Und sie senden zu dem Meergott
Allesamt die herzige Bitte:
Wiege mit weichen wogenden Wellen
Weiter und weiter den wohligen Walter.
Führe ihn froh, frisch und frei
Auch fein wieder heim, aus der Fremde.
Singe ihm süße wonnige Weisen,
Sanft laß die Winde das Schiff umkreisen,
O, Gott Neptun, wir bitten sehr,
Bring uns den Walter gesund wieder her.
(Folgt Unterschriften)

Bis zum Tode von Großmutter Schmidt im Jahre 1904 hatte die Kaffeegesellschaft noch zweimal Gelegenheit, sich über Verlobungen ihrer Mitglieder zu erfreuen. Im Jahre 1896 heiratete Martha Kühner und im Jahre 1899 Kläre Eberhardi. Louis Dürholt und Laura feierten im Jahre 1895 ihre silberne Hochzeit, das 25-jährige Ehejubiläum. Sie hatten von uns gelernt, wie man es nicht machen muß. Wenn man anstatt zu verreisen, um den Feierlichkeiten zu entfliehen, zu Hause bleibt, so ist die ganze Geschichte in einigen Stunden beseitigt, während wir 5 Jahre früher wochenlang damit zu tun hatten. Der Holzreisende der Firma Wender & Dürholt, Herr Gillrath, ein gewandter Kölner, hatte das Festprogramm entworfen und in Kölner Mundart vielerlei vorgelesen. Das Vorleben des Jubelpaares wurde in humoristischer Weise in einer Festschrift beschrieben. Unter vielem anderen amüsierten wir uns allgemein über eine Episode zwischen Malchen und Laura, die in ihrer Jugendzeit vorgekommen war. Die Mutter hatte sie zum Markt gesandt, um Pflaumen zu holen, die wahrscheinlich eingemacht werden sollten. Nach der Devise der Bibel: »Du sollst dem Ochsen, der da drischt, das Maul nicht verbinden«, hatten die beiden schon immer eine Pflaume nach der anderen probiert, bis es Laura zuviel wurde; man konnte dem Haufen ansehen, daß er kleiner geworden war. Als nun Malchen noch weiter die leckeren Früchte probieren wollte, da rief Laura in echt Lennepener Mundart: »Malchen bliff dovan, bliff dovan, sös süht sie et.« Sie war also bange, die strenge Mutter würde sehen können, daß sie genascht hatten. Diese Episode war nun in einem humoristischen Lied, welches Gillrath und Onkel Fritz verfaßt und komponiert hatten, zum Vergnügen der Festteilnehmer vorgetragen worden. Die Kaffeegesellschaft hatte sich bis zum Tode der Großmutter um 7 Urenkel vermehrt. Ihre Nachkommenschaft bestand aus 7 Kindern, 5 Schwiegerkindern, 15 Enkeln und 7 Urenkeln. Alles war noch in der Entwicklung begriffen und weitere Familienmitglieder waren zu erwarten.

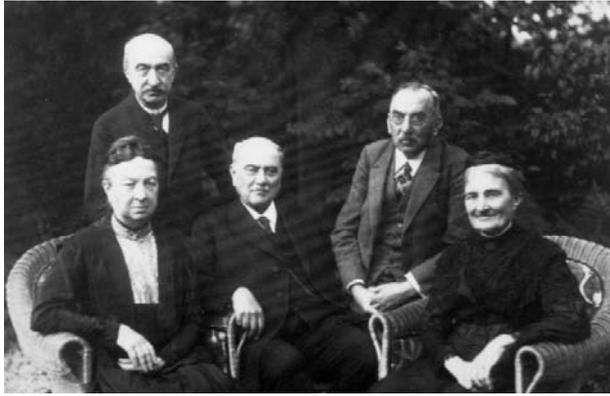


Postkarte von Arthur Schmidt an seinen Vater Albert aus Italien (1894). Albert Schmidts Sohn Arthur (1867-1945) führte die Bautradition der Familie fort. Er studierte Architektur in Aachen und Berlin-Charlottenburg und übernahm im Jahre 1903 das väterliche Geschäft zunächst mit seinem Onkel Ernst Schmidt und seinem Schwager Walter Eberhardi. Im Gegensatz zu seinem Vater war Arthur Schmidt eher ein schöpferischer Vertreter der Architektur und betrieb das Metier lieber von der Seite der Kunstgeschichte. Der Aufenthalt in Italien war durch ein Stipendium ermöglicht, welches ihm wegen besonders guter Leistungen an der Universität gewährt wurde. Seine Grüße aus Italien (oft in gereimter Form) gingen auch an das »berühmte Kaffeekränzchen bei Großmutter Schmidt« auf der Knustböhe 13 in Lennep. Die sonntäglichen Kränzchen der Wwe. Christian Schmidt fanden bis zu deren Tod im Jahre 1904 statt. Postkarten: Privatbesitz.

Am 6. August 1899 war wolkenloses Wetter mit einer Mittagstemperatur von 29° C. Die Luft war ganz ungewöhnlich schwül und drückend, bei vollkommener Windstille. Ich ging kurz vor 2 Uhr zur Oma und stellte mich an das Fenster nach der Stadt hin. Oma saß in ihrem Sessel und studierte ihr Predigtbuch, Tante Minchen bereitete den Sonntagskaffee. Plötzlich sah ich, wie sich mitten über der Stadt eine Wolke bildete, die sehr schnell an Ausdehnung zunahm. Auf meinen verwunderten Ausruf hin, trat Oma zu mir und konnten wir jetzt ein wunderbares Schauspiel genießen. Über der Stadt entstand in etwa 1000 Meter Durchmesser eine dunkle, wogende und kreisende Wolkenmaße von erheblicher Dicke, während rund herum der Himmel wolkenlos blieb. Nach kurzer Zeit entstand dann ein Gewitterregen mit Blitz und Donner von wolkenbruchartiger Stärke, der von 2 bis 4 Uhr ununterbrochen anhielt und in dieser Zeit 60,3 mm Niederschlag lieferte. In den unteren Straßen der Stadt floß das Wasser fußhoch über das Pflaster, da die Kanäle die große Wassermenge nicht fassen konnten. Im Wiesental unterhalb der Stadt bildete sich ein breiter Fluß, der eine tiefe Furche in den Wiesenboden riß und sämtliche Dämme der Sammelteiche durchbrach. Um 4 Uhr hörte der Regen auf; die runde Wolke, die nur über der Stadt gelegen hatte, löste sich auf, der Himmel wurde wieder wolkenlos und die Kaffeegesellschaft konnte nun bei angenehmer Temperatur ohne Schwüle beginnen. Die Ursache der Erscheinung war eine Luftblase in labilem Gleichgewichtszustand, die sich bei der vollkommenen Windstille über der Stadt bei der großen Hitze gebildet hatte. Durch irgend eine Ursache wurde der Gleichgewichtszustand gestört, die Luftblase strömte nach oben und bildete durch Kondensation des in ihr enthaltenen Wasserdampfes die kreisrunde Wolke. Die Mitglieder der Kaffeegesellschaft hatten auf ihrem Wege zur Oma nach dem Regen Gelegenheit, die Wirkungen des Wolkenbruches in der Stadt zu sehen und konnten nun ausgiebig Bericht erstatten. Daß die Kaffeegesellschaft die in der Zeit nach dem Kriege 1870 entstehende industrielle Entwicklung des Landes, die Wohlfahrtsanlagen der Städte, die Entwicklung des Talsperrenbaues mit großem Interesse verfolgte und in ihren Wanderungen häufig Besichtigungen solcher Werke vornahm, ist wohl begreiflich. Es würde jedoch zu weit führen, wollte man die Erlebnisse bei diesen Touren schildern und möchte ich diese Betrachtungen hiermit schließen.



Das alte Lennepe. Die Cölnerstraße. Historische Postkarte.



Fünf der ursprünglich acht Geschwister Schmidt. Von links nach rechts: Malchen Haas, geb. Schmidt – Ernst Schmidt – Albert Schmidt – Hermann Schmidt (Berlin) – und Laura Dürholt, geb. Schmidt. Foto: ohne Jahr, Privatbesitz.



Ein Lennepes Damenkränzchen in den 90er Jahren. Foto, von Albert Schmidt selbst beschriftet, im Familienbesitz. »Es waren die hervorragendsten Vertreterinnen der vier Familienstämme Schmidt, Aldermann, Haas, Schmitz«.



Familienbild im Garten. Wenn auch die Aufnahme für den heutigen Betrachter nicht viel erkennen lässt, so wirft doch die Rekonstruktion ein Bild auf die Lennepes Familienverhältnisse:

Obere Reihe von links nach rechts: Maria Schmidt, geb. Haas – Tante Minchen Müller (Schwester von Albert Schmidt) – Wwe. Christian Schmidt (Mutter von Albert Schmidt) – Albert Schmidt – Laura Dürholt, geb. Schmidt – Malchen Haas, geb. Schmidt – Fritz Haas – Anna Klinzmann, geb. Schmidt – Martha Kühner, geb. Dürholt – Heinz Kühner – Claire Eberhardi, geb. Schmidt – Ernst Schmidt (Bruder Albert Schmidts) – Alwine Schmidt, geb. Wender.

Untere Reihe von links nach rechts: Elli Goldschmidt, geb. Haas – Elli Dürholt – Hedwig Prater, geb. Schmidt – Grete Neuhäus, geb. Schmidt – Ernstchen (Sohn von Ernst Schmidt). So mancher Lennepes Name ist hier vertreten. Foto: Privatbesitz.

Geschichten und Erlebnisse aus der Familie Fritz Haas

Die Textilindustrie in Lennep und Umgegend hatte seit ihrer Begründung im Mittelalter mancherlei Wandlungen durchgemacht; sie stand zeitweise in hoher Blüte, in anderen Zeiten war sie zurückgegangen. Am Anfang des vorigen Jahrhunderts entwickelte sie sich hauptsächlich dadurch, daß die Erfindung der Spinnmaschinen, der Appreturmaschinen und mechanischen Webstühle eine vollständige Umwandlung in der Art der Fabrikation des Tuches hervorbrachte.

Bis dahin war die Tuchfabrikation mehr handwerksmäßig betrieben worden. Es gab Handspinner, Handweber, Handscherer, Rauher, Presser usw., alles selbständige Meister, die für die Handelshäuser und Kaufleute arbeiteten, welche die Wolle auf den schlesischen Märkten kauften, sie durch die einzelnen Meister verarbeiten ließen und das fertige Tuch alsdann auf den großen Märkten, besonders der Leipziger Messe verkauften. Mit der Erfindung der Maschinen wurde die Sache anders. Die einzelnen Meister hatten nicht das notwendige Kapital, um sich Maschinen anzuschaffen, und die Handelshäuser gingen nun dazu über, Fabriken einzurichten, in denen sie das Tuch selbst fabrizierten, der bisher selbständige Meister wurde nun Fabrikmeister.

Die ersten Textilmaschinen wurden in Belgien erbaut und durch belgische Monteure hier aufgestellt. Es wurden auch belgische und wallonische Arbeiter hierher berufen, um die hiesigen Arbeiter mit dem Maschinenbetrieb vertraut zu machen.

In Aachen und Eupen war der Maschinenbetrieb wegen der Lage dieser Städte an der belgischen Grenze schon etwas früher eingerichtet worden, und es waren auch schon Maschinenfabriken gegründet, in denen besonders Spinnmaschinen gebaut wurden. Von diesen Städten aus verbreitete sich der Maschinenbetrieb auch nach Lennep und Umgegend. In den zwanziger Jahren des 19. Jahrhundert hatte eine Eupener Maschinenfabrik Spinnmaschinen nach Lennep zu liefern und ließ dieselben durch einen jungen Monteur Friedrich Haas aus Stollberg bei Aachen aufstellen. Dieser Monteur hatte den ganz richtigen Gedanken, sich hier selbständig niederzulassen, da mit der Aufstellung der verschiedenen Arten von neuen Maschinen auch Reparaturarbeiten und vielerlei Fabrikeinrichtungen nötig wurden, welche am besten an Ort und Stelle gemacht werden konnten. Die bergischen Städtchen und nicht zuletzt auch die bergischen Mädchen schienen ihn hier festzuhalten.

Die Familie von Fritz Haas war lange Jahre hindurch in Stollberg bei Aachen ansässig gewesen und ist in einzelnen Abkömmlingen noch immer dort vertreten. Im Jahre 1826 gründete er eine Reparatur- und Maschinenwerkstätte in Lennep und es dauerte nicht lange, da hatte er sein Herz verloren, er heiratete ein junges Mädchen Katharina Kaiser, aus einer evangelischen Familie in Lennep. Mit ihrem Bruder, einem freundlichen alten Herrn, haben wir in den sechziger Jahren häufig verkehrt. Die beiden Kinder dieser Ehe waren Albertine, spätere Frau Franz Egon Plöttner und Emilie, die beliebte Tante Mie der späteren großen Enkelschar. Beim Abschluß dieser Ehe war verabredet worden, daß die Kinder wie der Vater katholisch getauft werden sollten. Einige Zeit nach der Geburt von Albertine mußte der Vater eine Reise machen und fand bei seiner unangemeldeten Rückkehr die Familie seiner Frau damit beschäftigt, das Kind evangelisch taufen zu lassen. Er überraschte die Taufgesellschaft mit dem Pastor kurz vor der Taufhandlung.

Die Empörung über diesen hinterlistigen Streich der Familie war bei dem jungen Vater begreiflich, und da er ein energisches, fast jähzorniges Temperament hatte, so machte er kurzen Prozeß und warf die ganze Gesellschaft mit dem Pastor aus dem Hause hinaus.

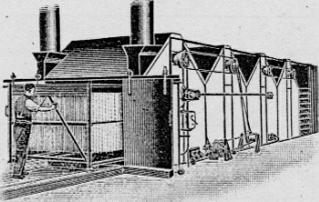
Dieses Ereignis hatte für den Schreiber dieser Erinnerungen insoweit eine besondere Bedeutung, als der Vater einen heiligen Schwur leistete, niemals dulden zu wollen, daß eines seiner Kinder eine gemischte Ehe einging. Dieser Schwur hat uns später viele Leiden verschafft und die Brautzeit meiner Frau unangenehm beeinflußt. Drei Jahre nach der Geburt der Tante Mie starb die erste Frau, am 20. August 1834, und es dauerte nicht lange, so heiratete der junge Maschinenbauer am 5. Juni 1835 zum zweiten Male, aber nach den Erfahrungen, welche er gemacht hatte, ein streng katholisches Mädchen. Es war die Minna Goost, Tochter des Maurermeisters Goost aus der Mühlengasse, die sein Herz gefesselt hatte. Er hatte als praktischer Mann wohl erkannt, welcher Schatz an dem fleißigen, munteren Mädchen zu haben war.

Albert Hardt, der Seniorchef der Firma Johann Wülfig & Sohn sagte von ihr: »Die Minna Goost ist das fleißigste Mädchen in der Stadt.« Er hatte sie immer beobachtet, wie sie Viehfutter und Abfälle aus den Häusern in seiner Umgebung zusammen holte. Ihrem Fritz war sie eine treue und liebevolle Lebensge-

Verwandtschaftsbeziehungen in Lennep. Die Verbindung der Familien Haas und Schmidt erfolgte durch eine damals so genannte »Kreuzmariage«. Albert Schmidt heiratete die Tochter Maria des Maschinenbauers Friedrich Haas, seine Schwester Amalie dessen Sohn Fritz. Geschäftsanzeige aus den 20er Jahren, als die Trocken-Anlagen zum Welterfolg wurden. Sie hatten mit dem ursprünglich von Albert Schmidt erfundenen Trockenapparat, der die positive Geschäftsentwicklung begründete, nichts mehr zu tun.

TROCKEN-ANLAGEN.

aller Art



für die Textil-Industrie

.. .. chemische u. mineralische Industrie

.. .. Landwirtschaft etc. etc.

Friedr. Haas, Lennep (Rhld.)

Walter Eberhardi, Lennep

Groß- und Klein-Handlung in Kohlen, Koks, Brikets und Braunk

Demnächstiges Lager
ca. 12000 qm. groß mit
eigenem Bahnanschluß.

Fernsprecher Nr. 57.

Bankverbindung:
Barmer Bank-Verein Lennep
und
Städtische Sparkasse Lennep.

Lennep, den.....

Verwandtschaftsbeziehungen in Lennep. Albert Schmidts Tochter Klara heiratete Walter Eberhardi, der zeitweilig Mitinhaber des Baugeschäfts war und im Jahre 1909 die Ziegelei der Wwe. Christian Schmidt übernahm. Aus ihr wurde dann das Klinkerwerk Eberhardi. Bildvorlage: Privatbesitz.

HEINRICH
K Ü H N E R
L E N N E P

Schwelmer Str. 6
Gegründet 1850 :: Telefon 467



Mitglied des „Nürnberger Bund“
Großeinkaufsgenossenschaft erster
Spezial-Geschäfte

<p style="margin: 0;">ABTEILUNG I EN GROS</p> <p style="margin: 0;">Eisenwaren Werkzeuge Schrauben Fittings Armaturen usw. Sämtliche Fabrik- bedarfs-Artikel</p>	<p style="margin: 0;">ABTEILUNG II DETAIL</p> <p style="margin: 0;">Eisenwaren Werkzeuge Haus- u. Küchen- geräte Glas u. Porzellan Luxuswaren Herde, Oefen usw.</p>
--	---

Verwandtschaftsbeziehungen in Lennep. Albert Schmidts Nichte Martha Dürholt heiratete Heinrich Kühner, der in Lennep eine lang andauernde Traditionsfirma begründete. Der Bruder Martha Dürholts, Paul Dürholt, baute das väterliche Holzhandelsgeschäft zu »Spezialwerkstätten für Schiebefenster« sowie für »Architektur und Bauausführung« aus. Als Architekt baute er u.a. in Lennep zahlreiche Villen, gewann die Ausschreibung für das Röntgen-Gymnasium und führte mit seiner Firma »Wender & Dürholt« dort die Maurerarbeiten aus. Abbildung: Geschäftsanzeige der Firma Kühner aus den 20er Jahren.



Die Schwiegereltern von Albert Schmidt: Der Maschinenbauer Friedrich Haas mit seiner zweiten Ehefrau Minna, geb. Goost, Tochter des Maurermeisters Goost aus der Mühlengasse in Lennep. Die Heirat fand am 5. Juni 1835 statt. Friedrich Haas gründete die Fabrik an der Schwelmerstraße in Lennep, gegenüber der erst später gebauten katholischen Kirche, als Fabrik zuletzt bekannt als Weberei Schulte. Foto: Privatbesitz.

fährtin und ihren zahlreichen Kindern eine gute Mutter.

Vor dem Schwelmertor, an der Stelle wo der Hackenbergweg von der Provinzialstraße nach Schwelm abzweigt, stand ein kleines Haus, dessen Dachspitze kaum über den Felsrand des hinter dem Hause liegenden Gartenbergs hinausragte. Es stand so nahe an der felsigen Böschung, daß man vom Dachboden aus den Garten erreichen konnte. Der junge Maschinenbauer kaufte dieses kleine Häuschen, baute sich vorerst einen Schuppen an, in welchem er seine Werkstätte einrichtete und brachte es durch großen Fleiß und Tatkraft so weit, daß er sein Werk fortwährend vergrößern mußte. Er war genötigt, den felsigen Berg hinter dem Hause abzubauen, um immer wieder Raum zu gewinnen und anbauen zu können. Durch das Wegbrechen einer haushohen Felsenmasse wurde die dadurch gewonnene Baustelle ja allerdings sehr teuer, aber da es ganz allmählich geschah und durch Arbeiter, welche ihre gelegentlichen Freistunden verwenden konnten,

sowie durch Benutzung der eigenen Pferde, wenn sie vom Kohlenbergwerk zurückkamen, wurden die Kosten kaum merkbar.

In der damaligen Zeit wurden die Kohlen von den Zechen bei Haßlinghausen und Sprockhövel durch eigenes Fuhrwerk geholt. Wenn Fritz Haas, der Fuhrmann hieß Fritz Oberlan, mit seinem vierspännigen Kohlenwagen kam, liefen die Kinder ihm schon entgegen, da er meistens etwas mitbrachte; in der Waldbeerzeit meistens eine große Klemme mit Waldbeeren. In dem neu eingerichteten Werk wurden nun bald verschiedene Appreturmaschinen, Rauhmashinen, jedoch hauptsächlich Walk- und Schermaschinen erbaut. Die Tuchfabrikation und Streichgarnspinnerei wurde damals nicht ausschließlich durch die Großindustrie betrieben, sondern es waren eine Menge kleinerer Fabrikanten vorhanden, welche sowohl fertiges Tuch wie auch andere Textilstoffe herstellten, und immer an Fabrikräumen mit Maschinen, Getrieben und Kraft zum Mieten Interesse hatten.

Da in dieser Entwicklungszeit der Textilindustrie viel verdient wurde, war Vater Haas bald in der Lage, einen großen Fabrikbau mit Maschinen zum Vermieten und eine große Dampfkraft anzulegen. Außerdem hatte er einen Teil der Fabrik zur Streichgarnspinnerei eingerichtet und betrieb hauptsächlich Spinnerei in Lohn. Zeitweilig hat er auch selbst Streichgarn aus Rohstoffen hergestellt. Es war die Zeit, in welcher die Töchter des Hauses immer in Kasinettkleidern erschienen, da von dem fehlerhaften Garn, um es zu verwerten, in Wermelskirchen Kasinett zu Kleiderstoffen hergestellt wurde.

Das allgemeine Ansehen des jungen Fabrikanten war indessen so gestiegen, daß er im Jahre 1839 zum Stadtrat gewählt wurde. Der aus dem Arbeiterstand hervorgegangene Fabrikant hatte keine große Schulbildung, aber natürlichen Menschenverstand und viel mechanisches Talent. Er war auch nicht dem Irrtum der meisten Maschinentechner, welche keine wissenschaftliche Ausbildung erhalten haben, verfallen, ein »Perpetuum Mobile« zu entdecken. Sein natürlicher Verstand sagte ihm, daß es ohne Ursache keine Wirkung geben kann, daß eine ewige Bewegung ohne neuen Anstoß unmöglich ist, da sie immer durch Reibung verzehrt wird. Aber er bemühte sich doch, eine Kraftquelle zu entdecken und hatte sich, wohl durch seine Landwirtschaft veranlaßt, eine eigentümliche Kraftmaschine ausgedacht, welche an sich richtig war, wenn sie auch nur für besondere selten vorkommende Fälle geeignet war. Er hatte eine schiefe Ebene geplant, auf welcher Kühe hinaufgehen mußten, um ihr Futter zu erhalten, und wollte nun durch das Gewicht der Kühe eine Kraftquelle erzeugen, indem die schiefe Ebene sich langsam senkte, da sie wie ein Waagebalken konstruiert war. Durch entsprechende Umwandlung der auf- und abgehenden Bewegung in rotierende, konnte allerdings eine Kraftausnutzung ermöglicht werden.

Eine solche Kraftmaschine konnte auf einem weit von allem Verkehr liegenden Gut vielleicht ausführbar sein, besonders in einer Zeit, in welcher an elektrische Kraftübertragung noch nicht gedacht werden konnte, aber sie war nicht geeignet, den Wettbewerb mit Dampf, Gas oder Dieselmashinen aufzunehmen.

Für die schriftlichen Arbeiten waren Buchhalter angestellt, und später hat Emilie, die Tante Mie, lange Jahre hindurch die Bücher geführt. Ein eigentliches technisches Büro war nicht vorhanden, es war nicht notwendig, die Maschinen, welche gebaut wurden, immer nach Zeichnungen auszuführen, da von jedem Maschinenteil Modelle vorhanden waren und jede Schraubensorte einen eigenen Namen hatte und von jedem Arbeiter gekannt wurde.

Es wurde auch Landwirtschaft betrieben und zeitweise sieben Kühe gehalten. Mehrere große Felder an der Straße nach Jammertal gelegen und eine gemietete Wiese mit Garten an der Stelle, an welcher später die katholische Kirche erbaut wurde, dienten zum landwirtschaftlichen Betriebe. Der Kuhstall befand sich im Keller des Wohnhauses, unter den Wohnzimmern, so daß man zwar immer warme Füße hatte, aber doch die Gegenwart des Viehs durch mancherlei Sinne wahrnehmen konnte. Die Kinder hätten ja gerne andere Einrichtungen gehabt, sie konnten aber nichts daran ändern und mußten sich alle an den landwirtschaftlichen Arbeiten beteiligen.

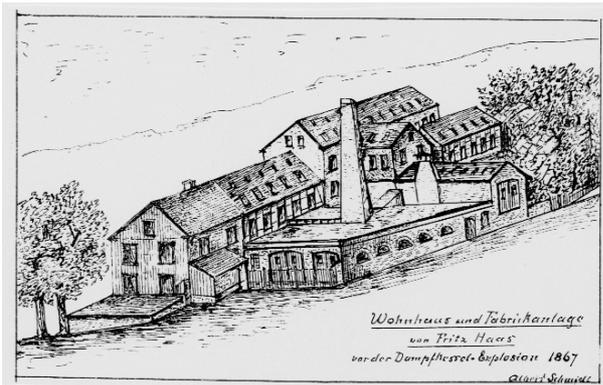
Vater Haas führte im Geschäft sowohl wie im Hause ein strenges Regiment, seinem Willen wagte sich niemand zu widersetzen, und wenn er in seinem Zimmer saß, um die Zeitung zu lesen, so ging alles lautlos her im Hause, man wagte nur, leise zu sprechen. Wenn dann Mariechen, die sehr auf Ordnung hielt, mit ihren Geschwistern wohl laut schimpfte, so sagte er: »Watt hätt det Kleen wer'm« (Kleine wiederum). In der Erregung bediente er sich des Aachen-Stollberger Dialekts. Mit welcher Liebe er an seiner Minna hing, geht daraus hervor, daß, als sie später einmal eine mehrwöchentliche Reise nach Achern in Baden, der Heimat des Schwiegersohnes Emil Steinruck machte, er derart von Sehnsucht ergriffen wurde, daß er weinte und nicht zu beruhigen war, bis man sie schleunigst zurückrief; er konnte seine »Alt«, wie er sie nannte, nicht entbehren.

Nachdem sich die Fabrikanlage von den kleinsten Anfängen bis zum Bau und Einrichtung einer Streichspinnerei entwickelt hatte, veranlaßte er seine Brüder, welche damals in der Aachener Gegend beschäftigt waren, nach Lennep zu kommen, um sie in seinem Werk anzustellen. Karl war Schlosser und wurde in der Schlosserei beschäftigt, während Xaver die Spinnerei erlernt hatte und als Spinnmeister angestellt wurde. Karl war ein Trinker, er war jung verheiratet, seine Frau starb im Wochenbett bei der Geburt eines Sohnes. Der Vater war ebenfalls kurz vorher gestorben, so daß das Kind im zartesten Alter schon verwaist war und von seinem Oheim Fritz adoptiert wurde. Dieser Pflegesohn Xaver (nur 4 Tage jünger wie die eigene Tochter Julie, mit der er die Muttermilch teilte) entwickelte sich zu einem eigenartigen Menschen mit leidenschaftlich jähzornigem Temperament. Er sollte entgegen seiner Neigung die Möbelschreinerei erlernen, aber er machte bei seinem Lehrmeister Eduard Kuby so viele Dummheiten, daß sie sich nach kurzer Zeit mit Mordinstrumenten gegenüberstanden und voneinander getrennt werden mußten. Er hat dann seiner Neigung gemäß an der Vogelmühle die Spinnerei erlernt, wanderte dann nach dem Feldzug von 1866 nach Amerika aus. Er hat dort im Spinnereifach gearbeitet, sich verheiratet und ist am 25. Dezember 1903 gestorben.

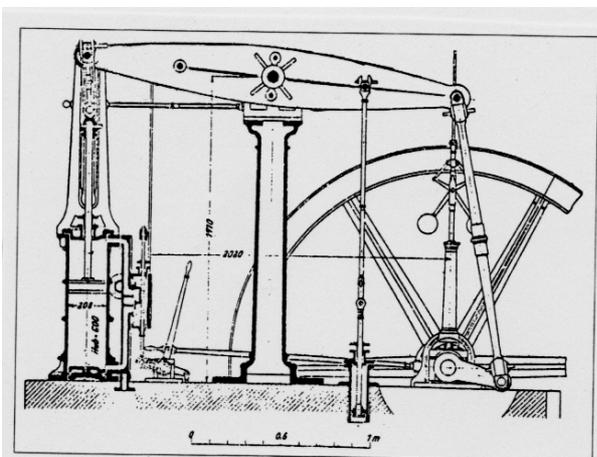
Der zweite Bruder des Stammvaters, Xaver Haas, hat die Spinnerei geleitet, bis sie in der Mitte der sechziger Jahre eingestellt wurde. Er heiratete die Julie Külpmann und starb im Jahre 1868.

Vater Haas hatte außer seinen Brüdern noch eine Familie Fecken von Eupen kommen lassen, welche ihm bei seinem Maschinenbau behilflich sein sollte; die Mitglieder derselben haben viele Jahre hindurch als Monteure und Schlosser in dem Haas'schen Werk gearbeitet und die Entwicklung desselben mitgemacht. In dem Haas'schen Werk wurden damals, etwa bis zum Brande der Fabrik im Jahre 1872, ausschließlich Walkmaschinen mit Kupferwalzen nach eigener Erfindung und Schermaschinen gebaut. Die eigene Eisen gießerei hatte für die vielen Maschinen ungenügende Beschäftigung, und es wurden deshalb auch Gußteile für andere Zwecke angefertigt. Der Schermaschinenbau war später ausschließliche Tätigkeit von Hermann Haas und wird noch heute im Neuwerk betrieben. Die Fabrik mit dem alten Wohnhaus am Schwelmertor war übrigens im Laufe der Zeiten veraltet und sah ziemlich verfallen aus. Durch die fehlenden theoretischen Kenntnisse des Besitzers, verbunden mit einer gewissen Verbitterung, einem Widerstand gegen die Fortschritte der neuen Zeit, konnte die Maschinenfabrik nicht mehr prosperieren. Die ganze Geschäftsführung war veraltet und durch den Einfluß der katholischen Geistlichkeit wurde der große Fehler gemacht, den ältesten Sohn Fritz anstatt auf das Technikum in eine Klosterschule in Roldück an der holländischen Grenze zu senden. Das spätere Studium von Fritz bei dem Kreisbaumeister Lauer hat die Sachlage ja einigermaßen verbessert, aber es fehlte doch dasjenige spezielle Fachstudium, welches nur auf einer technischen Hochschule erworben werden kann.

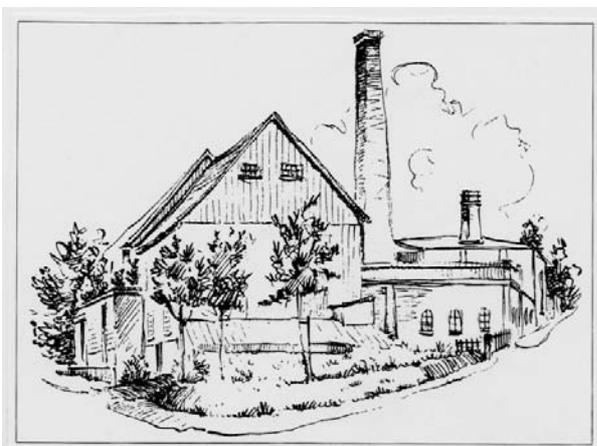
Trotz des mangelhaften Betriebes war das Werk schuldenfrei und hatte vor den späteren Katastrophen



Wohnhaus und Fabrikanlage von Fritz Haas vor der Dampfkessel-Explosion 1867. Zeichnung von Albert Schmidt, Schwiegersohn des Firmengründers. Die Familien Schmidt und Haas waren durch eine damals so genannte »Kreuzmariage« doppelt miteinander verbunden.



Schema einer Balancierdampfmaschine, ähnlich der ersten Maschine von Friedrich Haas (1828). Der spätere von Albert Schmidt beschriebene Zustand der Haas'schen Maschine erinnert mehr an ein unzeitgemäßes Ungetüm, das bei der Arbeit auch den gesamten Wohnbereich der Familie auf- und absenkte. Durch technische Verbesserungen hätte der Kohleverbrauch um 90% gesenkt werden können. Der Schwiegersohn Albert Schmidt schreibt in seinen Erinnerungen: »Wegen Kapitalmangel und vor allem wegen dem Mangel an gutem Willen wurde versäumt, die ungeheuer unrationelle Dampfmaschine durch eine neue moderne Maschine zu ersetzen«.



Die »mechanische Werkstätte«, später die Maschinenfabrik Haas oberhalb des Schwelmer Tors in Lennepe. Zeichnung des Lenneper Künstlers Heinz Hadem (1915-1975).



Dampfmaschine auf einer Königsplakette des Lenneper Schützenvereins, gestiftet von dem Maschinenbauer Friedrich Haas. Wie alle Gründerfabrikanten, die sich aus dem Handwerkertum emporgearbeitet hatten, war auch Friedrich Haas, dessen Geschäftserfolg über lange Zeit bedeutenden Schwankungen unterworfen war, von volksnaher Natur und Mitglied in verschiedenen Vereinen. Foto: Stadtarchiv Remscheid.



Die ursprüngliche Maschinenfabrik Haas, zuletzt in Betrieb als Weberei Schulte in Lennepe, oberhalb des Schwelmer Tors bei der katholischen Kirche. Foto 1999, Privatbesitz.

noch einen erheblichen Wert. Wegen Kapitalmangel und vor allem wegen dem Mangel an gutem Willen wurde versäumt, die ungeheuer unrationelle Dampfmaschine durch eine neue moderne Maschine zu ersetzen. Der Betrieb war wegen des unverhältnismäßig großen Kohlenverbrauchs außerordentlich kostspielig. Die große Balanziermaschine mit einem Cylinder hätte leicht so verbessert werden können, daß sie mit höherem Dampfdruck und größerer Expansion des Dampfes arbeitete, wodurch viele Kohlen erspart worden wären. Aber alle Rohrleitungen, Ventile und Stopfbüchsen waren undicht, so daß der Dampf gedroselt werden mußte. Die Maschine war so schlecht montiert, daß mit jedem Hub das Balanzierlager gehoben wurde und mit diesem das ganze Gebäude, da das Lager mit demselben verbunden war. Nimmt man an, daß die Maschine 20 Umdrehungen in der Minute machte, so mußten vielleicht 20 000 kg Gebäudegewicht, in 10 Stunden 240 Millionen kg täglich bewegt werden, welches ungeheure Mengen Brennmaterial erforderte, von welchem 90 vom Hundert erspart werden konnte, aber es durfte nicht am Alten gerüttelt werden.

Die Familie Haas war so an das Bewegen des Wohngebäudes durch die Dampfmaschine und das Geräusch der mangelhaften Zahnräder gewöhnt, daß es ihnen unheimlich wurde, wenn der Betrieb aufhörte, und sie den Abdampf der Maschine zum Heizen der Wohnung entbehren mußten.

In der Familie des Stammvaters hatte seit seiner zweiten Heirat mit Minna Goost am 5. Juni 1835 der Storch reichlichen Absatz gefunden, und die ganze Familiengemeinschaft zeigte, daß sie von den Eltern gutes Blut erworben und sich im Leben bewährt hat.

Mit der Heirat der ältesten Tochter Albertine am 20. Juli 1858 begann dann die Periode des Familienlebens, in welcher die Kinder in das heiratsfähige Alter traten. Es fanden sich erwünschte und unerwünschte Anwärter auf eine Lebensgemeinschaft mit den Kindern und dadurch vielerlei Erlebnisse, welche natürlich nur zum geringsten Teil hier mitgeteilt werden können. Noch vor den späteren schlimmen Explosions- und Brandkatastrophen, welche einen großen Teil des Werkes zerstörten, ereignete sich ein Erlebnis mit dem ersten Schwiegersohn, welches hier mitgeteilt werden soll.

Nach der Heirat von Albertine mit dem Apothekergehilfen Franz Egon Plöttner wurde in der Erwägung, daß ein Provisor Gehalt zu der gewohnten Lebensweise der Haas'schen Töchter wenig passen würde, ein kleines Haus an der Schwelmerstraße, vor dem jetzigen Bezirkskommando gelegen, angekauft und für Bäckerei und Schenkwirtschaft eingerichtet. Plöttner war damals großer Optimist, er hatte eines Tages von den Kirchengrößen gehört, es würde noch zehn Jahre dauern, bis die projektierte neue katholische Kirche gebaut werden könnte. Da faßte er den genialen Plan, den Garten des zukünftigen Kirchenbauplatzes, der sehr schön und bequem für das Publikum gelegen war, zu einer Sommerwirtschaft einzurichten. Die Einrichtungen würden sich dort so gut rentieren, daß bis zum Kirchenbau ein Vermögen dort verdient werden könnte. Mitte Juli 1864 war alles hergestellt und die neue Gartenwirtschaft unter dem Namen »Der kleine Johannisberg« eröffnet worden. Die Warner und Skeptiker wurden ausgelacht und gleich neue Pläne geschmiedet. Aber die Sache nahm sehr bald ein Ende und für Plöttner nahte das Verhängnis. Die eifrigen Sammlungen für den Kirchenbau hatten das nötige Baukapital gebracht, so daß beschlossen wurde, mit dem Bau im Jahre 1866 zu beginnen. Die Herrlichkeit des kleinen Johannisberg war vorbei, er mußte abgebrochen werden. Aber für alle, welche bei ihm verkehrt haben, bildet es eine schöne Erinnerung. Die jetzt lebenden Einwohner der Stadt Lennep haben meistens keine Ahnung davon, wie der Bauplatz der Kirche früher ausgesehen hat, und welche Bedeutung er für das damalige gesellschaftliche Leben hatte.

Noch vor dem eigenartigen Abenteuer des ersten Schwiegersohnes des Stammvaters mit dem kleinen Johannisberg, hatte die erste Tochter der zweiten Ehe, Dorothea, sich mit dem Kaufmann Emil Steinruck aus Achern in Baden verheiratet, welchen sie in Essen in dem Geschäft, in welchem sie angestellt war, kennen gelernt hatte. Die Hochzeit wurde am 5. Juni 1860 gleichzeitig mit der silbernen Hochzeit der Eltern gefeiert. Man hatte im zweiten Stock der großen Fabrik einen Saal in halber Länge ausgeräumt, mit Fahnen, Kränzen, Grün und Blumen schön dekoriert und das Fest in großartiger Weise gefeiert. Das junge Paar hatte dann in Barmen ein Kurzwarengeschäft begründet.

Im folgenden Jahre, am 24. September, verheiratete sich dann die zweite Tochter der zweiten Ehe, Laura, mit dem Lehrer an der hiesigen katholischen Schule Josef Dübbers. Dann entwickelten sich die Kämpfe des Schreibers dieser Zeilen um seine liebe Lebensgefährtin Maria, vom Frühling des Jahres 1863 bis zur Hochzeit am 16. November 1865, die in meinen Lebenserinnerungen zur Genüge dargestellt sind. Vater sagte damals: »Ich kann gegen der Jong nüs«, aber er hatte ja bei dem Abenteuer mit der versuchten Taufe von Albertine durch den evangelischen Pastor einen heiligen Eid geleistet, seine Zustimmung zu einer gemischten Ehe seiner Kinder nicht zu geben.

Dann folgte im Familienleben eine Doppelhochzeit. Julchen heiratete Franz Eickhoff und Auguste Carl Maaßen. Die Hochzeit wurde wieder in dem Fabriksaal in alter Weise gefeiert. Die katholische Geistlichkeit spielte bei derselben eine große Rolle, und es wurde den Herren gewiß unheimlich, als sie den Eindringling in die Kreise ihrer Hauptverehrer unter den Hochzeitsgästen bemerkten. Die Hochzeit fand am 24. Mai 1866, also 6 Monate nach unserer Hochzeit statt. Da ich als Frühaufsteher, welches wegen meiner großen geschäftlichen Tätigkeit beim Aufbau von Dahlhausen notwendig war, schon vor Mitternacht nach Hause ging, atmete die Gesellschaft auf, sie waren wieder unter sich und konnten ihren Gefühlen freien Lauf lassen.

Ein Jahr später ereignete sich dann die erste Katastrophe. Im Juni 1867 wurde ich morgens um 5 Uhr von meiner Mutter mit dem Ausruf geweckt: »Du mußt schnell aufstehen, bei Haas muß der Schornstein eingefallen sein.« Ich stürzte nach dem Ankleiden sofort dahin und fand dort eine entsetzliche Zerstörung, das alte Haus in vollen Flammen. Der Dampfkessel war explodiert, wodurch das Kesselhaus und die anstoßende Schmiede vollständig in Trümmern lagen. Das Zinkdach hing größtenteils in den Pappelbäumen, welche vor dem Hause standen, sowie an den Gerüsten des Kirchenneubaues. Teile des Kesselmantels waren bis zum Hause von Johnen an der Schwelmerstraße und Gänsemarkt geflogen. Die Umfassungsmauern des Kesselhauses lagen in der Hackenbergerstraße, und das Vorderteil des Kessels mit dem Feuerrohr hatte die Wände eines Heuschuppens neben dem Wohnhause durchgeschlagen und das Heu sofort entzündet. Dadurch war nun das alte angebaute Wohnhaus von außen mit in Brand geraten und das Dach schon ein Flammenmeer, als ich auf der Unglücksstelle erschien.

Nachdem ich festgestellt hatte, daß niemand von der Familie verunglückt war, stieg ich sofort auf das Dach und drückte mit nassen Tüchern, die von den Spritzen der Feuerwehr, welche auch schon erschienen war, naß gemacht wurden, die brennenden Strohdocken aus. Auf der Dachspitze traf ich den Führer der Spritze, Richard Müller, der von der Straßenseite heraufgestiegen war. Seine Frage, ob alles versichert sei, dann wäre es besser, daß das alte Haus eingerissen würde, beantwortete ich dahin: »Es ist nichts versichert, wir müssen alles tun, um das Haus zu retten.« Es wurde dann in kurzer Zeit das Feuer gelöscht und ich konnte mich nun erst um die Familie kümmern und die furchtbare Zerstörung ansehen, welche durch die Explosion entstanden war.

Man glaubte, der Maschinist sei verunglückt und läge unter den Trümmern, es stellte sich aber heraus, daß derselbe nach Hause gelaufen und aus Angst ins Bett gekrochen war. Er hatte morgens um 3 Uhr den Dampf in die Röhren gelassen und in dem Augenblick, in welchem er das Ventil an der Dampfmaschine geöffnet hatte, war mit einem ungeheuren Krach der Kessel mit dem Dach in die Luft geflogen. Das Fenster des Maschinenhauses war nach der Straße zu hinaus gefallen. Da er glaubte, die Welt ginge unter, war er durch das Fenster gesprungen, nach Hause gelaufen und ins Bett gekrochen.

Es wurde angenommen, daß in dem Dampfkessel ein Siedeverzug eingetreten sei und deshalb beim Anlassen der Dampfmaschine eine Bewegung im überhitzten Kesselwasser eintrat, das ganze Kesselwasser in Dampf verwandelt wurde, wodurch eine explosive Wirkung entstand und dadurch die ungeheure Zerstörung begreiflich wurde. Für die Familie Haas war es ein großes Unglück, da doch sehr große Werte zerstört waren, die nun aus dem Geschäft ersetzt werden mußten. Vorher war ja nicht viel freies Geld vorhanden gewesen, aber es war doch alles schuldenfrei. Man hatte nichts versichert, da man die hohen Versicherungsprämien ersparen wollte, die wegen der alten Gebäude ziemlich bedeutend waren.

Nachdem nun die Gebäude wieder hergestellt und ein anderer Dampfkessel beschafft war, konnte der Betrieb wieder aufgenommen werden. Aber ein rationeller Betrieb wurde es auch dann nicht, da es an Kapital mangelte und auch an Einigkeit zwischen Vater und Söhnen fehlte.

In den letzten Lebensjahren des Vaters bis zu seinem am 16. Februar 1870 erfolgten Tode war das geschäftliche Leben mehr ein Vegetieren. Fritz wollte Hilfsmaschinen moderner Art einführen, aber der Vater wollte nicht, da er sich jeder Neuerung verschloß und es ihm auch an Kapital mangelte. Außerdem hatte er kein Vertrauen zu seinen Söhnen, weil sie es nicht verstanden, sich seinen Eigentümlichkeiten anzupassen. Fritz wollte seine Ideen durchsetzen und Hermann war damals erst 22 Jahre alt.

Nach dem Tode des Vaters wurde ein Teil der Fabrik, die Spinnereiabteilung, an die Firma Aug. Hackenberg vermietet. Die Maschinen der Grobspinnerei, welche in dem Gebäude hinter der Gießerei aufgestellt waren, wurden von der Firma Hackenberg selbst beschafft und gut versichert, während der übrige Teil aus falscher Sparsamkeit wieder nicht versichert war.

Da ertönte im Frühjahr 1872 in einer Nacht die Feuerglocken und die Feuersignale. Zu unserem Schrecken hörten wir, daß die Haas'sche Fabrik in vollen Flammen stand. Für uns war der Schrecken noch



Knusthöhe 16 in Lennep. Das große Besitztum gehörte zunächst dem Fabrikanten Hölterhoff, der die Spinnerei in Diepmannsbach und einen Wollbandel betrieb. Als Hölterhoff Bankrott machte, wurde das Haus von Albert Schmidt für die Familie Fritz Hardt angekauft. 1880 zog Albert Schmidt mit seiner Ehefrau selbst in das ehemalige Wollager mit mehreren Nebengebäuden ein. Nach seinem Tode im Jahre 1932 wurde das Areal durch den Familienzweig Eberhardi genutzt. Foto, undatiert, Privatbesitz.



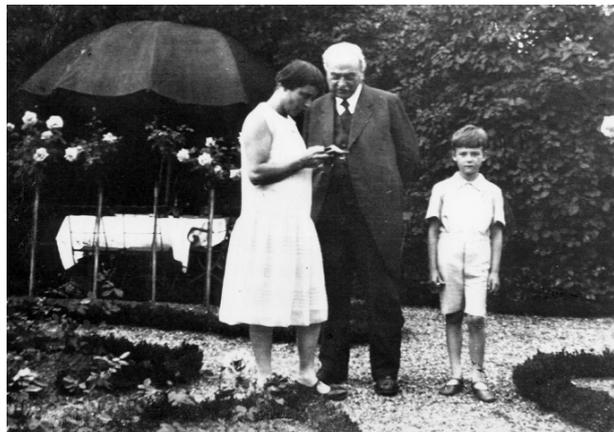
Das Planungsbüro der Firma Albert Schmidt auf dem Anwesen Knusthöhe 16 in Lennep. Foto: Privatbesitz.



Albert Schmidt mit Ehefrau Maria, geb. Haas im Rosengarten ihres großzügigen Anwesens an der Knusthöhe 16 in Lennep. Für ihre Rosen war sich Maria Schmidt nicht zu schade, auf der Straße mit der Kebrschaufel »Pferdeäppel« einzusammeln. Foto aus dem Jahre 1917, im Privatbesitz. Obenstehendes »Bild zeigt unsere Verfassung, 52 Jahre nach der Hochzeit, aufgenommen in unserem Rosengarten«.



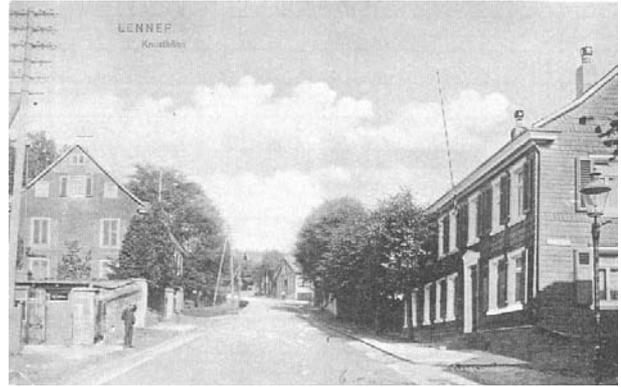
Albert Schmidt und seine Frau Maria, geb. Haas schätzten Rosen über alles und legten im Park ihres Anwesens Knusthöhe 16 in Lennep einen Rosengarten an. Das Standardwerk über »Die Rose« von Th. Nietner aus dem Jahre 1880 ist in der Familie noch erhalten.



Elli und Hans Hufschmidt aus Remscheid mit ihrem Onkel im Rosengarten der Knusthöhe 16 in Lennep. Foto: undatiert, Privatbesitz.



Die Rückseite des Anwesens Knustböbe 16. Zu erkennen ist Albert Schmidts Sohn Arthur (dritter von links) sowie weitere Personen der nächsten Generation. Foto: Privatbesitz.



Die Knustböbe in Lennepe um 1912. Hinter den Bäumen auf der rechten Seite der Straße befinden sich die Häuser Nr.11 und Nr.13, in denen einschließlich der Nebengebäude die Familie Schmidt-Haas über viele Jahrzehnte wohnte (ab 1842). Erst 1880 zog Albert Schmidt in das schräg gegenüber liegende Anwesen Knustböbe 16, das er von der Familie Fritz Hardt für damals 27.000 Mark kaufte. Foto: Stadtarchiv Remscheid.



Die Knustböbe in Lennepe von der Schillerstraße aus gesehen im Jahre 1999. Foto: Privatbesitz.



Die Knustböbe in Lennepe von der Lüttringhauser Straße aus gesehen im Jahre 1999, Foto: Privatbesitz.



Die Knustböbe 16 in Lennepe im Jahre 1999. Foto: Privatbesitz.

größer dadurch, weil unser Mariechen bei der Tante Mie in den nun brennenden Gebäuden geschlafen hatte. Glücklicherweise begegnete mir Tante Minchen Müller schon in der Alleestraße mit dem Kinde und ich hörte, daß das Wohnhaus weniger in Gefahr sei, da die Hackenbergsche Spinnerei brenne. Das Spinnereigebäude lag auf dem hinteren Hofe neben der Gießerei und Schlosserei und war einschließlich dieser Gebäude nicht mehr zu retten. Für uns entstand nun die Aufgabe, das Hauptgebäude mit dem anstoßenden Wohnhaus zu retten, welches auch gelang, da Fritz und ich mit der bewährten Manier, das dort entstehende Feuer durch nasse Tücher auszudrücken, vollen Erfolg hatte.

Toni sorgte in sehr energischer Weise dafür, daß uns auf dem Dachboden genügend Wasser zur Verfügung stand. Sie stand am Brunnen und leitete das Wasserpumpen und Heraufbefördern durch eine kleine Feuerspritze. Der fettige Fußboden des Dachraumes diente uns als Wasserbehälter, da er fast kein Wasser durchließ und wir unsere Wollsäcke naß machen konnten.

Bevor wir die Rettung des Hauptgebäudes in Angriff nehmen konnten, mußte der Rauch aus demselben entfernt werden, was dadurch erreicht wurde, daß wir viele Fensterscheiben nach dem Feuer hin einschlugen und der durch das Feuer entstandene Luftstrom den Rauch ansog und in einigen Minuten entfernte. Die vorderen Gebäude an der Straße wurden gerettet, aber es waren wieder große Werte vernichtet worden, da die Spinnerei, Gießerei, Schlosserei und Schreinerei vollständig niedergebrannt waren, ohne versichert zu sein. Es lag nahe, daß von der früheren Wohlhabenheit der Familie Haas nicht viel übrig bleiben konnte.

Für die Mutter und die ganze Familie kam jetzt eine schwere Zeit, in welcher es galt, mit dem geringsten auszukommen. Die Söhne hatten kein rechtes Interesse am Geschäft, welches den gesamten Geschwistern gehörte. Als nun die Mutter am 7. Januar 1878 starb, lag die Sache so, daß man annehmen mußte, die Bank- und anderen Schulden sind mindestens ebenso groß wie der Wert der vorhandenen Immobilien und Mobilien. Wenn das Geschäft aufhören muß, so kann nur der Bankerott die Folge sein. Sämtliche Erben verzichteten infolgedessen auf den elterlichen Nachlaß und überließen alles den beiden Söhnen Fritz und Hermann, welche sich bereit erklärten, das Ganze zu übernehmen und das Geschäft für sich weiterzuführen. Später ist die Hauptfabrik mit einer neuen Dampfmaschinenanlage, welche an der Stelle der abgebrannten Fabrik erbaut wurde, an die Firma Dan. Engels & Co. vermietet gewesen, bis diese ihr Geschäft einstellen mußte.

Im Jahre 1882 hatte ich durch die Bedürfnisse der Tuchfabriken und Spinnereien, für welche ich der ganzen Wupper entlang die Werke ausbaute, veranlaßt, einen neuen Apparat für Trocknung und Karbonisierung der Wolle erfunden und mir patentieren lassen. Nachdem ich für meine Baukunden überall einen solchen neuen Trockenapparat zur größten Zufriedenheit derselben angelegt hatte, konnte ich mich nicht dazu entschließen, den neuen Apparat zur weiteren Verbreitung durch Reklame in der ganzen Welt bekannt zu machen, weil ich bei meiner riesigen Bautätigkeit dafür keine Zeit hatte, und es mir auch an dem dazu gehörenden kaufmännischen Talent fehlte.

Da ich nun jährlich immer größere Gebühren an das Patentamt bezahlen mußte, so beschloß ich, das Patent fahren zu lassen. Da erbot sich Fritz Haas, die Patentgebühren zu bezahlen und das Patent für sich zu verwerten, womit ich einverstanden war. Dann kam die Zeit, in welcher die Trockenapparate ihre Entwicklung zu einem brauchbaren Instrument durchmachten. Diese Entwicklungszeit dauerte fast 20 Jahre, aber dann beherrschte der Bau der den verschiedensten Bedürfnissen angepaßten Trockenapparate das ganze Geschäft und begründete den Enkeln des Stammhauses den Aufstieg zur späteren geschäftlichen Höhe. Die außerordentlich mannigfaltigen Lebensschicksale der Mitglieder der einzelnen Familienstämme zu schildern, wäre eine Riesenaufgabe und ist mir unmöglich. Ich möchte mich darauf beschränken, ein Erlebnis mitzuteilen, welches für viele Familienmitglieder eine große Bedeutung gehabt hat.

Wilhelm Haas war im Jahre 1880, nachdem er in einem Barmer Exportgeschäft seine Lehrzeit bestanden hatte, nach Montreal in Canada ausgewandert und hatte sich durch Fleiß und Sparsamkeit ein Vermögen von etwa 350 000 Mk. erworben. Er hatte im Jahre 1902 sein Geschäft aufgegeben und beabsichtigte, sich in der Heimat irgendwo zur Ruhe zu setzen. Um seine Werte, die in der Bank von Montreal lagen, zu ordnen, machte er im Winter 1903-1904 noch einmal eine Reise dorthin, erkältete sich in einem Schneesturm, der die Eisenbahn zwischen New-York und Montreal überfiel, und starb nach kurzer Zeit in Montreal.

Nach vielen Bemühungen wurde es mit Hilfe seiner Freunde, der Gebrüder Dörken in Montreal und dem deutschen Konsul erreicht, daß das ganze Vermögen nach Abzug der Steuern und Kosten im Gesamtbetrage von 300 000 Mark an die Erben verteilt werden konnte. Jeder der 9 Vollerben erhielt 32700 Mark und Fritz Plöttner als Abkömmling aus erster Ehe 16 350 Mark.

Diese Erbschaft hat den Geschwistern Haas viel Segen gebracht, für einzelne war es eine Sicherung ihres Alters, eine Hilfe in der Not. Trotz der großen Ausbreitung der Familie in den verschiedenen Stämmen sind doch nur vier männliche Abkömmlinge mit dem Namen Haas vorhanden, von denen man wünschen und annehmen kann, daß sie für eine neue Ausbreitung des Namens und des Stammes Haas die Grundlage bilden werden.

Mit dem Wunsche, das dieses geschehen möge, schließe ich vorstehende Betrachtungen.



Lennep. Schillerstraße. Historische Postkarte.



Lennep. Sauerbronnstraße. Historische Postkarte.

Erinnerungen an Theodor Pocorny, die Familie Fritz Hardt, Landrat Königs in Lennep sowie Professor Heinrich Möller aus Charlottenburg

Diese Erinnerungen sollen dem Andenken an Menschen gewidmet sein, welche geschäftlich und freundschaftlich viel mit mir verkehrt haben und zum Teil einen wesentlichen Einfluß auf mein Leben in geschäftlicher und gesellschaftlicher Beziehung ausgeübt haben. Es sind Bilder aus der langen Zeit meines Daseins, deren Niederschreibung dazu dienen soll, meine so reichlich vorhandene Zeit auszufüllen und ein geistiges Einschlafen der Seele zu verhindern.

Theodor Pocorny

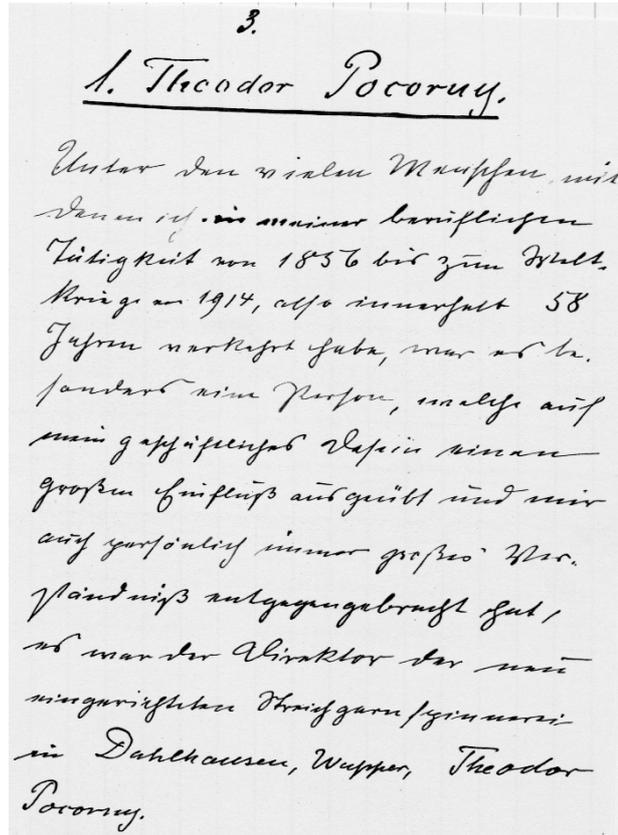
Unter den vielen Menschen, mit denen ich in meiner beruflichen Tätigkeit von 1856 bis zum Weltkriege von 1914, also in 58 Jahren verkehrt habe, war es besonders eine Person, welche auf mein geschäftliches Dasein einen großen Einfluß ausgeübt und mir auch persönlich immer großes Verständnis entgegengebracht hat, es war der Direktor der neu eingerichteten Streichgarnspinnerei in Dahlhausen a.d. Wupper, Theodor Pocorny. Er war ein uneheliches Kind und von seinem Vater, einem Spinnereibesitzer in Zielentz in Schlesien, zu einem tüchtigen Spinner und Geschäftsmann erzogen worden. Da er naturgemäß gute Zeugnisse hatte, so wurde er von der Firma Johann Wülfing & Sohn, welche 1866 die frühere Tuchfabrik von Adolf und Heinrich Bauendahl in Dahlhausen angekauft hatten, um dort eine neue Streichgarnspinnerei zu errichten, als Direktor angestellt, welcher aber nicht allein die Spinnerei zu leiten hatte, sondern auch den gesamten Geschäftsbetrieb des neuen, selbständig arbeitenden Geschäftes einrichten und betreiben mußte. Da die Inhaber der Firma Johann Wülfing & Sohn in Bezug auf Fabrikation und Vertrieb von Streichgarnen, einen damals neu entstandenen Geschäftsbetrieb, nicht sachverständig waren, so hatte Pocorny von vorn herein eine vollständig selbständige Stellung, der die großen Kapitalien der Firma Johann Wülfing & Sohn zur Verfügung standen, welche naturgemäß nur im Einverständnis mit den erfahrenen Geschäftsleuten der Firma verwendet werden konnten.

Beim Antritt der Stellung von Pocorny in Dahlhausen im Frühsommer des Jahres 1867 war ich zufällig zugegen. Ich stand mit dem Herrn Fritz Hardt dem Älteren von Dahlerau, dem Chef der Firma Albert Hardt, und dem Bruder, dem Herrn Hermann Hardt, am unteren Ende der Wupperbrücke. Wir hatten technische Besprechungen über die ausgeführten Bauten, welche so hergestellt waren, daß nun die maschinellen Einrichtungen für den künftigen Spinnereibetrieb ausgeführt werden mußten, wozu es ratsam war, wenn der zukünftige Betriebsleiter zugegen war, nun alles zweckmäßig einzurichten. Da kam ein kleiner junger Herr von Lennep her und frug, ob er die Herren Hardt vor sich hätte. Als dasselbe bejaht wurde, sagte er kurz: Pocorny! Der Chef der Firma Albert Hardt begrüßte ihn und sagte dann zu ihm: »Verdammt klein«.

Die Inhaber der Firma Johann Wülfing & Sohn waren alle hoch gewachsen und hatten meistens sogar etwas Embonpoint, sie waren im Gefühl ihrer körperlichen Kraft vielleicht der Meinung, daß sie zur Ausübung der Autorität im geschäftlichen Leben notwendig sei. Der neue kleine Direktor Pocorny lachte und sagte: auf die körperliche Größe kommt es nicht an. Er hatte Recht. Er wußte sich von vorn herein bei allen Arbeitern, Meistern und Gehilfen so durchzusetzen, daß es am folgenden Abend in Dahlhausen nur noch einen Willen gab, es war der Wille von Theodor Pocorny. Er war nicht allein äußerst energisch, er war auch klug und wußte genau, wieweit er seine Energie anwenden durfte, um den ganzen Betrieb in die richtigen Bahnen zu leiten. Mir gegenüber stellte er sich von vorn herein auf einen fast freundschaftlichen Fuß. Er mußte ja meine technischen Kenntnisse zu seinen Zwecken benutzen und hatte wohl bemerkt, daß die Inhaber der Firma mir alle wohl gesinnt waren. Über die eigentlichen Neubauten lagen damals noch bis zum Jahre 1869 Baupläne des Baumeisters Julius Thomas in Neuss vor, welche von mir ausgeführt wurden. Die maschinentechnischen Arbeiten und Wasserangelegenheiten wurden aber von mir ohne den Baumeister Thomas im Einverständnis mit dem Herrn Friedrich Hardt von Dahlerau selbständig ausgeführt. Derselbe hatte überhaupt über alle bautechnischen Arbeiten zu bestimmen und kam täglich nach Dahlhausen, um mit Pocorny und mir die notwendigen Einrichtungen zu besprechen. Diese besondere Leitung aller



Theodor Pocorny. Bildvorlage: Tuchmuseum Lennep.



Albert Schmidt. Schriftprobe.

bautechnischen Arbeiten durch Herrn Hardt war auch notwendig, weil Pocorny die Hände voll hatte mit den Einrichtungen der Spinnerei, des Geschäftsbetriebes auf dem Büro und dem Einkauf und Verkauf. Er mußte spinnen und das Resultat auch verkaufen.

Dann haben wir miteinander den Ausbau des großartigen Spinnereietablissemments innerhalb der nächsten 35 Jahre ausgeführt, vieles erlebt durch Feuersgewalt und Wasserfluten, so daß eine Schilderung aller Erlebnisse Bücher füllen könnte. Ich möchte mich deshalb hier beschränken auf Erlebnisse mit Dahlhausen und Pocorny, welche von besonderer Bedeutung waren. Die Firma Johann Wülfing & Sohn wurde später nach Eintritt von Pocorny in das Geschäft in Hardt, Pocorny & Cie umgewandelt und ist später zu einer Gesellschaft mit beschränkter Haftung mit demselben Namen geändert worden. Aber immer war Pocorny der leitende Geist bei allen Unternehmungen und Wandlungen des Geschäftes. Bis zur Niederlegung des Baugeschäftes am 1. Januar 1903 habe ich ihm bei allen Wandlungen mitgeholfen und auch später noch bei Projektierungen an Wasserbauten eine leitende Tätigkeit eingenommen.

Pocorny heiratete Fräulein Mühlingshaus aus Lennep, sie stammte aus einer sehr angesehenen Fabrikantenfamilie, welche am Nagelsberg ihre Fabriken hatte und auf dem hochliegenden Hofe Nagelsberg ein schönes Landgut besaß. Da Pocorny keine Geburtspapiere bei der Trauung stellen konnte, als uneheliches Kind, so mußte ich mit zum Bürgermeisteramt in Lüttringhausen gehen und dort bezeugen, daß ich ihn über zehn Jahre unverheiratet in Dahlhausen gekannt hatte.

Dann kamen die gemeinschaftlich verlebten und durchgeführten Kämpfe mit den Hochfluten der Wupper, welche durch das unrichtig erbaute alte Wehr fortwährend Beschädigungen der Wasseranlagen erzeugten. Wir haben gemeinschaftlich Tage und Nächte hindurch fast dramatische Erlebnisse bei den Hochfluten gehabt. Durch diese gemeinschaftlichen Erlebnisse wurde unsere Freundschaft noch vermehrt und befestigt. Von den vielen Kämpfen mit den Hochfluten der Wupper am Wehr zu Dahlhausen möchte ich nur einen der größten vom Winter des Jahres 1870-1871 schildern. Im Winter 1869-1870 war durch die starke Unterflutung der Wehranlage zu Dahlhausen ein neues Flußbett entstanden, die Wupper hatte ihren Weg neben dem Wehr durch die Wiese gesucht und sich ein 6 Meter tiefes und 50 Meter breites Bett gegraben, so daß das Wehr selbst trocken wurde. Durch die bei jeder Flut auftretenden Beschädigungen der Wehran-

lage, und weil man vor hatte, den Wehraufsatz noch etwas zu erhöhen, hatte die Firma Johann Wülfig & Sohn einen Sachverständigen vom Rhein kommen lassen, der die Anlage verbessern sollte. Dieser Herr hatte aber offenbar nicht den richtigen Begriff der Wupperhochfluten. Es mußte eine Dichtungsmauer quer durch die Wiese nach dem linksseitigen Berg angelegt und ein neues Flußbett geschaffen werden, welches etwa 1 Meter höher lag als der Wehraufsatz.

In dem darauffolgenden Winter 1871-1872 erfolgte nun die Katastrophe. Das Wasser der großen Hochflut stieg so hoch, daß es 80 cm hoch durch das neu angelegte Flußbett abfloß. Ich stand am Morgen nach Eintritt der Flut mit Pocorny auf dem rechtsseitigen Wehrkopf und sah dem schönen Schauspiel zu, wie das Wasser durch beide Flußbetten brausend und schäumend in mächtigem Strahle den Wehrabhang hinunterstürzte. Pocorny sagte, es scheint alles gut zu gehen. In demselben Augenblick sah ich, wie der erste Stein des neuen Pflasters am jenseitigen Flußbett weggerissen wurde. Was nun folgen mußte, ging mir wie ein Blitz durchs Gehirn, und ich antwortete Herrn Pocorny, in einigen Stunden ist nichts mehr von dem neuen Wehr vorhanden. Meine Prophezeiung traf buchstäblich ein, es bildete sich in einigen Minuten ein kleiner Kolk, der sich zusehends vergrößerte. Derselbe hatte in einer Stunde die neue Dichtungsmauer erreicht und das Fundament derselben unterwühlt. Das Wasser strömte nun über und unter der Mauer her, so daß dieselbe eine Zeitlang frei im Wasser schwebte, gehalten durch die Zugfestigkeit des Mörtels. Die Mauer brach dann in kurzer Zeit mit lautem Krach in mehrere große Stücke, die nun durch die gewaltige Strömung 100 Meter weit hinausgerissen wurden, bis in das Flußbett der Wupper. Jetzt hatte die starke Strömung durch das neue tiefliegende Flußbett freies Spiel. Die tiefeingerissene Schlucht wanderte rückwärts bis zum Wupperbett, das ganze Wasser des Flusses stürzte sich in das tiefe neue Bett, und das Wehr wurde trocken. Mit welchen Gefühlen wir das sehr teure Bauwerk in dem Strudel des mächtig angeschwollenen Flusses verschwinden sahen, läßt sich begreifen. Wir saßen verzweifelt auf dem Wehrkopf und fühlten vollkommen unsere Ohnmacht diesem Naturschauspiel gegenüber. »Es weicht der Mensch der Götter Stärke!« Diese gemeinsamen Erlebnisse und das Zusammenarbeiten zur Verbesserung der Zustände befestigte unsere Freundschaft und gegenseitige Achtung, so daß wir sehr gut miteinander standen.

Nach dem großen Brand in Dahlhausen am 12. Dezember 1880 und im Juni 1881 haben wir das große Werk nach den neuesten Fortschritten der Technik und Wissenschaft gemeinschaftlich wieder aufgebaut und weiter entwickelt. Die Trockenanlagen wurden damals nach meinem patentierten Trockenapparat vollständig umgebaut und verbessert. Pocorny hat damals meine Erfindung begünstigt und ist darauf eingegangen, die gesamten Anlagen danach umzubauen. Wenn sich Übelstände bei den Anlagen oder der Fabrikation einstellten, so veranlaßte Pocorny mein Erfindungstalent für seine Zwecke anzuwenden. Auf seinen Wunsch und seine Anregung hin habe ich damals einen Apparat erfunden und für Dahlhausen erbaut, welcher die gesamten Kondensationswässer der Dampfheizungen wieder in die Dampfkessel zurückführte, wodurch große Kohlenersparnisse erreicht wurden. Da ich kein Patent genommen hatte, so hat eine Maschinenfabrik sich den Apparat patentieren lassen. Er wird jetzt noch in sehr ausgedehntem Maße betrieben und erbaut.

In den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts und während der Talsperrenbauten von 1896 an hatte Pocorny die spezielle Fabrikleitung mehr dem Direktor Tänzler überlassen; da nun keine wesentlichen Neubauten in Dahlhausen nötig waren, so wurden die geschäftlichen Beziehungen zwischen Pocorny und mir mehr gelegentlich gepflegt. Aber auch nach meiner Geschäftsniederlegung am 1. Januar 1903 ist Pocorny fast jeden Nachmittag um 5 Uhr, wenn er mit seinem Wagen von Dahlhausen nach Hause fuhr, bei mir vorgefahren, um alle möglichen technischen Probleme, welche ja in dem großen Etablissement sich dauernd einstellten, zu besprechen und meinen Rat einzuholen. Er ist alsdann nach einigen Jahren gestorben. Für mich ist er ein aufrichtiger Freund gewesen und ich kann sein Andenken nur ehren, und bedauern, daß sein Körper, welcher mit mir gleiches Alter hatte, nicht so lange standgehalten hat wie bei mir.

Familie Fritz Hardt

Während der 45jährigen geschäftlich-beruflichen Tätigkeit als Bauunternehmer und Bauleiter von 1858 bis 1903 waren der Großvater (von 1858 bis 1880) und der Vater (von 1880 bis 1903) des jetzigen Oberhaupts der Familie Fritz Hardt mit gleichem Namen die Hauptförderer, und ich darf wohl sagen, die besten Geschäftsfreunde, welche ich haben konnte. Das Wohlwollen beider Herren mir gegenüber war so echt und dauernd fühlbar, daß ich bei allen Lebenslagen und geschäftlichen Bedürfnissen immer das Gefühl hatte, sie werden dir helfen, wenn es nötig ist. Bei dem älteren Herrn hatte ich das Gefühl wie man es einem Vater gegenüber hat, bei seinem Sohn waren es freundschaftliche Gefühle.

2. Familie Fritz Hardt!

Während der 45 jährigen
 geschäftl. beruflichen Tätigkeit,
 als Bauunternehmer und Bauleiter
 von 1858 bis 1903, waren der
 Großvater von 1858 bis 1880,
 und der Vater von 1880 bis 1903,
 der jetzigen Oberinhaber der Familie
 Fritz Hardt, mit glanzvollen Taten,
 die Hauptförderer und es darauf
 stolz sagen, die besten Geschäftsför-
 derer, welche es geben konnte.
 Das Hoffmollen beider Herren

Albert Schmidt. Schriftprobe.

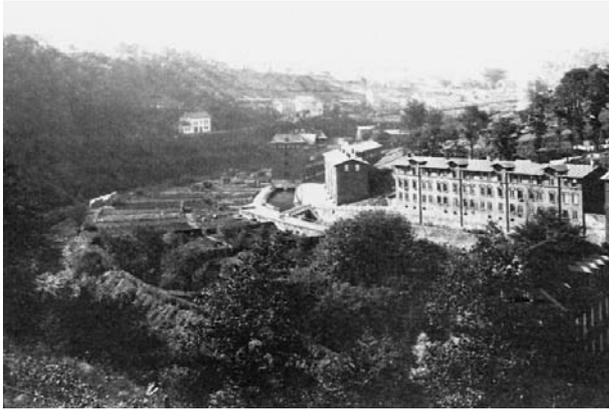
Als ich nach meiner Lehrzeit in Duisburg tätig in das Geschäft meines Vaters im Sommer 1858 eintrat, wurde in Dahlerau ein fünfstöckiges Fabrikgebäude, im Gegensatz zu den früher üblichen Bruchsteingebäuden in Ziegelsteinen, erbaut, so daß ich die rheinische Bauweise bei dem Ziegelmauerwerk hier einführen konnte. Da der alte Herr Fritz Hardt damals noch in Dahlerau wohnte, (er ist erst im Jahre 1868 nach dem Tode seiner Mutter in deren Haus in der Alleestraße in Lennep gezogen), so hatte er meine Tätigkeit an dem Neubau immer vor Augen und konnte bemerken, daß meine jugendliche Elastizität und große Körperkraft bei dem Neubau so recht in Erscheinung treten konnte, wofür er großes Verständnis hatte. Da ich nun durch meine theoretischen Kenntnisse und Zeichenkunst ihm bei Bedarf zur Verfügung stand, so hatte ich bald sein Wohlwollen gewonnen. Unser Polier Wilhelm Krumma, ein sehr energischer, praktisch tüchtiger Mensch, konnte bei allen Maschinentransporten mit eigenartiger Befähigung tätig sein, welches Herr Hardt zu schätzen wußte, so daß unsere Geschäftsstellung in Dahlerau immer sehr angenehm war.

Nach dem Tode meines Vaters im Jahre 1865 sagte mir Herr Hardt: Wir haben ihren Vater wegen seiner Ehrlichkeit und Zuverlässigkeit immer sehr hoch geschätzt. Sie müssen sich unsere Wertschätzung

erst erwerben. Das ist dann allerdings bald geschehen. Zwei Jahre später hatte er von Geldschwierigkeiten gehört, er sagte mir damals: Wenn Sie wieder Geld brauchen, so kommen Sie zu mir, bei mir haben Sie unbeschränkten Kredit. Im Jahre 1868 zog Herr Hardt nach Lennep und ging dann morgens 7 Uhr zu Fuß nach Dahlhausen und Dahlerau, um seine Gesundheit zu fördern. Er bat mich, ihn dann zu begleiten, welches auch für mich vorteilhaft war, da wir alsdann alles Geschäftliche besprechen konnten, er ließ sich dann am Abend durch seinen Wagen abholen. Da ich wußte, daß er die Pünktlichkeit liebte und auch selbst an minutiöse Pünktlichkeit gewöhnt war, so trat ich morgens mit dem Glockenschlag 7 Uhr ins Haus. Wenn seine Haushälterin Fräulein Adeline Westen ihn vorher frug, wieviel Uhr es sei, so sagte er, warten Sie etwas, mit dem Glockenschlag 7 Uhr kommt der Baumeister.

Im Jahre 1873, während der Weltausstellung in Wien, sagte er mir: Sie müssen unbedingt nach Wien zur Ausstellung reisen, um das Neueste auf dem Gebiete der Technik zu studieren, damit Sie es hier verwenden können. Er wollte damals seinen Sohn Hermann, welcher in Wien mit seiner jungen Frau wohnte, besuchen. Wir konnten alsdann gemeinschaftlich die Ausstellung besuchen. Ich bin damals in Begleitung meines Schwagers Fritz Haas für 8 Tage nach Wien gefahren, es war eine sehr schöne, interessante Reise. Die Vormittage besuchten wir mit dem Herrn Hardt die Ausstellung, nachmittags wurde Wien und Umgebung besichtigt. Wir haben eine große Menge Anregungen und Erfahrungen auf dem Gebiete der Technik erhalten, welches wir bei den späteren Bauten verwenden konnten. Im Jahre 1878 sagte mir Herr Hardt auf unserem Wege zur Wupper einmal: Es ist eine verteilte Geschichte, wir wissen nicht mit dem Geld zu bleiben, welches wir von Amerika zurückerhalten haben, da dort wegen der neuen Zölle keine Geschäfte mehr gemacht werden können. Es wurden dann für mehrere Millionen Mark Deutsche Bank-Aktien gekauft, welche in einem Jahr um über 100 % stiegen, so daß sie dadurch weitere Millionen verdienten. Es wurde dann der Beschluß gefaßt, eine große Kammgarnspinnerei in Lennep zu erbauen, um das Geld produktiv unterzubringen. Der Bau der Kammgarnspinnerei nach meinen Plänen brachte mir ein ungemein großes Tätigkeitsgebiet.

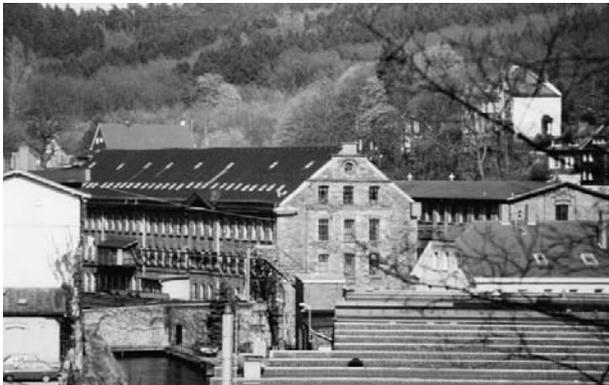
Herr Hardt sollte die Fertigstellung des Werkes nicht mehr erleben, er starb schon im Frühjahr 1880. Dadurch kam nun sein Sohn Fritz für mich als Hauptförderer in Erscheinung. Der alte Herr Hardt und mit



Blick über die Wupper von Dablerau auf die Keilbecker Kirche (um 1900).
Foto: Stadtarchiv Remscheid.

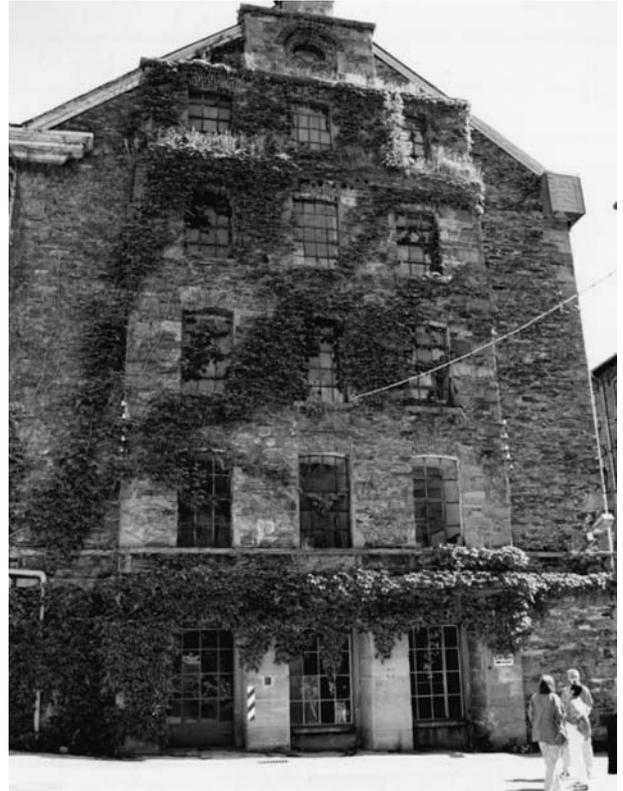


Blick über Dablerau auf Niederdabl (um 1900).
Foto: Stadtarchiv Remscheid.



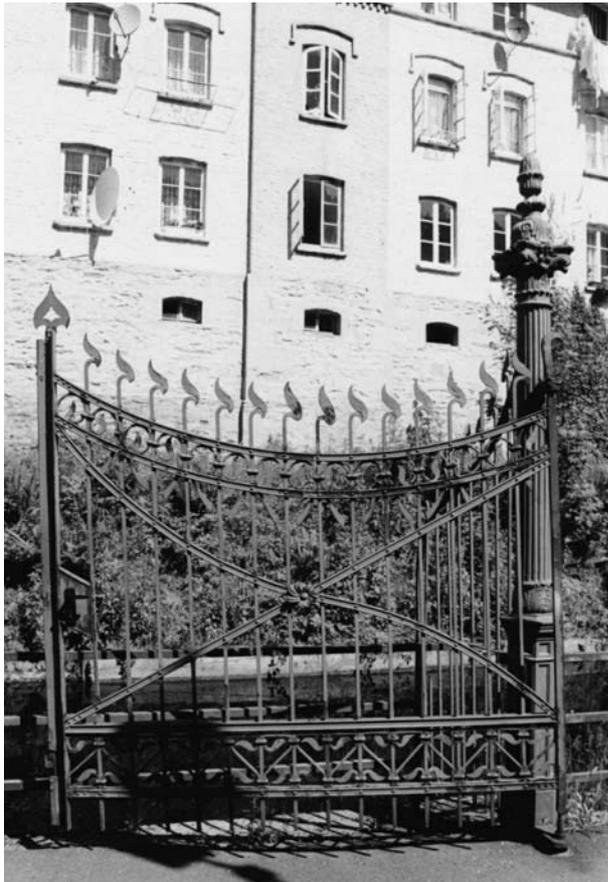
Tuchindustrieanlage Dablerau heute. Foto: Johann Wülfing & Sohn-Museum, Dablerau.

Licht und Schatten einer vergangenen Epoche. Blick vom Eingang des heutigen Johann Wülfing & Sohn-Museums in Dablerau. An der Tür des Museums sind Klingelknöpfe für die beiden Baumeister angebracht, die den größten Teil der Industrieanlage nach und nach, z. T. mit sehr innovativen Methoden, geschaffen haben: Christian Heyden und Albert Schmidt. Als letzterer 1865/66 seine Tätigkeit an mehreren Stellen der Wupperindustrie seine Tätigkeit offiziell begann, war seine Familie dort bereits in der dritten Generation tätig. Foto: Privatbesitz.



Dablerau 1999. Die Feldsteinarbeit, in der Albert Schmidts Vater Christian nach den Plänen seines Jugendfreundes Christian Heyden (beide kamen aus Freckhausen im Oberbergischen) baute, wurde nach und nach durch den Rheinischen Backsteinbau ersetzt, den Albert Schmidt 1857, also mit sechzehn Jahren, in Duisburg erlernte und im Bergischen einführte. Bereits 1858 bildete er, selbst noch für mehrere Jahre weiter in der Ausbildung, in Lempe Maurer und Polier in dieser Arbeitsweise aus, als nach den Plänen des Neusser Baumeisters Thomas das Haus von Daniel Hilger in der Poststraße, später Fritz Hardt, von seinem Vater Christian errichtet wurde. »Gleichzeitig musste ich die selbe Tätigkeit im Anlernen der neuen Bauweise an dem fünfstöckigen großen Fabrikbau zu Dablerau ausüben, welcher nach den Plänen des Baumeisters Christian Heyden in Unterbarmen erbaut wurde. Das Gebäude wurde auch im Gegensatz zu den früheren Bauten an der Dablerau vollständig in Ziegelsteinen erbaut«. Foto: Privatbesitz.





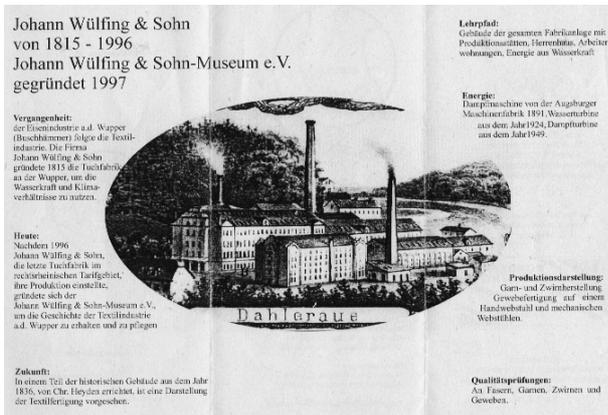
Dablerau 1999. Das Industriedesign vergangener Zeiten vor dem heute nicht mehr genutzten Wassergraben und den seinerzeit sehr fortschrittlichen Arbeiterwohnbäusern. Foto: Privatbesitz.



Die Kammgarnspinnerei in Lennep. Zeitgenössische Übersicht. Bildvorlage: Stadtarchiv Remscheid.



Die Kammgarnspinnerei in Lennep. 1878 beschloß die Familie Hardt, in Lennep auf einem Gelände in unmittelbarer Nähe zum Güterbahnhof eine Kammgarnspinnerei zu errichten. Der Ankauf des Geländes und die Gesamtplanung der Anlage wurde Albert Schmidt übertragen. Foto: Firmendokumentation.



Faltblatt des Johann Wülfig & Sohn-Museums e.V., Dablerau a. d. Wupper; gegründet 1997. Das Museum stellt in einzigartiger Weise die Firmengeschichte Wülfig und zugleich die Industrie-, Bau- und Sozialgeschichte der Entwicklung an der Wupper dar.



Die Kammgarnspinnerei in Lennep. Ehemalige Arbeiterhäuser in unterschiedlich restauriertem Zustand. Nicht nur die Häuser selbst waren für die damalige Zeit modern und vorbildlich, sondern auch die Gesamtanlage. So wurde der gegenüber liegende Berg mit Wald bepflanzt, um den Arbeitern »Windschutz und Ozon« zu bieten. Foto: 1999, Privatbesitz.

ihm seine Brüder und Geschäftskollegen waren richtige Herrenmenschen, sie hatten kein Verständnis für die heutigen sozialistischen Ideen und waren durch ihre großen Geldmittel und die damaligen Arbeiter- und allgemeinen Verhältnisse meistens im Stande, ihren Willen durchzusetzen. Ihre Werke und der dazugehörige Grundbesitz waren nicht verkäuflich, sie waren im Gegenteil bestrebt, sie noch zu erweitern. Ein benachbarter Bauer wollte gerne eine ihm bequem liegende kleine Wiese von der Firma Johann Wülffing & Sohn, deren Inhaber die Herren Hardt waren, kaufen. Herr Hardt sagte ihm aber: Nicht einen Zoll, wir kaufen nur und verkaufen nichts.

Im Jahre 1872 wurde in allen industriellen Werken meiner Tätigkeit im Wuppergebiet sehr viel gebaut. In Dahlerau wurden fünf große Neu- und Anbauten errichtet. Der Baubetrieb und die Anfuhr der Baumaterialien durch Pferdefuhrwerke, Eisenbahnen und Autobetrieb gab es damals noch nicht, waren so stark, daß häufig Stockungen in der Anfuhr vorkamen, weil die Baustellen für das viele Fuhrwerk nicht groß genug waren. Trotz dieser Schwierigkeiten wurden alle Bauten rechtzeitig fertiggestellt. Vor Weihnachten sagte mir Herr Hardt, es ist in diesem Jahr so toll hergegangen, daß Sie wahrscheinlich nicht viel verdienen konnten. Da Sie nun auch viele Arbeiten persönlich für uns gemacht haben, die Sie nicht berechnet haben, so möchte ich Ihnen als Anerkennung Ihrer großen Tätigkeit hiermit ein Weihnachtsgeschenk übermachen. Er schenkte mir ein Couvert mit 500 Talern; damals gab es noch keine Markrechnung. Es wäre ja nicht notwendig gewesen, denn ich hatte in diesem Jahr durch meine Tätigkeit sehr wohl verdient, welches ich allerdings vor Weihnachten noch nicht wissen konnte.

In den Jahren 1877-1880 wurde der alte Herr kränklich und mußte häufig Bäder besuchen; er starb dann, während wir schon die Erdarbeiten für den Bau der Kammgarnspinnerei ausführten, im Frühjahr 1880. Sein Sohn Fritz trat an seine Stelle, sowohl in der speziellen Leitung der Tuchfabrik Dahlerau, wie auch für mich, indem er alle Bauangelegenheiten mit mir verhandelte, und ich darf wohl sagen, mich als vertrauten Ratgeber und Freund behandelte.

Er hatte im Jahre 1872 Auguste Karsch, Tochter unseres Nachbarn und Besitzer des Werkes Krebsöge, Albert Karsch, geheiratet. Sie wohnten die ersten Jahre bei Kluthe in der Wupperstraße. In dem großen Besitztum Knuthöhe 16 wohnte damals Houwald Hölterhoff, der die Spinnerei in Diepmannsbach und einen Wollhandel betrieb. Er baute damals 1868 das Wollager, mein jetziges Wohnhaus. Aber Hölterhoff war kein guter Geschäftsmann, er konnte trotz seines anfänglich großen Vermögens geschäftlich nicht prosperieren und mußte 1874 Bankrott machen. Das Haus wurde dann öffentlich verkauft und durch mich für Fritz Hardt angekauft. Wir waren also Nachbarn geworden, wodurch unser Verkehr miteinander und auch mit unseren Kindern ein intensiv freundschaftlicher geworden war.

Die Lennep freiwillige Feuerwehr wurde damals geleitet von Ferdinand Christians, am Markt wohnend. Von Seiten der Stadt wurde ihm ein Brandrat zugesellt. Derselbe bestand damals aus den Herren Ludwig Schüssler und Wilhelm Hilger. Ich war damals Mitglied der Baukommission und nebenbei Stadtbaumeister ohne Amt und Gehalt. Die Feuerwehren wurden damals in der Rheinprovinz und Westfalen allgemein reorganisiert und modernisiert. Da wir damals in der Baukommission ähnliche Absichten äußerten, so traten die beiden Brandräte von ihrem Amt zurück. Der Bürgermeister Sauerbronn frug damals, wen sollen wir an die Stelle der Herren wählen. Ich sagte darauf: Wählen Sie den Herrn Fritz Hardt jun., wenn er es annimmt, so wird die beabsichtigte Reorganisation der Feuerwehr mit seiner großen Energie und Tatkraft verwirklicht werden können. Er nahm an und trat sofort mit mir in Beratung über die nötigen Schritte zur Reorganisation der Wehr. Dann schenkte er eine neue moderne Spritze und baute auf seine Kosten ein Steigerhaus. Die Wehr wurde vollständig modernisiert. Die Oberleitung von Seiten der Stadt hatte vier Brandräte. Fritz Hardt, Louis Dürholt, Fritz Haas und ich.

Der Chef der Wehr wurde Wilhelm Mönigfeld, der Gerätewart Josef Grobel. Weil nun Fritz Hardt an die Spitze der Wehr trat, wurde es als eine Ehre betrachtet, zur Feuerwehr zu gehören, die gesamten jungen Kaufleute und Fabrikanten traten in die Ordnungsabteilung. Dann begann eine Periode in der Lennep Stadtgeschichte, in welcher die Feuerwehr, ihre Übungen, Feste und Umzüge eine große Rolle spielten. Das Versammlungslokal war bei Hermann Windgassen, der die Feuerwehrmusik leitete und für Humor und Geselligkeit unter den Mitgliedern der Wehr sorgte.

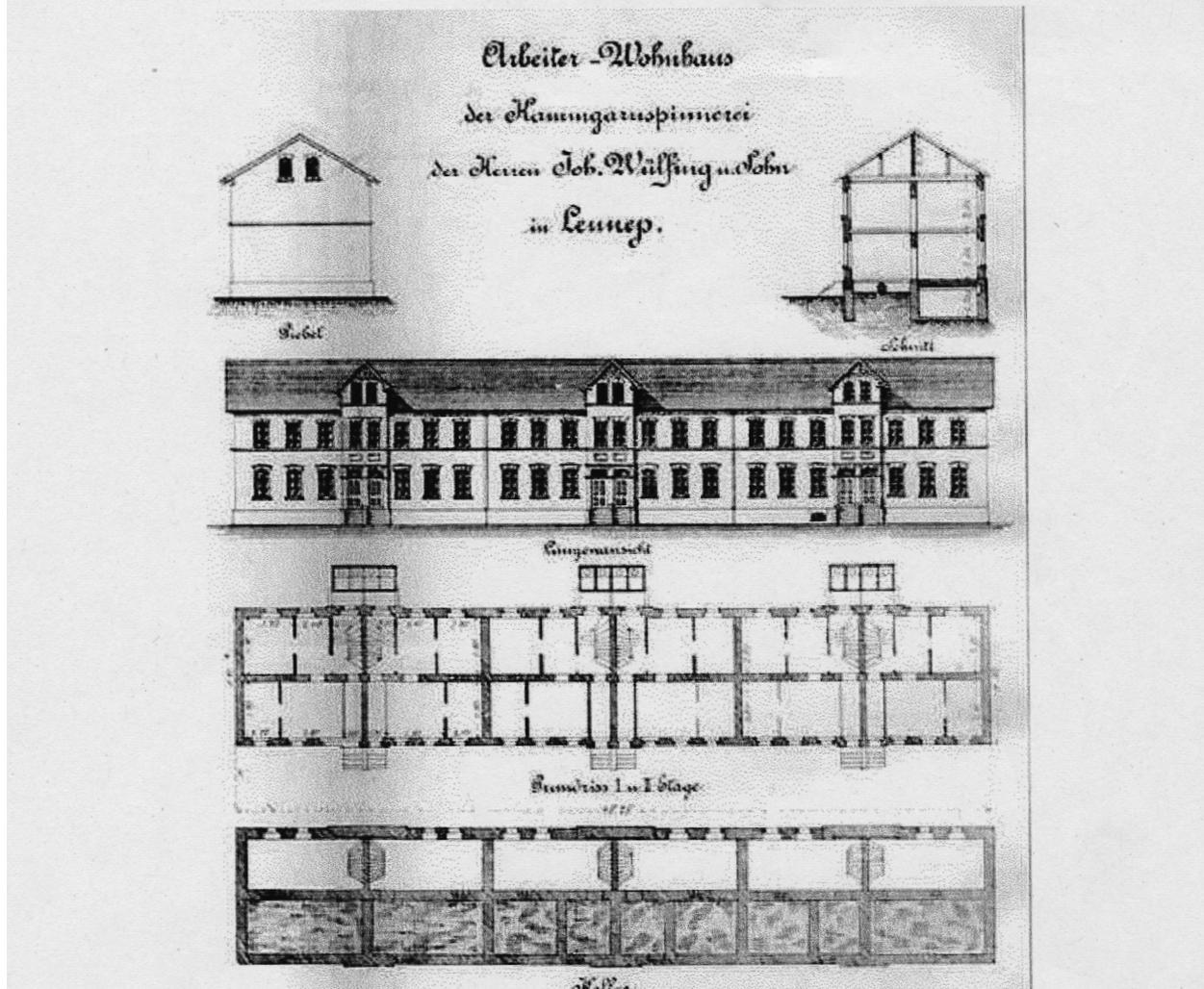
Fritz Hardt, Mönigfeld, Windgassen waren ein Trio, welches für Unterhaltung, Vergnügen, aber auch für ernste Übungen sorgte. Von Zeit zu Zeit hielt ich Vorträge über die Behandlung des Brandangriffs, Bekämpfung des Rauchs und dergleichen. Die Feuerwehr und ihre Leiter waren meistens im Trinken sehr leistungsfähig, das konnte und wollte ich naturgemäß nicht mitmachen, weil ich im Geschäft auf der Höhe bleiben mußte. Das Feuerwehrwesen wurde in Lennep und in der ganzen Welt damals reorganisiert,

Aus dem Internet:

Tuchmuseum Lennep

Arbeiterhäuser und Wohnungsgesellschaften

Aus "Die Wohlfahrts-Einrichtungen für Arbeiter und Beamte der Firma Johann Wülfig & Sohn"



Arbeiterwohnungen.

Da die Fabrikanlage abseits des Stadtbezirks liegt, auch in der Stadt selbst nicht genügend Wohnungen für die neu hinzugezogenen Arbeiterfamilien vorhanden waren, so wurde schon bei der Anlage der Fabrik im Jahre 1880 mit der Erbauung von Wohnhäusern für Beamte und Arbeiter begonnen. Diese Wohnhäuser liegen in unmittelbarer Nähe der Fabrik auf deren Eigenthum, und besteht heute die ganze Kolonie aus 64 Wohnhäusern mit 193 Familienwohnungen, und zwar aus: 138 Wohnungen zu 3 und 4 Zimmern, 46 Wohnungen zu 4 und 5 Zimmern und aus 9 größeren Wohnungen für die Beamten und Meister (Zeitgenössische Beschreibung).

Öffnungszeiten:

Dienstags von 12:00 - 16:00 Uhr
Sonntags von 14:00 - 17:00 Uhr
Sondertermine sind möglich.

Schriftlich:

Anna Hardt Stiftung GbR
Museum und Archiv Verwaltung
Thüringsberg 14
D-42897 Remscheid - Lennep

Telefon: 02191 - 66 92 64

Telefax: 02191 - 66 92 64

Sekretariat: (8:00-13:00 Uhr)

Telefon: 02191 - 66 98 45

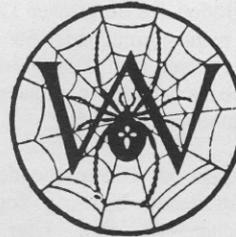
Telefax: 02191 - 66 98 46



Besuchen Sie auch das **Wasserkraftwerk Dahlerau im Industriedenkmal Johann Wülfing & Sohn - Tuchfabrik** mit historischen Webmaschinen und der MAN-Dampfmaschine (500 PS) aus dem Jahre 1891. Anmeldung erforderlich bei Johann Wülfing & Sohn - Museum e.V., telefonisch: 02191 - 99 74 16

TUCHMUSEUM LENNEP

Hardtstraße 2
42897 Remscheid - Lennep



Telefon während der Öffnungszeiten:
0172 -2300798

Internet:

<http://www.wuppertal.de/region/museum/tuchmuseum/tuchmuseum.html>

Hervorgegangen aus dem Textilmuseum Wülfing, dem Firmemuseum der Firma Johann Wülfing & Sohn, der letzten Tuchfabrik im rechtsrheinischen Tarifgebiet, ist das Tuchmuseum Lennep heute Bewahrer der Geschichte um die Tuchindustrie im Bergischen Land.

Anfänglich hatten die Tuchmacher ihren Sitz in der Stadt Lennep. Die kargen Böden des Bergischen Landes gaben nicht genügend für den Lebensunterhalt her. Die Fertigkeit des Webens wurde in Lennep zu einem blühenden Gewerbe.

Die Wupper als Energiespender für die aufstrebende Industrie zog die Tuchmacher an ihre Ufer. So entstanden bedeutende Unternehmen im Tal der Wupper. 1995 schloß die letzte Tuchfabrik ihre Pforten.

Radevormwald, Lennep und Dahlerau zeigen in ihren Museen Einblicke in die bergische Textilindustrie.

Raum 1

Handelshäuser-Brücken zu neuen Märkten. Weltweit agierende Handelshäuser vermarkten das Bergische Tuch.

Raum 2

Tuchmacherhandwerk, Wegbereiter der Industrialisierung. Vom handgesponnenen Faden bis zum gewebten Stück Tuch. Ablauf der Produktion von Streichgarn, Kammgarn und der Weberei.

Raum 3

Die Wupper. Wiege der Lenneper Textilindustrie. Wachsende Industrie an den Ufern der Wupper. Der Fluß liefert Energie, Wasser und Feuchtigkeit. Elektrizitätswerke entstehen.

Raum 4

Lennep, die Stadt der Tuchmacher. Privilegien, Urkunden und zeitgenössische Dokumente einer über 750 Jahre alten Stadt des Bergischen Landes.

Raum 5

Private Initiative. Soziale Verantwortung der Unternehmer. Arbeiterwohnhäuser, die Kolonie in Lennep, soziale Einrichtungen als Stiftungen Lenneper Unternehmer.

Raum 6

Lenneper Tuchindustrie. Mode und Farben in 100 Jahren. Für zwei Kollektionen im Jahr lieferten die Dessinateure tausende von Muster.

wodurch Fritz Hardt durch seine Energie, Tatkraft und reiche Geldmittel sehr viel beigetragen hat.

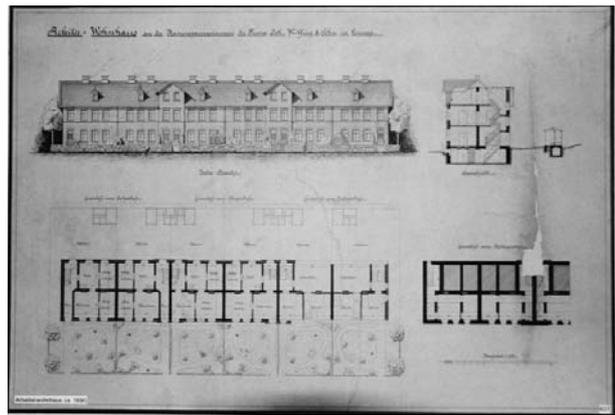
Als nun im Frühjahr 1880 sein Vater gestorben war, sagte er zu mir: Sie müssen mein Haus übernehmen, weil ich das Haus meines Vaters beziehen muß. Das kam mir sehr überraschend, ich hatte nicht daran gedacht, das große Besitztum mit Garten und Nebengebäude übernehmen zu wollen und können. Da meine Frau in Aachen eine Badekur durchmachen mußte, sagte ich, meine Frau müßte doch damit einverstanden sein. Er sagte, reisen Sie sofort nach Aachen, ich muß morgen früh Bescheid haben. Und meine Frau war sehr einverstanden, der große schöne Garten lockte sie. Ich habe damals das Besitztum übernommen, ohne zu wissen, was es kosten sollte. Wir wohnten schon ein halbes Jahr in dem neuen Besitztum, da wurde erst der notarielle Kaufakt gemacht und ich wurde darüber unterrichtet, daß es 27000 Mark kosten sollte. Nachdem von der Firma Johann Wülfig & Sohn im Herbst 1879

der Bau der Kammgarnspinnerei beschlossen war, wurde ich in Begleitung von Fritz Hardt und dem Ingenieur Bolland aus Verviers zu einer Informationsreise nach Nordfrankreich und Belgien veranlaßt, welche dann in bester Weise ausgeführt wurde. Zuerst wurde eine neue Kammgarnspinnerei in Fourmis bei Sedan besichtigt, welche uns viele Anhaltspunkte für das neue Projekt lieferte. Beim Eintritt in den Speisesaal des Hotels, in welchem wir zu Mittag speisen wollten, entdeckte Fritz Hardt eine Schüssel mit gebratenen Krammetsvögeln. Da erwachte das Verlangen des großen Jägers, der er war, in ihm, er stürzte auf die Vögel zu und verspeiste einen nach dem anderen. Mit dem anderen Arm wehrte er die zappelnde Wirtin ab, welche schreiend rief, sie wären für das Mittagmahl bestimmt. Sie hat keinen Schaden gehabt!

Dann sind wir über Lille, Torkoing nach Gent in Belgien gefahren und später über die Talsperre der Gileppe nach Hause. Es war eine sehr schöne und interessante Reise, welche für unsere Zwecke gute Informationen lieferte. Wir haben dann miteinander die Werke nach allen Errungenschaften der fortschrittlichen Technik ausgebaut, wobei besonders die neue Weberei, das größte und schönste Bauwerk meiner Tätigkeit in Dahlerau, nach meinen Plänen ausgeführt wurde. Fritz Hardt war ein großer Freund der Jagd und naturgemäß der dazu notwendigen Hunde. Er hatte 4 Hunde für die verschiedenen Zwecke der Jagd. Da er vor 6 Uhr morgens aufstand und erst um 7 Uhr Kaffee trank, so machte er vorher einen Spaziergang mit seinen Hunden. Selbstverständlich kam er dann zu meinem Büro, wo er mich meistens schon am Arbeiten antraf, weil ich nach Anlage der Eisenbahn nach Dahlerau erst um 8.10 Uhr den Zug mit den verschiedenen Fabrikanten, die dort Fabriken hatten, benutzte. Wir konnten in den Morgenstunden schon die vorliegenden geschäftlichen Angelegenheiten besprechen, wodurch viele Konferenzen auf den Geschäftskontoren erspart wurden. Aber auch wenn wir nichts zu besprechen hatten, kam er mit allen Hunden auf mein Büro, ging durch die Räume, besah hier und da ein Blatt mit Zeichnungen und ging wieder heraus. Ich arbeitete ruhig weiter.

Da meine Frau auf dem Hofe eine große Blumenkultur unterhielt, so machten ihr die Hunde viele unangenehme Störungen an derselben. Für seine Jagdreviere bei Laaspke in Sobernheim an der Nahe und hinter Frankfurt a.d. Oder habe ich genaue Karten aus den Meßtischblättern angefertigt.

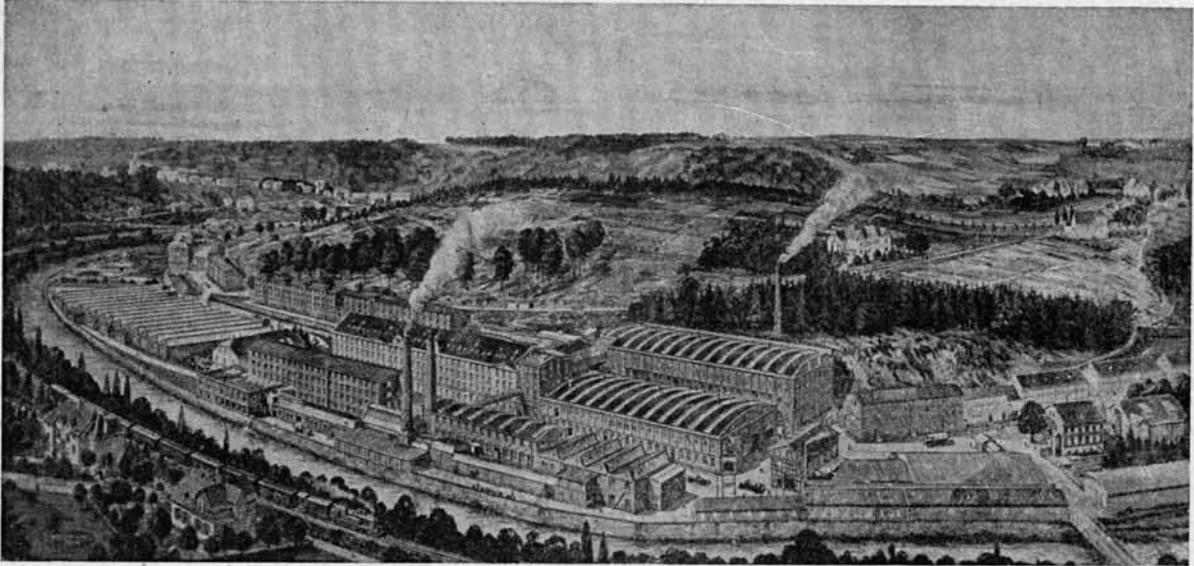
Unsere Freundschaft war so vertrauensvoll selbstverständlich, daß wir keine großen Förmlichkeiten bei den Besuchen gegenseitig machten. Er war der unbedingteste, zuverlässigste und treueste Freund, den ich in meinem doch ziemlich langem Leben gehabt habe. Im Frühjahr 1896 sollte ich die Ausführung der Bevertalsperre, ein Bauobjekt von 700 000 Mark, übernehmen. Ich wollte eigentlich nicht, aber man wünschte es, da ich acht Jahre lang für das Zustandekommen der Talsperrenbauten gearbeitet hatte, und ich volles Vertrauen bei dem Baukomitee genoß. Um jedes Bedenken wegen der großen Bausumme zu verdrängen, ging Fritz Hardt zur Volksbank und übernahm einen Kredit für mich von 150 000 Mark. Ich habe denselben zwar nicht nötig gehabt, aber das Gefühl, einen so zuverlässigen uneigennütigen Freund zu besitzen, hat mir die Wege gebnet und ist mir förderlich gewesen in vielen schwierigen Lagen, bei der



Zeichnung einer Arbeiter-Wohnbau-Anlage für die Kammgarnspinnerei der Firma Job. Wülfig & Sohn in Lennep, entworfen von Albert Schmidt, aufgenommen wohl von seinem Bruder Ernst, der 1877 in die Firma eingetreten war. Die Bauten waren von Anfang an mit einer Trinkwasserleitung versehen und mit Gärten zur Selbstversorgung bestückt. Foto: Privatbesitz, Vorlage: Mehrere dieser Pläne sind im Tuchmuseum Lennep (Freiberr-vom Stein-Schule in der Hardtstraße) ausgestellt.

Johann Wülfing & Sohn

REMSCHEID-LENNEP



Werk Dahlerau a. d. Wupper, Tuchfabrik

Hervorgegangen aus der etwa im Jahre 1674 gegründeten Firma Wülfing, befindet sich das Unternehmen unter dem heutigen Namen Johann Wülfing & Sohn seit 177 Jahren in ununterbrochenem Besitz der Familie Hardt.

Im Jahre 1696 hat die Firma Wülfing mit drei weiteren Lennep Fabrikanten hochwertige spanische Wolle eingeführt und damit unter Hinzuziehung neuer Fachkräfte die Lennep Feintuchindustrie gegründet. Die Herstellung bester Oberbekleidungsstoffe hat sich traditionsgemäß gehalten bis auf den heutigen Tag.

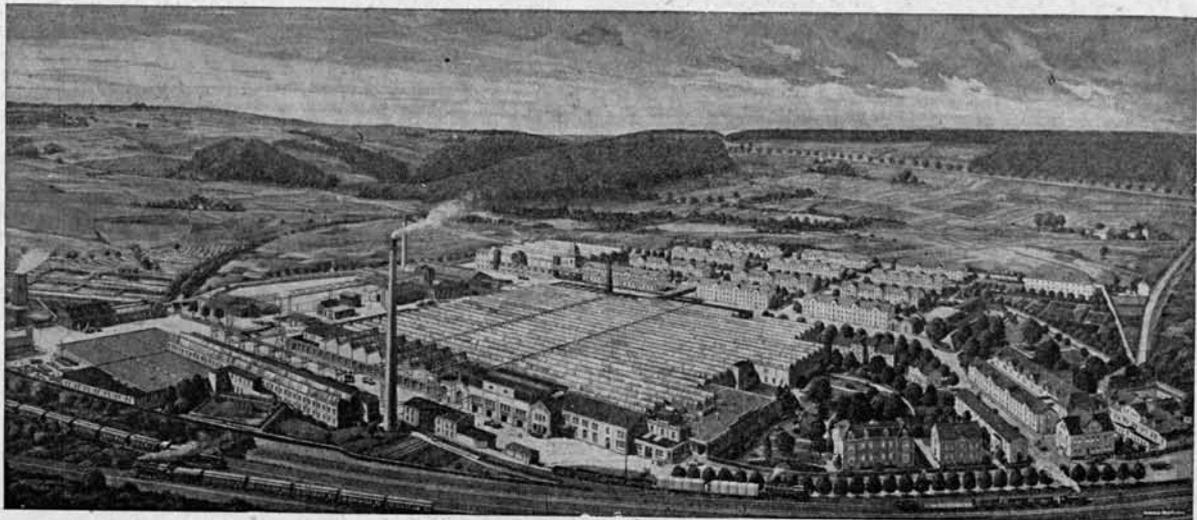
In den Jahren um 1815 wurde der Betrieb von Lennep nach Dahlerau verlegt, um hier die Wasserkräfte der Wupper auszunutzen.

Der Stammbetrieb, die Tuchfabrik Dahlerau, umfaßt: Streichgarnspinnerei, Zwirneri, Weberei, Färberei und Appretur.

Im Jahre 1880 wurde in Lennep die Kammgarnspinnerei errichtet zur Herstellung feiner Kammgarne für die Weberei, Wirkerei und Strickerei sowie für hochwertige Handstrickgarne. Dieser Betrieb umfaßt alle Abteilungen einer voll ausgerüsteten Kammgarnspinnerei von der Wollwäscherei über Kämmerei, Färberei bis zur Zwirneri.

In beiden Betrieben sind zur Zeit rd. 1850 Werksangehörige tätig.

Die Erzeugnisse der Firma haben sich einen guten Ruf in aller Welt erworben — in New York befindet sich eine eigene Niederlassung. Die Vorkriegskapazität konnte nicht nur erreicht, sondern überschritten werden.



Werk Remscheid-Lennep, Kammgarnspinnerei



Friedrich Hardt (1817-1880). Gründer des Handelsbauses Hardt & Co mit weltweiten Handelsbeziehungen. Er führte an der Wupper die ersten Dampfmaschinen ein. Bildvorlage: Tuchmuseum Lennep.



Fritz Hardt (1844-1906). Elektrifizierte die Tuchfabrik ab 1881 und spielte u.a. bei der Gründung der Lennep Feuerwehbr eine bedeutende Rolle. Bildvorlage: Tuchmuseum Lennep.



Fritz Hardt (1873-1959). Führte den Produktwechsel von Streichgarn- zu Kammgarngeweben durch. Bildvorlage: Tuchmuseum Lennep.

Ausführung des großen Bauwerkes.

Bei dem Ankauf des Grunderwerbs für die Bevertalsperre übernahm Fritz Hardt die für die Talsperre nicht notwendigen Restgrundstücke von den meistens ganz erworbenen Gütern. Er hat sie dann zu einem Jagdgut Höh auf einer Halbinsel des Talsperrenbeckens verwertet. Nach dem Ankauf des Gutes Höh lud er mich ein, mit ihm das Gut zu besichtigen und dessen Ausbau zu einem Sommeraufenthalt für ihn und seine Familie zu beraten. Nach der Besichtigung sagte er: wo liegt Lennep? Nachdem wir die genaue Lage an Hand der Karten und der sichtbaren Höhen oberhalb der Stadt festgestellt hatten, sagte er, wir wollen in genau gerader Richtung nach Lennep wandern, um Entfernung und Lage zu studieren. Wir sind dann in genau gerader Richtung durch Feld und Wald nach Lennep gewandert. Zum Glück lag beim Übergang über die Wupper eine Brücke bei Korneliustal, fast genau in unserer Wanderrichtung. Diese energische Ausführung einer Idee kennzeichnet den Menschen und seine große Tatkraft. Außer dem Gute Höh wurden aus den Restgrundstücken des Grunderwerbs für die Bevertalsperre noch das Gut Girkenhausen gebildet, welches am oberen Ende des Talsperrenbeckens lag, dicht am Wasser. Landrat Hentzen, der Schwiegersohn von Fritz Hardt übernahm das Gut.

Fritz Hardt hat für das Zustandekommen der Wuppertalsperren-Genossenschaft Großes geleistet, er stellte immer seine großen Geldmittel und seinen Einfluß zur Verfügung, um alle Schwierigkeiten und Hindernisse zu beseitigen. Landrat Königs war Vorsitzender des vorläufigen Talsperrenkomitees und Fritz Hardt sein Finanzmann. Beide Herren haben große Verdienste um das Zustandekommen der Talsperren im Wupperegebiet gehabt, ich war der technische Berater und Anfertiger der Zeitungsartikel. Durch die eingehende Tätigkeit bei der Ausbildung des Feuerwehrwesens, er war mit seinem Freunde Mummenhoff in Bochum der Hauptleiter und Förderer des rheinisch-westfälischen Feuerwehrverbandes, mußte er die vielen Sitzungen des Verbandes und die Provinzial-Feuerwehrfeste mitmachen, und hat dadurch seinen sonst kräftigen Körper erheblich geschädigt.

Von den vielen Feuerwehrerlebnissen möchte ich das mich persönlich am meisten Berührende mitteilen. Im Jahre 1890 waren 25 Jahre nach unserer Hochzeit vorüber gegangen, und es war deshalb wahrscheinlich, daß Familie und Freunde die sogenannte silberne Hochzeit mit uns feiern wollten. Um uns dieser, besonders für meine Eigenart unangenehmen Festlichkeit zu entziehen, beschlossen wir einige Tage vorher, eine Reise nach Berlin zu unternehmen. Da wir nun mit dem größten Bauwerk meiner Geschäftstätigkeit, dem Webereibau in Dahlerau beschäftigt waren, so glaubte ich die Bauherren von meiner 14-tägigen Reise bzw. Abwesenheit verständigen zu müssen. Am Tage vor der Abreise hatte ich in meinen Büroräumen alles voll mit Zeichnungen und Papieren liegen, um meinen Gehilfen die nötigen Informationen zu erteilen. Da kam eine telefonische Nachricht von Frau Fritz Hardt, ich möchte sie doch sofort einmal besuchen, um wichtiges zu besprechen. Frau Hardt empfing mich sehr freundlich und suchte mich durch mancherlei Erzählungen zu fesseln und festzuhalten. Dann kam von meinem Hause telefonische Nachricht, ich möchte sofort nach Hause kommen. Bei meinem Fortgang vom Büro war alles voller Papiere und Zeichnungen gewesen, und als ich zurückkam, da sah ich vom Hofe aus durch die Bürofenster anstatt Baubüro eine große Festtafel durch beide Räume gedeckt und einen Konditor mit weißer Mütze hin und her gehen. Ich glaubte, die Familie hätte mich überraschen wollen. Ich ging ins Haus, meine Frau war mit Fräulein Westen am Unterhandeln, ich sagte, der das dort gedeckt hat kann es auch essen; damit ging ich durch die Haustüre wieder hinaus. Ich glaubte, die Familie hätte mein Vorhaben einer Reise vereiteln wollen.

Nachdem ich etwa 100 Schritte gegangen war, ertönte der dringende Ruf: Baumeister, Baumeister! Es war

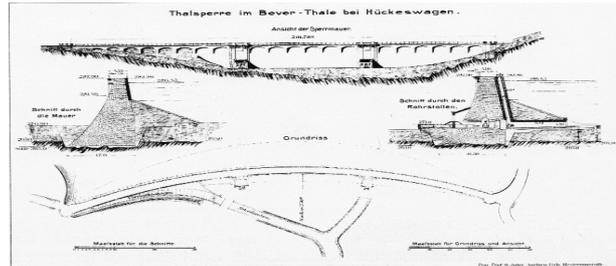


Landrat Hentzen, aufgenommen im Jahre 1890 in der Kaufmannsgesellschaft, heute Hotel zur Post, in Lennep. Er lebte von 1867-1923. Ab 1900 bekleidete er das Amt des Landrats, in dem Albert Schmidt mit ihm fortwährend zu tun hatte. Foto: Stadtarchiv Remscheid.

Bever-Talsperre

Technische Daten	neue	alte
Fassungsvermögen	23,7 Mill. cbm	3,3 Mill. cbm
Mittlere Abflussmenge pro Jahr	214 Mill. cbm	17,52 Mill. cbm
Wasserfläche bei vollem Becken	200 ha	52,3 ha
Niederschlagsgebiet	25,7 qkm	22 qkm
Art des Absperrbauwerks	Erdamm mit Stahlblechwand	Bruchsteinmauer
Stauziel	295,5 m ü. NN	286,43 m ü. NN
Größte Höhe der Mauer/des Damms	41,5 m	25 m
Größte Sohlenbreite	161,8 m	17 m
Kronenlänge	496 m	235 m
Kronenbreite	7,0 m	4,0 m
Entwurf	Regierungsbau- meister a.D. H. Link 1935-1939	Professor Intze 1896-1898
Bauzeit	1896-1898	
Eigentümer	Wuppertal-Barmen	
Nutzung	Aufhöhung der Wupper bei Niedrigwasser, Hochwasserschutz Erholungsgebiet	Beverblock

Albert Schmidt baute die alte Bever-Talsperre als Unternehmer in den Jahren 1896-1898/99 in Zusammenarbeit mit Professor Intze. Für die-
 arbeitete er die inhaltliche Seite von Vorträgen aus, die in Berlin vor
 der Hochflutkommission, ein Mal in Gegenwart des Kaisers, zu halten
 waren. Von kaum zu überschätzender Wichtigkeit war in Sachen Bever-
 Talsperre die Lenneper Dynastie Fritz Hardt, insbesondere der aus dem
 Blickwinkel Albert Schmidts »mittlere« Fritz Hardt, der im Jahre 1906
 nach plötzlicher kurzer Krankheit in Bonn verstarb, wo er Heilung
 suchte. Abbildung: Wiethege, s. Lit. Verz.



Albert Schmidt. Veröffentlichungen. Die meisten der gedruckten und ungedruckten Arbeiten sind mit zahlreichen Plänen, Zeichnungen und Skizzen durchsetzt. Hier eine Ansicht der Sperrmauer der Bever-Talsperre, die Albert Schmidt nach Plänen von Professor Intze als Unternehmer baute.



Bever-Talsperre bei Hückeswagen, Sperrmauer. Foto aus: Der Landkreis Lenneper und seine Gemeinden, 1925, s. Lit. Verz.



Überfließende Bever-Talsperre. Die von Albert Schmidt erbaute »alte« Staumauer blieb nach der Fertigstellung der »neuen« im Jahre 1939 zunächst erhalten, wurde dann 1941 für militärische Sprengversuche genutzt und 1959 bis auf einen geringfügigen Rest beseitigt. (Nach Wiethege, s. Lit. Verz.).



Tischkarte beim Einweihungsfest der Bever-Talsperre am 8. Oktober 1898. Original: Familienbesitz.

Fritz Hardt, welcher hinter mir her lief. Da kam mir zum Bewußtsein: du darfst deinem besten Freund und Förderer die Freude nicht vereiteln. Er würde es dir wohl kaum verzeihen können. Ich ging also mit zurück, und als wir den Büroflur betraten, stand dort die Feuerwehrmusik und blies mit vollen Kräften einen Willkommarsch. In den Festräumen hatten sich der Feuerwehrvorstand und die Führer versammelt, dann holte ich meine Frau, welche veranlaßt durch Fräulein Westen, welche mit an der Überraschung beteiligt war, ihre Festgewänder angezogen hatte. Wir haben dann bis 1 Uhr nachts gefeiert bei Musikvorträgen. Am andern Tage reisten wir alsdann ab nach Berlin und haben dort, und später nach der Heimkehr, so häufig feiern müssen, daß wir uns sagten, es wäre einfacher und besser gewesen, eine Familienfeier statt einer Reise zu veranstalten, dann wäre die Angelegenheit in einfachster Weise erledigt gewesen.

Nach der höchsten Flut, welche ich im Wupperegebiet erlebt habe, am 24. November 1890, trat sofort sehr starkes Frostwetter bis zu – 24 Grad Celsius ein, welches vom 25. November 1890 bis 27. Januar 1891 anhielt. Das Wuppereis auf den Wehrbecken hatte eine Stärke von 65 cm erreicht. An 25. Januar trat Regen ein, und es entstand bei dem schnellen Anwachsen der Wupperwassermengen ein sehr starker Eisabgang. Die starken Eisschollen hatten im Flußbett nicht genügend Platz zum Abfluß und lagerten sich auf allen Talerweiterungen zu hohen Eisschollenhaufen an.

Weil an den industriellen Werken im engen Wuppertal leicht Eisabgangsstockungen und dadurch Beschädigungen der Anlagen erfolgen konnten, so haben Fritz Hardt und ich in der Nacht vom 30. zum 31. Januar 1891 die Wupperwerke von Dahlhausen bis Beyenburg besucht, um eventuell Schutzmaßregeln zu veranlassen. Es war ein wunderbar interessanter Anblick, die Eisschollen auf der hoch angeschwollenen Wupper sich krachend, donnernd herabwälzen zu sehen. Als wir am Wupperwerk Remlingrade ankamen, hob gerade eine mächtige Eisscholle die Holzkonstruktion der Wupperbrücke von den Mauerpfeilern und nahm sie mit, um sie bei Beyenburg in der Talerweiterung niederzulegen.

Diese nächtlichen Expeditionen wurden von Fritz Hardt und von mir nicht alleine im Interesse der industriellen Werke an der Wupper veranstaltet, sondern auch im allgemeinen Interesse der Feuerwehr. Mit der sogenannten Jagdspritze, deren Bemannung aus 18 Feuerwehrleuten bestand, machten wir nächtliche Ausflüge bei Bränden in der Umgegend bis zu etwa 10 Kilometer Entfernung, um dort helfend einzugreifen. Da ich durch meine genaue Kenntnis der ganzen Umgebung des Heimatstädtchens, welche ich mir durch die langjährigen geschäftlichen Wanderungen zu meinen entfernt liegenden Baustellen erworben hatte, die beste Orientierung von Bränden, deren Feuerschein sichtbar wurde, hatte, so wurden die Nachtwächter beauftragt, mich bei entferntem Feuerschein zu wecken. Wenn ich dann festgestellt hatte, wo der Brandherd lag, und ob er innerhalb unseres Hilfskreises lag, so beauftragte ich den Nachtwächter, die Hilfsmannschaften der Jagdspritze zu wecken, wozu sich Fritz Hardt auch hatte einschreiben lassen. Ich durfte als Sachverständiger auch nicht fehlen. Wir haben dann gemeinschaftlich eine Menge solcher Expeditionen ausgeführt, welche meistens äußerst interessant, wenn auch anstrengend waren. Da wir damals alle im besten Mannesalter standen, so haben uns diese Betätigungen nicht geschadet.

Fritz Hardt hatte trotz seiner Energie und dem Herrenstandpunkt seinen Arbeitern gegenüber doch ein sehr mildtätiges Herz. Er mußte an einer Stelle des Weges zu seiner Fabrik in Dahlerau, welche er täglich mindestens zweimal mit seinem Wagen durchfahren mußte, immer langsam und vorsichtig durch eine Menge spielender Kinder fahren, welche nicht auswichen und somit überfahren werden konnten. Es waren die Kinder eines armen Schusters, der in einem kleinen, fast baufälligen Häuschen an der Straße wohnte. Eines Tages rief er den Schuster heraus und rief ihm zu, er solle doch das Haus in Stand setzen lassen, es falle ja bald zusammen. Der Schuster sagte: »Ja Herr, ich hab kein Geld dafür«. Herr Hardt sagte darauf in echten Plattdeutsch: »Lot et maken«. Nach einigen Tagen war der Schuster noch nicht mit der Reparatur beschäftigt, da rief er ihm zu: »Du bist ja noch nicht am bauen, lot et doch maken!«. Der Schuster ließ das Häuschen vollständig herrichten und sandte ihm die Rechnungen. Er hat alles bezahlt.

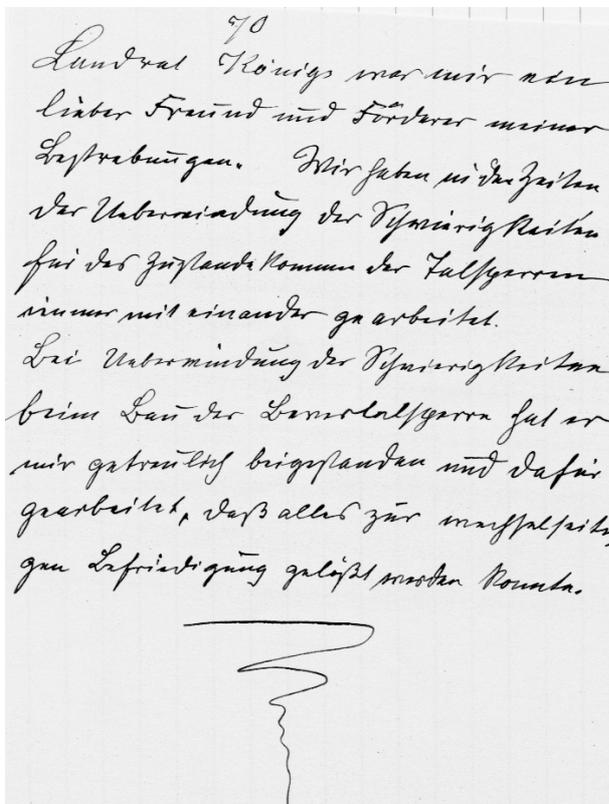
Fritz Hardt hat für die Feuerwehrsache, für die Feuerwehrleute und seine Kollegen im Vorstand des Provinzial-Feuerwehrverbandes sehr viel geleistet. Aber auch für seine Heimatstadt hat er vieles geschaffen, welches dauernd nützlich war, besonders die Gründung und teilweise Finanzierung der Badeanstalt. Für alle diese Angelegenheiten war ich sein technischer Berater und Gehilfe bei der Ausführung.

Am Anfang dieses Jahrhunderts wurde Fritz Hardt zeitweise unwohl, welches am 20. September 1906 seinen Tod herbeiführte. Da er am 6. März 1844 geboren war, so hat er nur ein Alter von 62 Jahren erreicht. Sein Sohn Fritz, der jetzige Inhaber des Geschäfts und Haupt der Familie hat mir dasselbe Wohlwollen, man kann fast sagen Freundschaft entgegengebracht. Da ich aber geschäftlich keine Verbindungen mit ihm hatte, so haben wir nur gelegentlich bei besonderer Veranlassung miteinander verkehrt. Zusammenfassend

kann ich nur sagen, daß mir die Familie Fritz Hardt vom ersten Eintritt in das berufliche Leben bis ins höchste Alter hinein freundschaftlich und wohlwollend gesinnt war. Beim alten Herrn war es einfach väterliche Zuneigung, beim Sohn und Enkel eine freundschaftliche. Sie haben mich gefördert in allen Lebenslagen, so daß ich nur in dankbarer Erinnerung ihrer gedenken kann.

Landrat Königs

Wenn auch die Geschehnisse und Erlebnisse in der alten bergischen Hauptstadt Lennep der letzten 40 Jahre in den Artikeln aus dem alten Lennep häufig von mir geschildert wurden, besonders die eigenartige, äußerst geschickte Tätigkeit des damaligen Bürgermeisters Sauerbronn im Interesse der Stadt Lennep, so ist es doch angebracht, des damaligen Landrats Richard Königs zu gedenken. Dieser verstand es meisterhaft, alle Schwierigkeiten der Einführung von neuen gemeinnützigen Werken und Ideen zu überwinden. Man kann das Jahr 1888 als das Geburtsjahr einer ganz neuen Art von Bauten in ganz Deutschland, und zwar der Talsperrenbauten, betrachten, welche bis dahin in Deutschland nicht errichtet werden durften, weil die Baubehörden sich über die gesicherte Standfähigkeit dieser Bauten noch keine Klarheit und richtige Einsicht verschafft hatten.



Albert Schmidt. Schriftprobe.

Die maßgebenden Ministerialbeamten hatten offenbar bei ihren Studien über Statik eine mangelhafte Ausbildung erhalten, da Talsperrenbauten keineswegs neu waren, sondern in anderen Ländern längst ausgeführt wurden. Das Projekt der Stadt Eupen für einen Talsperrenbau mußte deshalb in das Tal der Gileppe nach Belgien verlegt werden. In Herbst 1887 entstand die Idee, den Betrieb der Pulvermühlen im oberen Wuppergebiet durch Anlage eines großen Sammelteichs, der Hochwasser zurückhalten konnte, zu verbessern, um es bei Wassermangel in Trockenperioden zum Betrieb der Mühlen zu verwenden. Professor Intze aus Aachen wurde zu Rate gezogen, er erklärte, man könne erst dann ein Projekt aufstellen, wenn man sich über den Wasserabfluß der Wupper Klarheit verschafft habe, und man müsse erst mehrere Jahre Beobachtungen und Messungen veranstalten. Außerdem könnten die Pulvermühlen die großen Kosten einer solchen Anlage nicht rentabel machen. Da sämtliche Werke am Wupperlauf von der Anlage Nutzen hätten, müßte eine Genossenschaft der Interessenten gebildet werden.

Da der Verfasser schon seit 1881 genaue Beobachtungen und Messungen des Wasserabflusses der Wupper in Dahlhausen gemacht hatte, die dem

Professor Intze zur Verfügung gestellt wurden, so konnte das Haupthindernis zur Aufstellung eines Projektes beseitigt werden, aber die Bildung einer Genossenschaft war nur möglich, wenn ein Gesetz gemacht wurde, daß die Minderheit, wenn sie von der Anlage Nutzen hat, der Genossenschaft beitreten muß. Es bildete sich jetzt ein Comité unter dem Vorsitz des Landrats Königs, dem die hervorragendsten Interessenten des Wuppergebietes, die Vertretungen der großen Wupperstädte, Professor Intze und der Schreiber dieser Zeilen angehörten, mit der Aufgabe, durch Vorträge und Schriften der Sachverständigen die Interessenten des Gebietes sowie die Behörden aufzuklären und für das Zustandekommen eines Genossenschaftsgesetzes zu wirken.

In dem siebenjährigen Kampf mit den anfänglich widerstrebenden Baubehörden, dem mangelnden Verständnis eines Teils der Interessenten und der Städte, ist es der außerordentlichen Geschicklichkeit, der Klugheit und der Zähigkeit des Landrat Königs zu verdanken, daß alle Schwierigkeiten beseitigt werden konnten und das Genossenschaftsgesetz zustande kam. Bei der Beratung des Genossenschaftsgesetzes im Abgeordnetenhaus sollte der Freiherr v. P. darüber berichten. Er schrieb an den Landrat, er möge ihm doch

mitteilen, was eigentlich eine Talsperre wäre und bedeute.

Wir haben ihm dann unter Leitung des Landrats eine sachverständige Rede ausgearbeitet, die er dann auch wörtlich vorgetragen hat, wie wir später aus dem stenografischen Bericht über die Sitzung feststellen konnten. Das Genossenschaftsgesetz kam zu Stande und die Wuppertalsperrengenossenschaft wurde am 5. Dezember 1895 gegründet. Wegen der außerordentlichen gewandten und zähen Tätigkeit des Landrates Königs beim Zustandekommen der Genossenschaft ist eine Gedenktafel in Bronze auf der Bevertalsperre angebracht worden, in der die Genossenschaft die großen Verdienste des Landrats hervorhebt und ihm ihren Dank ausspricht.

Landrat Königs war auch ein Hauptförderer des Wiederaufbaues des Bergischen Grafenschlosses in Burg an der Wupper. Er war Vorsitzender des Komités der Veranstaltung eines Bazzars zum Besten des Aufbaues der Burg und stellte das Erdgeschoß und den Keller des neuen Kreishauses im Jahr 1892 zu einem dreitägigen Fest zur Verfügung, durch das eine Reineinnahme von 18 000 Mark dem Schloßbau zur Verfügung gestellt werden konnte.

Landrat Königs war mir ein lieber Freund und Förderer meiner Bestrebungen. Wir haben in den Zeiten der Überwindung der Schwierigkeiten für das Zustandekommen der Talsperren immer miteinander gearbeitet. Bei der Überwindung der Schwierigkeiten beim Bau der Bevertalsperre hat er mir getreulich beigestanden und dafür gearbeitet, daß alles zur wechselseitigen Befriedigung gelöst werden konnte.

Professor Heinrich Möller aus Charlottenburg

Bei dem einundzwanzigsten Kuraufenthalt in Bad Neuenahr in Jahre 1928 hatte ich in meiner schönen Pension Villa Eden, Geschwister Götting, eine sehr angenehme Tischgesellschaft. Wir waren zu sechs Herren während der Mahlzeiten vereinigt, die sich sehr gut miteinander stellten, und von denen einige mir so sympathisch waren, daß wir auch neben den Mahlzeiten freundschaftlich miteinander verkehrten und gemeinsame Spaziergänge und Ausflüge machten.

Mein Altersgenosse Herr Professor Möller aus Charlottenburg, früher Lehrer an der Tierarzneischule, feierte am 6. Juni 1928 am Tage vor seiner Abreise seinen 87. Geburtstag. Ich hatte ihm drei Rosen im Kurgarten gekauft und überreichte sie ihm beim Morgenfrühstück vor seiner Abreise mit einigen Worten zur Beglückwünschung. Aus den drei Rosen und der Art meiner Anrede entnahm er, daß wir die gleiche Weltanschauung hatten. Wir hatten früher dem Freimaurerorden angehört, aber beide schon seit längerer Zeit uns nicht mehr an den Logenarbeiten beteiligt und waren beide aus dem Verein ausgetreten. Als er nun hörte, daß ich in maurerischer Beziehung sein Bruder war, sagte er: »Komm an mein Herz, wir wollen wieder Brüder sein«. Dann habe ich ihn zur Eisenbahn geleitet und für dieses Jahr 1928 von ihm Abschied genommen.

Im Jahr 1929 begrüßte ich mein Neuenahr mit großer Freude und hatte das Glück, einen Freundeskreis am gemeinsamen Tisch bei den Mahlzeiten zu finden, der mir große Genugtuung verschaffte. Es waren Professor Möller aus Charlottenburg und Herr Ibing aus Düsseldorf, welche ich schon vor einigen Jahren als Tischgenossen hatte, sodann Herr Landrat Köpchen aus Hannover, ein sehr sympathischer Herr. Die Unterhaltung mit diesen Herren war immer sehr interessant, häufig wissenschaftlich oder philosophisch.



Landrat Richard Königs (1853-1921). Als Landrat wirkte er 1888-1899. Mit ihm arbeitete Albert Schmidt oft und gerne zusammen. Das Bild wurde in der von Albert Schmidt erbauten Lennep-Kaufmannsgesellschaft aufgenommen, am 20. Dezember 1882. Foto: Stadtarchiv Remscheid.

Mit dem äußerst sympathischen lieben Professor Möller konnte ich noch bis zum 9. Juni zusammen bleiben. Wir feierten am 5. Juni seinen 89. Geburtstag in Anwesenheit einer Tochter von ihm aus Dinslaken, eine ebenfalls sehr liebenswürdige Dame. Ich hatte ihm einen großen Rosenstrauß mitgebracht und Fräulein Götting hatte den Tisch mit Blumen reich verziert. Alle Gäste gratulierten dem ihnen allen sympathischen alten Herrn, welcher sich immer freundlich und liebenswürdig mit allen Kurgästen aufs Beste zu stellen wußte. In der schönen Kurpension Eden und der liebenswürdigen Gemeinschaft mit meinem Altersgenossen, dem Professor Möller, habe ich schöne Stunden verlebt. Unsere Weltanschauungen waren, wie es bei dem gleichen Alter zu erwarten war, so gleichartig, daß wir uns sehr gut verstehen konnten und eine innige Freundschaft geschlossen haben. Da wir beide früher dem Freimaurerorden angehört hatten, so fanden sich auch in dieser Beziehung so viele gleiche Anschauungen, daß wir immer einer Meinung waren. Nur in der Liebe zur Musik waren unsere Anschauungen verschieden, bei mir war es eine durch das Phonolaspield erworbene Musikliebe. Professor Möller hatte dagegen keine besondere Vorliebe für Musik, dagegen wanderte er gern und zwar so ausreichend, daß ich ihm nicht folgen konnte. Er erzählte mir einmal, er wäre als Tierarzt mit dem Altreichskanzler Bismarck eingehend in Berührung gekommen. Der berühmte Tyras, der riesige Lieblingshund Bismarcks sei bei verschiedenen Krankheiten mehrmals operiert worden, natürlich unter Narkose. Einmal hatte Bismarck selbst eine kleine Operation vorgenommen, da der Hund sich eine Krallen losgerissen hatte, welche abgeschnitten werden mußte. Möller hatte ihn genau instruiert, wie die Sache auszuführen sei, weil der Hund ohne Narkose keinen Fremden an sich arbeiten ließ. Möller betonte die wundervollen Charaktereigenschaften des großen Menschen Bismarck, wie er trotz seiner wunderbaren Energie doch menschlich weich sein konnte. Er weinte über die Schmerzen seines Hundes.

Der Professor hatte gute Pensionsverhältnisse, so daß er reichlich Mittel zur Verfügung hatte. Er trank bei jeder Mahlzeit seinen Wein. Er war durchweg gesund und aus einer gesunden Familie, sein Vater war 98 Jahre alt geworden. Er wohnte am Bahnhof Westend in Charlottenburg, wo ihn seine treue Gemahlin erwartete. Am 7. Juni morgens früh habe ich ihn zur Bahn gebracht und Abschied von ihm genommen. Ich habe ihm gedankt für die schöne Zeit, welche wir miteinander erleben konnten. Im Kurgarten ging er meistens mit Herrn Geheimrat Wedding aus Münster spazieren, der sich gern über alles Wissenschaftliche und Politische unterhielt und auch kein Musikfreund war. Ich habe mich häufig den Herren angeschlossen, aber wenn das Konzert begann, verließ ich sie und setzte mich in die Nähe der Musikkapelle.

Im Jahr 1930 hatte ich eine Begleiterin, meine Nichte Hermy Balthasar aus Köln nach Neuenahr mitgenommen, sie wollte später nach meiner Abreise noch einen Erholungsaufenthalt im Allgäu vornehmen. Bei dem ersten Mittagessen in unserer schönen Pension hatten wir nun das Vergnügen, man kann fast sagen das Glück, unseren besten Freund, den Professor Möller wieder anzutreffen und begrüßen zu können. Unsere gegenseitige Wertschätzung und Freundschaft war so groß, daß Professor Möller an einem der nächsten Tage seine Arme weit öffnete und rief: Komm an mein Herz und gib mir den Bruderkuß, wir wollen unsere Bruderschaft dadurch bezeugen, daß wir fortan »Du« zueinander sagen. Ich war natürlich einverstanden, und wir haben mit dem so sehr liebenswürdigen Herrn, der 18 Tage älter war wie ich und außerordentlich gesund war, er durfte alles essen und trinken, schöne Tage verlebt. Am 5. Juni wurde dann der Geburtstag meines Freundes Prof. H. Möller gefeiert. Zum Morgenkaffee hatte er von sämtlichen Gästen der Villa Eden Rosensträuße erhalten, und es war gratuliert worden. Er dankte dann in einer sehr schönen Rede, welche zeigte, daß er trotz seines hohen Alters noch volle Geisteskraft behalten hatte. Nachmittags gingen wir mit ihm und seinem Besuch, dem Dr. Ehrlich, Apotheker in Neuwied mit seiner Frau, zu seinem beliebten Weinhaus vor Ahrweiler, in welchem er uns alsdann mit einigen Flaschen schönen Moselweines traktierte.

Nach der Geburtstagsfeier kam unsere Abreise von Neuenahr, und wir haben uns dann im Herbst in Berlin wiedergesehen. Ich konnte ihn in seiner Wohnung wegen Umbau derselben nicht besuchen, aber er ist dann einen Nachmittag im Hause meiner Tochter Elli Gross in Berlin zu Besuch gewesen. Wir haben gemeinsam den Kaffee eingenommen und uns über alles uns Interessierende unterhalten. Zu seinem 90. Geburtstag hatte ich ihm am 5. Juni 1931 gratuliert. Da erhielt ich im März 1932 die Nachricht, daß mein lieber Freund gestorben sei. Das Nähere über die Todesursache habe ich nicht erfahren können. (Lennep, 1932, ca. sechs Wochen vor dem Tod des Autors)



Albert Schmidt liebte vor allem die Musik Beethovens. Jeden Tag »spielte« er selbst Beethoven auf seinem »Phonola«, einer Variante des elektrischen Klaviers mit Lochstreifen. Von seiner Kölner Nichte Hermyn Bergerhoff, später verh. Balthasar, ließ er sich gerne auf dem Klavier vorspielen. Um die Missa Solemnis zu hören, reiste er oft nach Köln und sogar nach Dresden in die Semper-Oper, um davon wochenlang zu schwärmen und alle andere Musik inakzeptabel zu finden.



Albert Schmidt und sein langjähriger Kurgenosse in Bad Neuenabr. Albert Schmidt suchte den Kurort mehr als zwanzig Mal auf. Der ebemalige Tierarztprofessor aus Berlin war wie er eine Zeit lang Logenmitglied gewesen. Albert Schmidt hatte seine Loge später wieder verlassen, weil das Verhalten der Mitglieder im wirklichen Leben den Freimaureridealen kaum entsprach. Foto, um 1931, Privatbesitz.



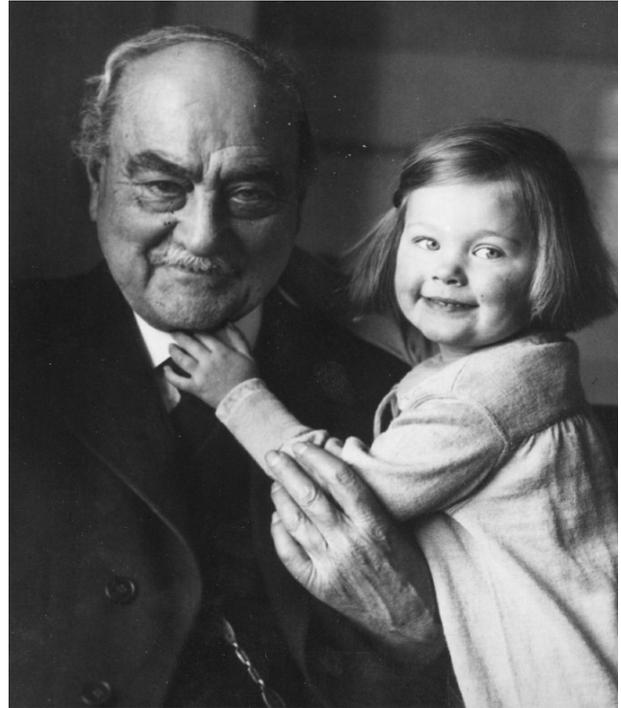
Albert Schmidt mit Professor Möller aus Charlottenburg, Nichte Hermyn Baltbasar, geb. Bergerhoff (rechts) sowie Apotheker Dr. Ehrlich und Gattin (links) aus Neuwied in einem Weinhaus vor Abrweiler, wo Professor Möller »uns mit einigen Flaschen schönen Moselweins traktierte«. Foto, 1930, Privatbesitz.



Albert Schmidts Nichte Hermyn Baltbasar, geb. Bergerhoff aus Köln. Sie spielte so gut Klavier, schrieb den größten Teil der Lebenserinnerungen in die Schreibmaschine und begleitete Albert Schmidt in den Kururlaub nach Bad Neuenabr. Als sie den Fabrikanten Balthasar heiratete, gab ihr der Onkel eine Aussteuer in bar. Erst nach dem Tode von Albert Schmidt wurde offenbar, daß er sich das Geld dazu vom Familienzweig Haas geliehen hatte, der die von ihm erfundene Trockenmaschine inzwischen weiterentwickelt und ein Vermögen gemacht hatte. Foto: undatiert, Privatbesitz.



Albert Schmidt mit seiner ältesten Tochter Elli Gross aus Berlin. Die Tochter ermöglichte dem Vater, auch in der sog. »schlechten Zeit« der Inflationsjahre seinen Lebensstil beizubehalten, zu einer Zeit, in der die Geschäfte der Bauunternehmung Schmidt eher stagnierten. Aus diesem Grunde sahen die Lenneper Familienmitglieder Albert Schmidts Kuraufenthalte im In- und Ausland mit einem gewissen Vorbehalt. Albert Schmidt pflegte am Lenneper Bahnhof dem Aufsichtsbeamten für das Knipsen der Fabrikarte fünfzig Pfennig Trinkgeld zu geben. Foto, undatiert, Privatbesitz.



Albert Schmidt mit dem ältesten Enkelkind aus der Linie seines Sohnes Arthur in Lenneper (Christel Thieme, geb. Neeff, geboren 1929). Albert Schmidt starb am 8. Mai 1932 in Lenneper. Foto: Privatbesitz.



Albert Schmidt (rechts) mit der Familie seines Sohnes Arthur im Garten der Poststraße 1 (später Mollplatz 7) in Lenneper. Das heute nicht mehr vorhandene große Schieferhaus wurde 1910 gekauft, da die Wohnverhältnisse auf der Knusthöhe zu eng geworden waren. Das mit mehreren Gewölbekellern und umfangreichen Nebengebäuden ausgestattete Haus wurde von der Ofenfirma Gbr. Bauerband erworben, gehörte ursprünglich der Fabrikantenfamilie Karsch und wurde in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts als Gastwirtschaft genutzt, in der auch der Lenneper Stadtrat tagte. Nach Albert Schmidt entstand das Haus gegen 1820. Foto um 1930, Privatbesitz.



Das Anwesen Poststraße 1 (Mollplatz 7) im Luftbild (ca. 1960). Foto: Privatbesitz.

Die Entwicklungsgeschichte der Tuchfabrik J.Wülfing & Sohn in Dahlerau

Einleitung

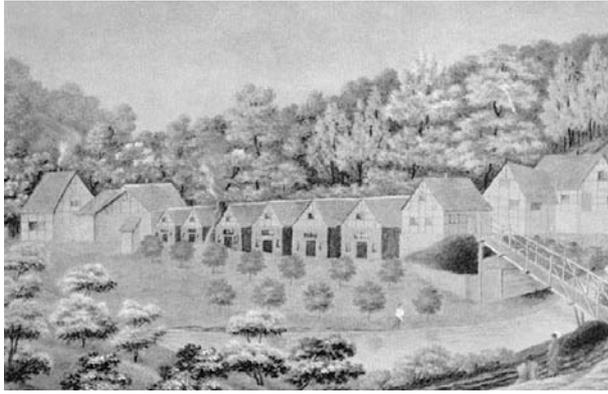
Auf den fast ebenen und deshalb kulturfähigen Flächen der mittleren Terrasse des harten Schieferberges, der die Wupper gezwungen hatte, ihn in großem Bogen zu umfließen, lag von Alters her die Ortschaft Dahl, auf der unteren Terrasse Niederdahl, auf der oberen Oberdahl.

Auf den zu diesen alten Kulturstätten gehörenden und an der Wupper liegenden Wiesen, den Auen, wurden alsdann, um das Gefälle der Wupper auszunutzen, Eisenhämmer gegründet und betrieben. Sie lagen auf den Auen von Dahl und wurden deshalb Dahlerau genannt. Bei den Berufswanderungen des Verfassers dieser Schrift in den fünfziger und sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts von Beyenburg nach Dahlerau, der Weg ging über Ober- und Niederdahl, konnte er sich häufig mit dem alten Kotthaus in Oberdahl unterhalten, der noch das anheimelnde Dröhnen und Klopfen der im Tale liegenden Eisenhämmer gehört hatte, welche je nach der Stärke der Eisenstangen dumpferen oder helleren Schall ertönen ließen. Bei gutem Wasserstande arbeiteten die Hämmer auch nachts hindurch.

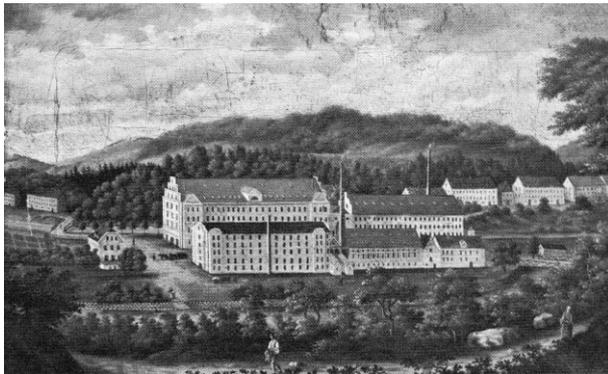
Ebenso wie in Dahlhausen und Vogelmühle bestand die Industrie in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts auch in Dahlerau aus einer Anzahl von Eisenhämmern. Die Wehranlage und der Obergraben waren damals schon in der heute noch vorhandenen Lage, wenn auch beim Obergraben in geringeren Dimensionen vorhanden. Der Untergraben mündete jedoch an der heutigen Schreinerei schon in die Wupper, so daß ein Rohgefälle von 4 m vorhanden war, er ist im Jahre 1860 bis zur nächsten Wupperkurve verlängert worden, wodurch etwa 2 m Gefälle gewonnen wurden. An dem im letzten Stück erweiterten Obergraben lagen damals 6 Eisenhämmer, welche nach der Erfindung der Spinnmaschine und der mechanischen Webstühle von den damals entstehenden Textilfabriken angekauft wurden. Die drei Firmen Joh. Wülfing & Sohn, Peter Schürmann & Schröder und Carl Stuhlmann zu Lusebusch hatten je zwei Hämmer angekauft und zu kleineren Tuchfabriken umgebaut. Da dieselben Firmen auch die Hammerwerke an der Vogelmühle angekauft und umgebaut hatten, so kam zur Erzielung einer besseren Entwicklungsmöglichkeit der Werke eine Einigung zwischen den verschiedenen Besitzern im Jahre 1830 zustande, nach welcher die Firma Joh. Wülfing & Sohn Dahlerau und die Firma Peter Schürmann & Schröder Vogelmühle übernahm. Die Firma Stuhlmann wurde abgefunden, sie baute sich im Christholl, jetzt Wilhelmsthal, eine Tuchfabrik, welche durch die Wasserkraft des dort einmündenden Baches in die Wupper betrieben wurde. Da nun auch eine Landstraße von Grüenthal an der Straße nach Beyenburg über Vogelmühle nach Dahlerau erbaut war, so waren die Vorbedingungen einer Entwicklungsmöglichkeit der Fabriken vorhanden.

In Dahlerau wurde nun im Jahre 1833 die große Hauptfabrik am Obergraben entlang gebaut.

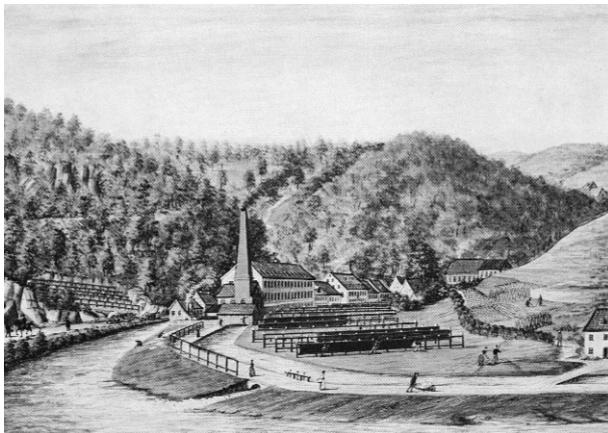
Das vierstöckige Gebäude wurde bis zu den Giebelspitzen massiv in Bruchsteinen erbaut, es erhielt Hausteingurtgesimse und an beiden Giebelseiten Eingangstüren, eingefast von Hausteinpfeilern. An der unteren Giebelseite war ein massives Treppenhaus mit Hausteintreppe durch alle Stockwerke angebracht. Daneben lag anfänglich ein breites Wasserrad, welches indessen schon am Anfang der fünfziger Jahre durch 2 Jonval-Turbinen aus der Fabrik von Köchlin & Co. in Mühlhausen im Elsaß ersetzt wurde. Die Dampfmaschinenanlage mit Dampfkessel und Schornstein wurde der Turbinenanlage gegenüber zwischen Zufuhrstraße und Wupper angelegt. Die erste Dampfmaschine hatte, wie es damals allgemein üblich war, einen stehenden Cylinder mit hochliegender Schwungradwelle und Schwungrad. Die Welle ging quer über die Zufuhrstraße bis zur Hauptfabrik, in der Mitte durch eine Säule mit Lager unterstützt. In der Hauptfabrik wurde diese Welle durch konische Getriebe mit dem Turbinengetriebe so verbunden, daß durch eine Uhlhornkuppel ein Zusammenarbeiten der Wasser- und Dampfmaschinen ermöglicht wurde, ebenso konnte jeder Motor für sich arbeiten. Die Dampfmaschine wurde später durch eine Wolfsche Balanziermaschine ersetzt. An die Kessel- und Maschinenanlage wurde damals ein massives dreistöckiges Trockenhaus parallel zur Straße gebaut, welches im Erdgeschoß die Kardentrocknerei, in den oberen Etagen Rahmen für die Tuchrocknerei enthielt. In der Verlängerung der Hauptfabrik am Obergraben entlang waren anfänglich nur Lagerräume vorhanden, bis im Jahre 1853 eine zweite Turbinenanlage sowie Dampfmaschinen- und Dampfkesselanlage am Ende des Obergrabens und gleichzeitig ein dreistöckiges Gebäude am Obergraben entlang erbaut wurde, welches im Erdgeschoß Walkerei und Tuchspülerei, in den beiden



Buschbämmer in Dablerau a. d. Wupper. Der Eisenindustrie (Buschbämmer) folgte an der Wupper die Tuchindustrie. Die Firma Johann Wülfing & Sobn gründete 1815 die Tuchfabrik an der Wupper, um Wasserkraft und Klimaverhältnisse zu nutzen. Aquarell mit der Signatur C. L. Schuchard fecit – ohne Jahreszahl – aus dem Firmeneigentum.



Tuchfabrik Johann Wülfing & Sobn, Dablerau a. d. Wupper, nach 1816 anstelle der eisenverarbeitenden Buschbämmer erbaut. Ölgemälde, nicht signiert, um 1835, Firmeneigentum.



Firma Peter Schürmann & Schröder zur Vogelsmühle an der Wupper. Ein ebenfalls bedeutendes Unternehmen der Tuchfabrikation an der Wupper. Albert Schmidt schreibt in Bezug auf die ursprünglichen Inhaber: »Mein Verhältnis zu den Inhabern der Firma ... war nicht so angenehm und vertrauensvoll wie bei den Herren Hardt, sie waren immer auf ihren Vorteil bedacht und suchten meine Abhängigkeit ... bei jeder Gelegenheit auszuhebeln ... Die jetzigen Geschäftsinhaber haben wahrscheinlich keine Ahnung von meinen Kämpfen mit ihren Vorfahren«.



**Peter Schürmann & Schröder
zur Vogelsmühle**

Tuchfabrik Schürmann & Schröder, Vogelsmühle a. d. Wupper. Ölgemälde von 1835 im Firmeneigentum. Albert Schmidt baute für diese Firma u. a. im ersten Jahr seiner offiziellen Bautätigkeit Kessel- und Maschinenhaus (1865), später dann auch die Färberei sowie Arbeiter- und Direktorenhäuser (1872), die Gasfabrik (1874) und weiteres. Albert Schmidt schreibt in seinen Erinnerungen: »An der Tuchfabrik von Pet. Schürmann & Schröder zu Vogelsmühle bin ich als Lehrling im Jahre 1856, dann als ausübender Bauunternehmer bis 1875, und als Baumeister und Unternehmer bis zum Ende meiner geschäftlichen Tätigkeit Ende 1902 beschäftigt gewesen«.

oberen, aus Fachwerk erbauten Etagen und dem Dachraum die Weberei enthielt. Auf diesem Platz wurde im Jahre 1858 die große fünfstöckige Fabrik aus Ziegelsteinen erbaut, sie diente anfänglich zu Lagerräumen, Sortierungen und dergleichen.

Sämtliche Bauanlagen waren bis zum Jahre 1859 von dem Privatbaumeister Christian Heyden in Unterbarmen und von seinem Jugendfreund und Schulkameraden Christian Schmidt, anfänglich in Dahlhausen, später in Lennep, ausgeführt worden.

Jenseits des Obergrabens an der Bergseite war eine Gasfabrik mit Gasometer angelegt worden, anfänglich für Fettgas, später für Kohlengas. An der Straße zwischen Wehranlage und Fabrik waren zwei Doppelhäuser in Fachwerk für Arbeiterwohnungen, ebenso unterhalb der Fabrikanlage am Wege nach Oberdahl zwei Arbeiterwohnhäuser errichtet worden. Das massiv erbaute Wohnhaus für den damaligen Leiter des Fabriketablissemments, Herrn Friedrich Hardt, war in etwa 30 m Entfernung von der Hauptfabrik vor dem großen Fabrikhof zweistöckig errichtet worden, dahinter lag eine Gartenanlage, zwischen Straße und Wupper. Im Jahre 1860 wurde eine für das ganze Werk sehr wichtige Anlage geschaffen, der Untergraben wurde um 400 m verlängert. Dadurch entstand ein um 2 m erhöhtes Gefälle und eine Wasserkrafterhöhung von 50 vom Hundert. Die vorhandenen Untergräben mußten um 2 m vertieft und alle Grabenmauern wie auch die anstoßenden Gebäudemauern um 2 m unterfangen werden.

In demselben Jahre wurde ein großes vierfaches Arbeiterwohnhaus massiv, drei Stock hoch, am Obergraben gelegen, erbaut. Dann wurde eine neue Dampfmaschinenanlage zwischen der Hauptfabrik und dem Webereigebäude geschaffen, welche es ermöglichte, die früher erbaute Anlage neben dem Dampfkesselhaus mit der Antriebswelle winkelrecht zum Kraftverbrauch über die Straße hinweg fortfallen zu lassen.

Im Laufe der Entwicklung des Werkes zu einer vollständigen Tuchfabrikanlage waren auch die Wehr- und Obergrabendimensionen entsprechend vergrößert worden, so daß das Mittelwasser der Wupper voll ausgenutzt werden konnte. Obwohl der Verfasser dieser Einleitung und der nachfolgenden Erinnerungen seit 1856 bei den verschiedenen Anlagen, welche zur Entwicklung des Werkes gedient hatten, mit tätig gewesen war, so war er doch erst seit 1864 nach Absolvierung seiner Examina und nachdem sich der Vater allmählich vom Baugeschäft zurückgezogen hatte, als Leiter der Bauanlagen und Anfertiger der Projekte allein tätig gewesen.

Bei den nachfolgenden Erinnerungen möge man bedenken, daß sie eigentlich nicht für die Öffentlichkeit, sondern nur für die eigene Familie, Kinder und Enkel, geschrieben waren.

Immerhin wird man durch nachfolgende Erinnerungen, nach der technischen Seite hin, die Entwicklung des Werkes Dahlerau erkennen und über die leitenden Personen eine möglichst objektive Beurteilung erhalten können.

Erinnerungen an die Entwicklung des Werkes Dahlerau

Von Dahlerau möchte ich mit Humboldt sagen: Es war für mich und meine geschäftliche Tätigkeit 40 Jahre lang »der ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht«. Hier konnte ich aufatmen von den wilden Kämpfen ums Dasein, denn hier wohnte bis zum Jahre 1868 der alte Herr Friedrich Hardt, dessen Wohlwollen ich mir erworben hatte und der mich beschützt und getröstet hat in der schlimmsten kapitallosen Zeit.

Einige Tage nach dem Tode meines Vaters sagte er mir an der Dahlerau »Sie treten jetzt das Erbe Ihres Vaters an, seine gute Kundschaft. Aber machen Sie ihm auch Ehre. Wir haben Ihres Vaters Ehrlichkeit und Solidität hoch geschätzt. Sie müssen sich unser Vertrauen erst erwerben.« Daß er nicht enttäuscht von mir war, geht daraus hervor, daß er 1872 zu mir sagte: »Ich habe gehört, Sie haben Geldschwierigkeiten gehabt. Wenn Sie wieder in solche Lage kommen, dann kommen Sie zu mir. Bei mir haben Sie unbeschränkten Kredit.«

Mein Verhältnis zu dem alten Herrn war eigenartig, es war so, wie es sich zwischen alt und jung, zwischen Menschen mit gegenseitiger Hochschätzung herausbildet, wenn diese auf unbedingtem Vertrauen beruht. Durch die vielen Neubauten, welche durch die große Entwicklung seiner Firma, durch die Gründung der großen Streichgarnspinnerei in Dahlhausen und später der Kammgarnspinnerei notwendig wurden und unter seiner speziellen Leitung von mir ausgeführt wurden, hatte er eine schätzenswerte Kenntnis vieler Bauerfahrungen gewonnen und galt in der ganzen Familie Hardt, auch in der auswärtigen Familienverwandtschaft als Sachverständiger in allen Bauangelegenheiten. Er wurde deshalb auch bei Privatbauten seiner Verwandten häufig gebeten, seinen Rat zu erteilen, und da er doch in der speziellen Baukunst nicht genügend bewandert war, so mußte ich häufig mit ihm reisen zu seinen Verwandten, wenn sie in Bauange-

legenheiten seinen Rat wünschten. Häufig erhielt ich dadurch Aufträge zum Anfertigen von Bauplänen, oder wenn die Bauten in nicht zu großer Entfernung lagen, mußte ich sie auch unternehmen und ausführen. So habe ich für die Firma Bergmann & Simons in Mühlheim a/Rhein, bei der sein Schwiegersohn Gust. Petersen als Teilhaber eingetreten war, Baupläne angefertigt für die Vergrößerung ihrer chemischen Fabrik für Bleifarben. Sodann mußte ich für eine Nichte mit ihrem Mann, dem Herrn Luckhaus in Ibruch bei Hasten einen Wohnhausbau projektieren und ausführen.

Wir haben gemeinsam Reisen nach Aachen und Duisburg zu seinem dortigen Schwager Engelbert Hardt, welcher dort eine Dampfmühle besaß, gemacht, um unsern Rat in Bauangelegenheiten zu erteilen. Er hatte sich mit seinem Sohn Hermann wegen dessen Heirat mit einer Französin überworfen, aber später wieder versöhnt. Er wollte im Juni 1873 seinen Sohn in Wien besuchen, und da auch damals eine Weltausstellung in Wien war, so bat er mich, auch nach Wien zur Weltausstellung zu reisen, damit wir dort gemeinsam Studien über technische Probleme machen konnten, welche uns bei den heimatlichen Bauten an den Fabriken von Nutzen sein konnten. Ich bin dann in Gesellschaft meines Schwagers Fritz Haas für 8 Tage zur Ausstellung gereist und habe mit Herrn Hardt an 5 Tagen gemeinschaftliche Besichtigung der Maschinenhalle vorgenommen, natürlich nur vormittags von 10–1 Uhr. Die übrige Zeit konnten wir uns den anderen Abteilungen der Ausstellung, der Stadt Wien und Umgebung widmen, ohne den alten Herrn.

Nach dem Tode seiner Mutter im Jahre 1868 übernahm er deren Wohnhaus in Lennep an der Alleestraße (Thüringsberg), nachdem er es für seine Bedürfnisse hatte umbauen lassen. Zur Förderung seiner Gesundheit ging er bei gutem Wetter morgens zu Fuß nach Dahlerau und ließ sich nachmittags durch seinen Wagen zurückholen. Da ich auch jeden Morgen zur Wupper ging und sehr häufig Bauangelegenheiten mit ihm zu besprechen hatte, so wünschte er meine Begleitung und bat mich, ihn Punkt 7 Uhr an seinem Hause abzuholen. Wenn seine Haushälterin, Frl. Westen, ihn nach der Zeit fragte, dann sagte er: »Warten Sie, bis der Baumeister kommt, dann stellen Sie die Uhr auf sieben, er tritt wie immer mit dem Glockenschlag ins Haus.« Ich wußte, er liebte die Pünktlichkeit, und auch ich war an Pünktlichkeit gewöhnt. Außerdem hatte ich eine unbegrenzte Hochachtung, eine fast kindliche Liebe zu dem Mann, der mich gefördert und beschützt hatte in den dunkelsten Zeiten meines geschäftlichen kapitallosen Daseins. Während der Baumeister Thomas für die anderen Werke in Dahlhausen bis 1869, in Vogelsmühle und Wilhelmsthal bis 1875 die Baupläne für die Neubauten anfertigte, habe ich sie für Dahlerau schon seit 1860, also schon vor meinen Holzmindener Studien, angefertigt. Das erste große Arbeiterwohnhaus für 24 Familien wurde massiv nach meinen Plänen am Obergraben erbaut.

Nach dem Tode meines Vaters im Jahr 1865 hatte ich das Schlossereigebäude mit Gesellschafts- und Wohnräumen in der oberen Etage nach meinen Plänen auszuführen. Zu diesem Zwecke mußte der Untergraben, welcher dort auch noch eine Abzweigung nach der Turbinenanlage für die Weberei hatte, mit großen Tonnengewölben versehen werden. Die Schreinerei und die Klempnerwerkstätte wurden neben der Schlosserei auf dem Damm zwischen Untergraben und Wupper ausgelegt, so daß sämtliche Werkstätten zusammen lagen. Mein Polier an der Dahlerau war Wilhelm Krumme aus Gummersbach, ein tüchtiger, praktisch erfahrener Mann, der eine besondere Fähigkeit besaß, schwere Bau- oder Maschinenteile zu transportieren und aufzustellen. Er war mein Lehrmeister im Steinhauen gewesen bei dem Fabrikbau in Wilhelmsthal 1856. Im Jahre 1858 hatten wir einen Dampfschornstein in Vogelsmühle gemeinsam fertiggestellt, danach war er nach Dahlerau als Polier gekommen und hatte durch seine Gewissenhaftigkeit und energische Betätigung bei allen Arbeiten bald das Wohlwollen und Vertrauen des Herrn Hardt gewonnen. Seine Handschrift konnte nur von mir entziffert werden, aber seine Notizen waren unbedingt richtig und genau.

Dahlerau war eine voll ausgebaute große Tuchfabrik, in welcher deshalb meistens nur An- und Aufbauten der bestehenden Fabrikgebäude vorkamen. Aber es wurde jeder technische Fortschritt im Bau- und Maschinenwesen beachtet und angewandt, so daß die dadurch entstehenden Umbauten und Veränderungen häufig an Größe und Bedeutung mäßige Neubauten übertrafen. 1866 wurden drei Stockwerke auf das Dampfmaschinengebäude zwischen Hauptfabrik und Weberei, sowie ein 4faches Arbeiterwohnhaus an dem Wege nach Lennep erbaut. 1867 wurde eine Etage für Garnhaspelei auf das Tuchtrockenhaus gebaut und der erste Shedbau zwischen dem 5stöckigen Fabrikgebäude und der Wupper errichtet. Diese Bauweise, große Parterreräume in schmalen Einzeldächern mit Glasflächen zu überdachen und zu beleuchten, war damals erst bekannt geworden, und wurde ein solcher Bau durch den Ingenieur Köttgen von Barmen für Dahlerau projektiert und alle Eisenteile, Säulen, gußeiserne Rinnen und eiserne Fenstersprossen von ihm geliefert. Die Dächer dieser Bauten bestehen aus Eisendächern, welche an der steilen Dachfläche aus

Glasscheiben zwischen Eisensprossen und an der flachen aus irgend einem Dachdeckungsmaterial konstruiert sind. Zwischen den einzelnen Dächern liegen dann Dachrinnen verschiedenster Konstruktion. Weil die Dächer von weitem wie die Zähne einer Säge aussehen, so hat man sie Säge- oder Sheddächer genannt.

Für diesen ersten Shedbau in hiesiger Gegend hatte Köttgen gußeiserne Kastenrinnen geliefert, welche so eingerichtet waren, daß sich die Eisensprossen der Dachflächen in eine ausgezackte Eisenrippe anbringen ließen und die Glasscheiben die obere Kante der Rinne überdeckten. Hinter den Glasscheiben war eine kleine Schweißrinne angegossen, und der Anschluß an die Dachdeckung geschah durch einen angegossenen Flansch. Da die Verzahnungen der äußeren Rippe, auf welcher die Glasscheiben und Sprossen befestigt waren, zwischen den Scheiben offen blieben, so drang sehr viel äußere Luft in die Räume, welche nicht überall und zu jedem Zweck verwendbar war. Wir haben deshalb in späteren Jahren bei Shedbauten meistens Rinnen angewendet, welche auf dichtem Untergrund auf Holzsparren mit Spalierdecken oder bei Betondachflächen auf Betonunterlagen ruhten. Als Rinnenmaterial wurde doppelte asphaltierte Dachpappe mit Kies- und Sandüberdeckung, die sogenannte Holzzementkonstruktion oder Zink, Blei sowie mit Ölfarbe gestrichenes starkes Eisenblech verwandt. Zinkrinnen sind wegen ihrer Ausdehnung durch Wärme und Zusammenziehen durch Kälte, wodurch der Zink brüchig wird, das schlechteste Rinnenmaterial, während sich starke Eisenblechrinnen, wenn sie in Anstrich gehalten werden, gut bewährt haben.

Im Jahre 1871 wurde ein Shedbau auf dem Obergraben errichtet, indem der Obergraben auf Säulen mit Eisenträgern überwölbt wurde, außerdem ein Anbau an das Dampfkesselhaus und ein Neubau für Farbh Holzlagerung, sowie ein Arbeiterwohnhaus am Obergraben erbaut.

Dann kam das Jahr 1872, es war die Zeit des geschäftlichen Aufschwungs in ganz Deutschland, eine Folge des gewonnenen Krieges von 1870/71. Es war ja auch eine Zeit, in welcher viele schwindelhafte Gründungen gemacht wurden, es herrschte ein wahres Gründungsfieber, so daß sogar die Firma Joh. Wülfing & Sohn Anträge erhielt, ihre Fabrik zu einer Aktiengesellschaft umzuwandeln. Die Antragsteller wurden aber recht unsanft vom Hauptkontor von den alten Herren herauskomplimentiert. Besonders war Friedr. Hardt empört darüber, daß man ihm zumutete, Fabrikdirektor einer Schwindelgesellschaft zu werden. An allen Fabriken wurde sehr viel gebaut, und besonders hatten wir in Dahlerau eine große und schwierige Aufgabe auszuführen. Die beiden großen Hauptfabriken, die 4stöckige Fabrik in Bruchsteinen und die 5stöckige Fabrik aus Ziegelsteinen wurden je um 18 m verlängert, sodann wurde ein Anbau an das Herrenwohnhaus für den Fabrikdirektor errichtet. Außerdem wurden 2 Shedbauten für die Rauherei auf dem Obergraben und für Tuchtrockenmaschinen an das Trockenhaus sowie ein 4faches Arbeiterwohnhaus am Obergraben erbaut. Für die Kesselanlage bei der Weberei wurde ein neuer Dampfschornstein auf dem Berge erbaut mit einem langen Zugkanal über den Berghang hinauf. Wegen des ungeheuren Materialtransportes und der beengten Baustelle entstanden große Schwierigkeiten, welche aber von Krumme und mir so überwunden wurden, daß alle Gebäude zur größten Zufriedenheit der Bauherren pünktlich und rechtzeitig vollendet wurden.

Einige Tage vor Weihnachten sagte mir Herr Friedrich Hardt: »Sie haben in diesem Jahre hier und sonst überall so viel gebaut und einen so großen, schwierigen und mannigfaltigen Betrieb gehabt, daß ich das Gefühl habe, daß Sie nicht entsprechend haben verdienen können, weil die zu überwindenden Schwierigkeiten und der enge Raum der Baustellen hemmend wirken mußten. Da Sie nun auch viele technische Arbeiten maschineller Natur für die Fabrik persönlich ausgeführt haben, ohne etwas dafür zu berechnen, so wollte ich Ihnen eine kleine Anerkennung für Weihnachten schenken.« Er überreichte mir ein Couvert mit 500 Talern, für damalige Verhältnisse und für meine geringen Geschäftskapitalien eine große Summe. Wir hatten aber in diesem Jahre das größte Verdienst in 8 Jahren, allerdings auch einen sehr großen Umschlag gehabt, welcher mir zeitweise viele Schwierigkeiten in Bezug auf rechtzeitige Beschaffung des Betriebsgeldes gemacht hatte.

In den Jahren 1873 und 1874 wurde die Färberei ganz neu erbaut, welches ein schwieriges Unternehmen war, weil der Betrieb durchaus nicht gestört werden durfte. Das Holzdachwerk über den Farbkesseln war total durch den Schwaden aus den Farbkesseln verfault und drohte einzustürzen. Wir konstruierten deshalb ein neues Dach aus Faconeisen, welches mit Ölfarbe gut gestrichen war. Außerdem wurden die Mauern neu aufgeführt. In diesen Jahren wurden noch 2 große 4fache Arbeiterwohnhäuser erbaut und viele innere Umbauten und Neuanlagen von Maschinen und Apparaten gemacht, welche immer von mir projiziert, gezeichnet und ausgeführt wurden.

In den Jahren 1873 bis 1880 – es waren die letzten Lebensjahre meines alten Freundes und Gönners

Friedrich Hardt – wurden in Dahlerau, wie es ja bei einem voll ausgebauten Werke natürlich ist, nur kleinere Um- und Anbauten an den bestehenden Gebäuden errichtet.

Ich machte damals an allen Werken Indikator-Untersuchungen an den Dampfmaschinen, meistens verbunden mit Verdampfungsversuchen an den Dampfkesseln, um festzustellen, ob eine rationelle Krafterzeugung vorhanden sei. Diese Untersuchungen ergaben bei den alten Dampfmaschinen und Dampfkesseln häufig so schlechte Resultate, daß man sofort dazu überging, sowohl neue Dampfmaschinen wie neue Systeme von Dampfkesseln anzulegen. In Dahlerau wurden in diesem Jahr die Dampfanlagen fast vollständig erneuert. Für Dampfmaschinen wurden meistens Augsburger Ventilmaschinen angelegt, für Dampfkessel Kornwall- und Röhrenkessel für höheren Dampfdruck von 6-8 Atmosphären, weil ich durch meine Indikator-Untersuchungen nachgewiesen hatte, daß ein hoher Dampfdruck, verbunden mit geringerem Füllungsgrad der Dampfzylinder, außerordentliche Dampf- und Kohlenersparnisse verursachte.

Ende der siebziger Jahre hat man den alten Schlossermeister Mayböcker in Dahlerau pensioniert und einen jungen Maschinenschlosser aus der Fabrik Bêché & Grohs in Hückeswagen, Ernst Stein, dafür angenommen. Stein war ein sehr wißbegieriger, fleißiger und tüchtiger Mann, er bemühte sich mit großem Erfolg, die Hauptelemente der Mechanik und Maschinenkunde, soweit ich sie beherrschte, und an sämtlichen Fabriken bei meinen Untersuchungen und Verbesserungen der Anlagen bestätigte, zu erlernen, er wurde mein bester Gehilfe. Ich brachte ihm die graphischen Darstellungen der maschinellen Leistungen und besonders der Wasserabflüsse der Wupper bei, welche bei den Turbinenbetrieben von großer Bedeutung waren. Die Theorien des Dampfmaschinenwesens, der Dampfkesselleitungen, des Heizungswesens der Fabrikräume, die Wasserkraftberechnungen und das Beleuchtungswesen in den Fabriken wurden von mir damals angewendet und durch ihn in die Praxis übergeleitet, so daß er sich allmählich eine schätzenswerte Kenntnis aller dieser Dinge erwarb. Er baute allmählich alle alten Transmissionsanlagen in der Fabrik um und verbesserte die Antriebe von den Motoren aus. Seine Werkstätte nahm allmählich das Aussehen einer modernen Maschinenfabrik an, alle nötigen Hilfsmaschinen wurden angeschafft, und der größte Teil der Erneuerungen an Maschinen wurde dort angefertigt. Er war auch ein sehr geschickter Schlosser und hat später beim Kirchenbau sogar den großen Kronleuchter nach meinen genauen Detailzeichnungen ausgeführt. Der Hauptförderer aller Bestrebungen zur Verbesserung der Zustände und der energische Leiter des Werkes Dahlerau war in den Jahren 1875 bis 1880 der Sohn meines alten Freundes Fritz Hardt geworden, weil sein Vater wegen Krankheits- und Alterserscheinungen häufig Erholungs- und Badereisen unternehmen mußte. Der alte Herr starb im Jahre 1880.

Fritz Hardt, der spätere Feuerwehrleiter und energische Förderer aller gemeinnützigen Anlagen in weiter Umgebung hatte in Nordfrankreich einige Jahre als Volontär in dortigen Fabriken studiert und übernahm allmählich die Leitung des Werkes Dahlerau von seinem Vater, der sie ihm gerne überließ, weil er seine Energie und Tatkraft kennen gelernt hatte.

Mein alter Polier Wilhelm Krumme mußte dieser neuen Kraft wohl weichen, da sie gleich harte Mühlsteine waren, mit denen schlecht mahlen ist. Ich mußte ihn 1880 entlassen, weil die Gegensätze unüberbrückbar geworden waren, aber für mich persönlich war der junge Herrscher ein ebenso guter Freund und Förderer wie sein Vater. Ich habe fast 30 Jahre mit ihm und für ihn an der Dahlerau, bei allen großen Anlagen in Lennep und bei den Talsperrenbauten gearbeitet, und man kann wohl sagen, er war mir ein treuer Freund und Förderer aller meiner Bestrebungen.

In den achtziger Jahren wurden in Dahlerau die Arbeiterhäuser an dem Wege nach Beyenburg, ein Konsumvereinsgebäude, der Saal für die Wirtschaft auf dem rechtsseitigen Berg und dort ein Wohnhaus für Ernst Stein erbaut. Sodann wurde 1885 die Wupperbrücke zum Bahnhof erbaut und Wasserleitungsanlagen für die ganze Bevölkerung gemacht. Es waren Quellwasserleitungen aus dem Waldgebiet, welches sich von Herkingrade bis Remlingrade an den Wupperbergen hinzieht.

Wenn ich bei meinen fast täglichen Besuchen der Fabrik Dahlerau mit den Herren etwas zu besprechen hatte, so erwartete ich sie auf dem Büro und Laboratorium meines Freundes, des Färbereidirektors Fritz Goldenberg, der auch immer etwas Wissenschaftliches oder sonst Interessantes mit mir zu plaudern hatte. Goldenberg hat 30 Jahre lang die Färberei in Dahlerau geleitet, er war ein Vetter von Fritz Hardt und ein äußerst gemütlicher, wissenschaftlich hochgebildeter Mann, der sich auch mit meteorologischen Beobachtungen beschäftigte. Im Jahre 1884 haben wir zusammen mit seinem Schwager Drevermann aus Gevelsberg die elektrische Ausstellung in Paris besucht, das Jahr vorher mit Arnold und Rud. Hardt die elektrische Ausstellung in München. Auf diesen Reisen hatte ich die Führung übernommen, weil ich vorher den Bädeler und alle Veröffentlichungen über die Ausstellungen studiert hatte und ein sehr großes Orientie-

rungsvermögen in großen Städten besaß. Von München aus hatten wir damals auch einen Abstecher nach Reichenhall, Berchtesgaden und dem wunderbaren Königssee gemacht.

Das letzte Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts wurde in geschäftlicher Beziehung dadurch eingeleitet, daß es uns vergönnt war, den großartigsten und schönsten Fabrikbau in unserer gesamten geschäftlichen Tätigkeit, die Webereibauten zu Dahlerau zu projektieren und in Regiebau auszuführen. Die bisherige Weberei war zum größten Teil in einem alten dreistöckigen Fachwerkgebäude untergebracht, ein anderer Teil war in den anderen Fabrikgebäuden bei weiterer Entwicklung der Tuchfabrik angelegt worden. Da eine weitere Ausdehnung der Weberei in den alten Gebäuden nicht möglich und das alte Fabrikgebäude sehr abgenutzt war, so wurde beschlossen, eine ganze Neuanlage nach den neuesten Prinzipien anzulegen und dazu den Raum über dem Obergraben und dem anstoßenden Bergabhang zu benutzen. Man konnte alsdann die ganze Weberei vereinigen. Um den Fabrikbetrieb nicht zu beeinträchtigen und zu stören, mußte der Bau so eingerichtet werden, daß für die Webstühle im alten Fachwerkbau erst ein Raum mit allen Betriebseinrichtungen, Transmissionen, Beleuchtung, Kraftübertragung, geschaffen werden mußte, bevor das alte Gebäude abgebrochen werden konnte. Die Sachlage wurde dadurch noch erschwert, daß die Tuchwalkerei und -spülerei im massiven Untergeschoß des alten Fachwerkgebäudes bestehen bleiben mußte, sie sollte überbaut und gewölbt werden, ohne daß der Betrieb gestört werden durfte.

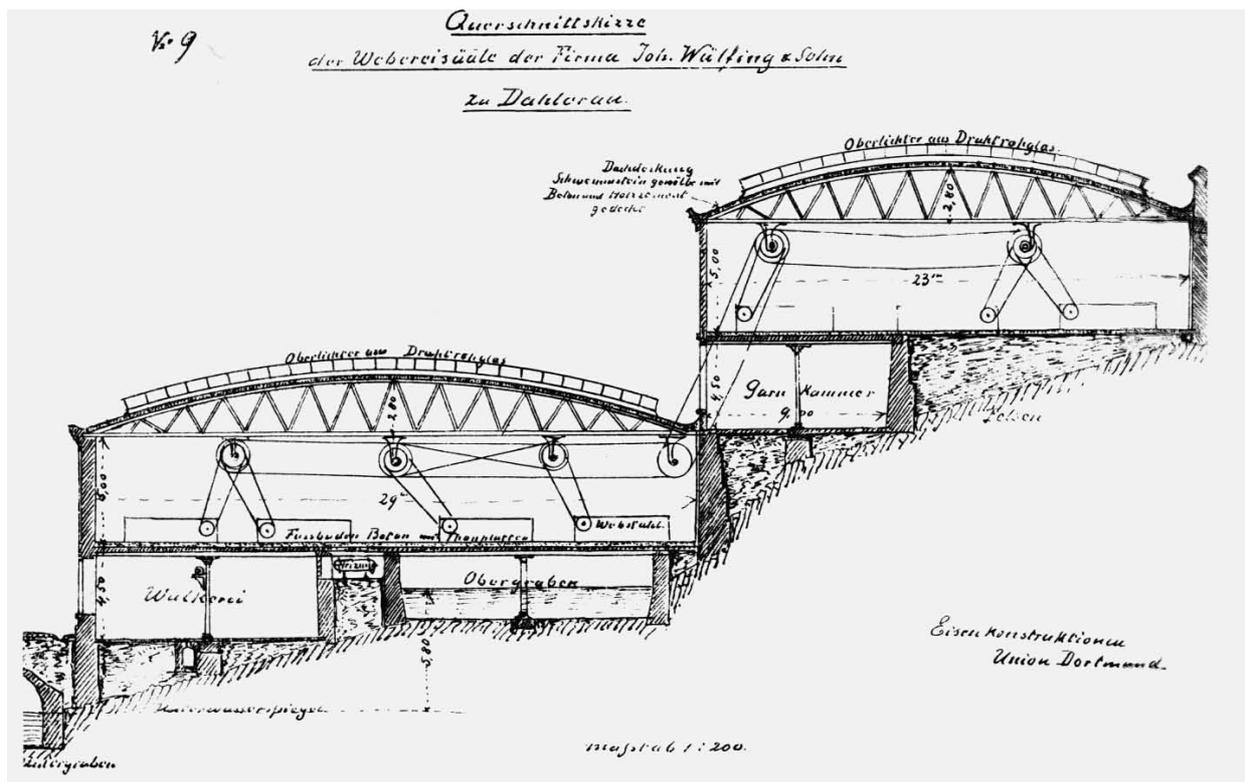
Wir entschlossen uns damals, die Gebäude ganz massiv mit eisernen Hallendächern ohne jede Säulenunterstützung mit Oberlichtbeleuchtung zu erbauen. Es wurden alsdann erbaut: Ein unterer Webereisaal von 70 m Länge und 29 m Tiefe über der Walkerei und dem Obergraben und ein oberer Webereisaal, der 10 m höher am Bergabhang lag, von 75 m Länge und 23 m Tiefe, über der Garnkammer von 75 m Länge und 9 m Tiefe. Der obere Webereisaal war an beiden Enden durch Treppenhäuser erreichbar. In einer Ecke des unteren Saales war das alte Dampfkesselhaus und die Turbinenanlage überbaut. Die Dachkonstruktion wurde gebildet durch sehr kräftige eiserne Gitterträgerbogen, welche das mit Schwemmsteinen gegen eiserne Querträger gewölbte Bogendach unterstützten, welches mit Holzzement gedeckt war.

Zwischen je 2 Gitterträgern befand sich ein aus Eisensprossen bestehendes Oberlicht aus Drahtrohrglas, welches quer über das ganze Bogendach reichte. An den Gitterträgern waren im Innern alle Transmissionen, Heizungsrohren und Beleuchtungsinstallationen befestigt, so daß die Webereisäle vollständig stützenfreie Hallen bildeten, welche durch die Oberlichter prachtvoll erleuchtet waren. Die Beleuchtungsstrahlenflächen der zweiseitigen Oberlichter durchschnitten sich in etwa 2 m Höhe über dem Fußboden, so daß unten eine gleichmäßige Helle entstand ohne jeden Schatten, welches für die Weberei von großer Bedeutung war.

Der obere Webereisaal wurde zuerst fertig gemacht, damit die Webstühle aus dem alten Fachwerkgebäude darin aufgestellt und betrieben werden konnten. Der ganze innere Ausbau des oberen Saales mit Transmissionen, Heizung und Beleuchtung wurde fertiggestellt, dann eine bewegliche Verbindungsbrücke zwischen dem neuen Saal und den alten Webereisälen hergestellt, so daß die einzelnen Webstühle mit etwa viertelstündiger Übergangspause unten weggenommen und oben aufgestellt wurden. Das Tuch blieb auf dem Stuhl, und arbeitete der Weber oben nach der geringen Übergangszeit weiter. Dann wurde das alte Fachwerkgebäude abgebrochen und der untere Saal hergestellt. Die gesamten Eisenkonstruktionen der beiden Oberlichtbogendächer und der gewaltigen Trennwand zwischen dem oberen und unteren Saal, welche aus mächtigen Eisensäulen aus U-Eisen mit dazwischen liegender Ausmauerung bestand, wurden von dem Maurerpolier Dörner mit merkwürdiger Geschicklichkeit und Schnelligkeit montiert, so daß die Monteure der Union Dortmund, welche das Eisenwerk geliefert hatten, nach Hause reisen konnten, sie erklärten, es nicht besser machen zu können. Die Oberlichter wurden von Herrn Ernst Stein in der eigenen Fabrikschlosserei zu Dahlerau hergestellt und von ihm montiert, ebenso die gesamten Transmissionen und der ganze technische innere Ausbau der Säle. Die Fußböden der Säle bestanden aus gelben Tonplatten unten auf dem überwölbten Walkereiraum und dem Obergraben, oben auf der überwölbten Garnkammer und im hinteren Teile auf der Felsunterlage des Berges, die mit Beton ausgeglichen war.

Im Herbst 1891 war die ganze Anlage fertig und wurde in dem unteren Saal, bevor die Webstühle aufgestellt wurden, ein großes Richtfest gefeiert. Bei dem Festmahl wurde ich als Erbauer der großen, schönen Anlage in einer Rede des Geheimrat Herm. Hardt sen. gefeiert und ein Hoch auf mich gebracht, in welches die 1000 Arbeiter begeistert einstimmten. An dem Richtfest hatten meine Frau und die Damen der Fabrikherren und Direktoren teilgenommen.

Während im großen Saal am Abend getanzt wurde, versagte plötzlich um 8 Uhr die gesamte elektrische Beleuchtung, welche durch einen Turbinendynamo mit Wasserkraft erzeugt wurde. Ein Arbeiter, der den



Albert Schmidt. Skizze zum Neubau der Webereisäule in Dablerau.
Bildvorlage: Privatbesitz.



Albert Schmidt inspiziert den Beginn des 2. Bauabschnittes. Im Herbst 1891 wurde die moderne Anlage vollendet.
Bildvorlage: Privatbesitz.

Auftrag hatte, jeden Abend die Schütze des Obergrabens abzdrehen, hatte nicht bedacht, daß dann die Turbine und die ganze Festbeleuchtung versagen mußte. Es wurde dann schnell das Wasser wieder eingelassen, und nach etwa 10 Minuten konnte der Tanz wieder beginnen.

Aber 10 Minuten lang befanden sich etwa 1000 Menschen, alt und jung, Männlein und Weiblein in absoluter Dunkelheit, welches zu vielen scherzhaften Auftritten Veranlassung bot.

Wie schon in dem Artikel über Dahlhausen gesagt wurde, hatte die Hochflut vom 24. November 1890 auch die unteren Teile des Webereigebäudes überschwemmt, ohne indessen irgend welche Nachwirkungen zu haben. Am Tage nach der Hochflut entwickelte sich eine lange, sehr starke Kälteperiode, welche bis zum 27. Jan. 1891 dauerte und bei 15-25 °C unter Null auf der Wupper eine Eisdecke von 650 mm Stärke erzeugte. Das Wuppereis konnte mit Pferd und Wagen befahren werden, welches von einigen Waldbesitzern auch benutzt wurde, um Holz zu fällen und über das Eis zu transportieren, weil es sonst an den steilen Bergen, die dicht am Wasser lagen, nicht erreichbar war. Am 27. Januar entstand Tauwetter mit starkem Regen, so daß sich das Wuppereis mit dem Wasserstand hob und einen sehr starken Eisgang erzeugte.

Ich wanderte morgens vor Tagesanbruch mit Fritz Hardt der Wupper entlang von Dahlerau bis Beyenburg, um den Eisgang und seine Wirkungen zu beobachten. Auf der hochangeschwellenen Wupper trieben die 65 cm starken gewaltigen Eisschollen talabwärts, wir kamen gerade an der Fabrik Auffermann in Mühlenfeld-Remlingrade an, als eine gewaltige Eisscholle die hölzerne Fahrbrücke über die Wupper von den Pfeilern abhob und mitnahm, ohne daß die Bewegung der Eisschollen anscheinend gehemmt wurde. Bei jeder Talerweiterung schob der Eisgang große Eisblöcke seitwärts, sie legten sich auf die Wiesen, bis sie erst im Juni geschmolzen waren.

1893 hatte sich an den 3 Fabriken Dahlerau, Vogelsmühle und Dahlhausen mit ihrer nächsten Umgebung eine evangelische Kirchengemeinde gebildet unter dem Namen Gemeinde Dahlerau, welche dann auch auf dem höchsten und schönsten Bergplateau eine Kirche mit Pfarrhaus und Kirchhof erbauen wollte. Die Gemeinde bildete einen Kreis von genau 2 km Durchmesser mit dem Mittelpunkt in der Kirche. Der Bauplatz war ein Heidegrundstück, welches fast vollständig horizontal war und auf dem Bergrücken von Keilbeck zwischen Dahlhausen und Dahlerau lag. Das Werk Vogelsmühle lag im Scheitel des Wupperbogens zwischen Dahlhausen und Dahlerau, so daß alle drei Werke gleiche Entfernung bis zur Kirche hatten.

Der Bauplatz lag 70 m über der Wupper, der Bergrücken zog sich hinter dem Kirchengrundstück langsam steigend über das Quellgebiet des Keilbecker Baches hin bis nach Herkingrade, so daß wir in der Lage waren, in dem Quellgebiet unterirdische Quellfassungen anzulegen, welche 20 m höher lagen als der Kirchenbauplatz und geeignet waren, Wasser zum Betrieb der Baustelle und später für Kirche und Pfarrhaus zu liefern. Wir hatten damals unter Beteiligung meines Sohnes Arthur, der damals Bauführer in Köln war, die Baupläne angefertigt und nach der Auswahl des Baukomitees zwischen dem Projekt einer zentralen Predigerkirche und einer einfachen gotischen Kirche die gewählte gotische Kirche zu einer festen Bausumme von 100 000 Mark übernommen und mit einem kleinen Pfarrhaus ausgeführt. Da das Pfarrhaus während dem Bau noch vergrößert wurde und Geheimrat Herm. Hardt behauptete, das Baukapital sei erschöpft, so haben wir ca. 6000 Mark an der Gesamtanlage zugesetzt, weil es bei den Beziehungen zu den Bauherren nicht angebracht war, die gerechtfertigten Mehrkosten durchzusetzen. Bei den damaligen Einkünften ließ sich der Verlust verschmerzen.

Die Kirche wurde mit astronomischer Genauigkeit mit ihrer Längsachse in die Richtung West-Ost, der Chor nach Osten erbaut. Es war eine Hallenkirche mit zwei Seitenrisalits für Eingänge und einem Turm mit gotischem Helm, der von 2 Treppenhautürmen flankiert war. Das Gebäude wurde in Ziegelrohbau mit einfachen Ornamenten errichtet. Das Fenstermaßwerk, die Abdeckungen der Strebepfeiler, Treppen und Fensterbänke wurden aus Kunstsandstein hergestellt, welcher sich als dauerhaft und wetterbeständig erwiesen hat. Die Holzdecke, Predigerkanzel, Altar und Kirchensitze waren in einfachen gotischen Formen erbaut, die Dächer mit Schiefer gedeckt. Der schmiedeeiserne große Kronleuchter wurde nach unserer genauen Zeichnung vom technischen Fabrikleiter zu Dahlerau, Herrn Ernst Stein, ausgeführt, ebenso das eiserne Kreuz auf dem Turm und der Kirchenhahn. Da wir über die Dicke der senkrechten Hauptstange des eisernen Turmkreuzes nicht recht im Klaren waren – wir wußten, daß alle Maße in großen Höhen oder Entfernungen sich im Gesichtsfeld verringerten – so beschlossen wir, die Stange genau so dick zu machen wie auf dem katholischen Kirchturm zu Lennep, welche ein schönes Verhältnis zu Turm und Kreuz hatte.

Da wir die Dicke der Eisenstange nun nicht direkt messen konnten, so benutzten wir mein astronomisches Fernrohr mit einem Mikrometerokular, welches so feine Teilstriche hatte, daß die Entfernung zweier Teil-



Die Kirche Vogelsmühle – Keilbeck im ursprünglichen Zustand. Das Grundstück wurde von der Firma Schürmann & Schröder zur Verfügung gestellt, das Baugeld von den Firmen Wülfing, Hardt & Pocorny. Im Mai 1894 wurde die Kirche feierlich eingeweiht.

Bildvorlage: Stadtarchiv Remscheid



Kirche Vogelsmühle – Keilbeck 1999. Als sich an den Wupperorten eine immer größere evangelische Gemeinde bildete, wurde Albert Schmidt von den dortigen Industriellen beauftragt, eine Gemeindekirche zu errichten. Der im Stil der Backsteingotik errichtete Kirchenbau wird von der heutigen Bevölkerung auch als »unser Dom« bezeichnet.

Foto: Privatbesitz.

striche voneinander vier Winkelminuten ausmachte, welches ich bei genauen Messungen des Mond- und Sonnendurchmessers häufig festgestellt hatte. Das Fernrohr wurde in unserm Rosengarten aufgestellt, die Entfernung desselben von der Mitte des Turmes aus dem Stadtplan festgestellt und dann die Winkelgröße gemessen im Fernrohrokular, welche die Kreuzeisenstangendicke hatte. Aus der Entfernung und Winkelgröße konnten wir durch einfache trigonometrische Berechnung die Dicke der Stange feststellen, es waren 65 mm.

Die Kirche erhielt Gußstahlglocken, deren Klang in schöner Harmonie bei Ostwinden in Lennep hörbar ist und mich immer an den Kirchenbau erinnert. Im Mai 1894 wurde die Kirche feierlich eingeweiht, ich mußte dem Kirchenvorstand den Schlüssel zum Turm mit einer kleinen Ansprache überreichen, dann füllte sich die Kirche mit der Gemeinde, der Pastor hielt seine Predigt, ebenso die Vertreter der höheren Kirchenbehörden, und ein Festessen im Kühnschen Saal in Dahlerau beschloß die Feier, an welcher auch Damen teilnahmen, ich hatte meine Damen auch mitgebracht.

Der Friedhof für die Gemeinde Dahlerau mit 2700 Einwohnern wurde an der Südseite der Kirche, noch auf der ebenen Bergterrasse liegend, angelegt. Die Größe des Kirchhofs wurde aus der Einwohnerzahl und dem damaligen mittleren menschlichen Lebensalter von 35 Jahren berechnet. Da man annehmen konnte, daß die Gräber nach 35 Jahren wieder belegt werden können, so mußte der Friedhof 2700 Gräber enthalten. Einer der ersten Toten, welche auf dem hochgelegenen sonnigen Friedhof beerdigt wurden, war mein Freund Fritz Goldenberg, der Fabrikdirektor von Dahlerau, er war am 25. Dezember 1894 einer Fieberkrankheit im besten Mannesalter erlegen. Man hatte einen außerordentlich tüchtigen und braven Mann dort beerdigt.

Nach den großen Webereibauten wurde auch eine neue große Compound-Dampfmaschine von 500 P.S. auf dem Obergraben angelegt. Das Fundament ruhte auf den schweren Eisenträgern, Säulen und Gewölben, welche den Obergraben überdeckten. In dem Maschinenhause wurde auch eine elektrische Zentrale eingerichtet mit mehreren Dynamomaschinen, welche direkt von der Maschine aus angetrieben wurden. Die Transformatoren und Schaltanlagen mit Turm zum Anbringen von Fernleitungen waren in dem angebauten früheren Gashause angelegt worden. Es wurde damals schon von Dahlerau aus nicht allein das ganze Fabriketablisement, sondern auch Umgebungen wie die Kirche und der Kühnsche Saal elektrisch beleuchtet.

Auf dem Obergraben wurde damals 1897 ein großes dreistöckiges, dreifaches Wohnhaus für die Fabrikmeister und ein Laden für den Konsumverein erbaut. Man überwölbte den Obergraben zu diesem Zweck, weil sonst keine gut gelegene, in der Nähe des Bahnhofs liegende, Baustelle vorhanden war. Auf einem weiteren Teil des überwölbten Obergrabens wurden dann noch neben der Hauptfabrik die Karden- und Wolltrocknerei angelegt.

Durch die Talsperrenanlagen 1896-1899 wurden die Wasserverhältnisse der Wupper so verändert, daß die Turbinen, welche 1860 nach dem Jonvalsystem in Mühlhausen im Elsaß gebaut waren, nicht mehr paßten. Es wurden deshalb ganz neue Francis-Turbinen für 9 cbm sekundliche Beaufschlagung von der Firma Escher, Wyss & Co. in Zürich und Ravensburg in geschlossenen Kesseln mit Wasserzuführung vom Obergraben aus durch mächtige Eisenblechrohre angelegt. Gleichzeitig wurden die Transmissionsantriebe in der ganzen Fabrik durch Seilscheiben bewirkt, welche von den neuen Turbinen aus und der neuen Dampfmaschine in Gemeinschaft oder auch einzeln angetrieben wurden. Auch die Turbine unter dem großen Webereisaal war erneuert worden und für Seilantriebe direkt auf die Weberei-Haupttransmission eingerichtet. Es wurden überall entsprechende Kupplungen in der Haupttransmission angelegt, um die Wasser- und Dampfkraft nach Belieben und Bedürfnis aus- und einschalten zu können.

Alle diese Anlagen, welche ein kompliziertes, aber zweckmäßiges Seilantriebssystem bildeten, wurden von Ernst Stein, dem Obergeringieur Leonhardt in Ravensburg und mir projektiert und ausgeführt, und da man damals ins Auge faßte, die unbenutzte Wasserkraft in Schlenke, zwischen Dahlerau und Beyenburg, durch ein Wasserkraft-Elektrizitätswerk auszunutzen, so wurden wir drei Sachverständigen auf Reisen gesandt, um die neuesten Anlagen dieser Art in der Schweiz zu studieren. Das Wuppergefälle in Schlenke war durch den Ankauf des Hofes Schlenke und der dazu gehörenden Grundstücke erworben worden. Es wurde ein neues Wehr mit einer selbsttätigen Wehrklappe von 50 m Länge angelegt. Der Obergraben bis zum Kraftwerk hatte eine Länge von 500 m und 9 m Breite bei 2,25 m Wassertiefe. Das nutzbare Gefälle war 5,20 m und die maximale Kraftleistung 500 P.S. Die mittlere Leistung war 315 P.S. Das Niederschlagsgebiet der Wupper hat bis Schlenke eine Flächengröße von 252,5 qkm.

Nach der Rückkehr von der interessanten Informationsreise nach der Schweiz waren wir uns über die Was-

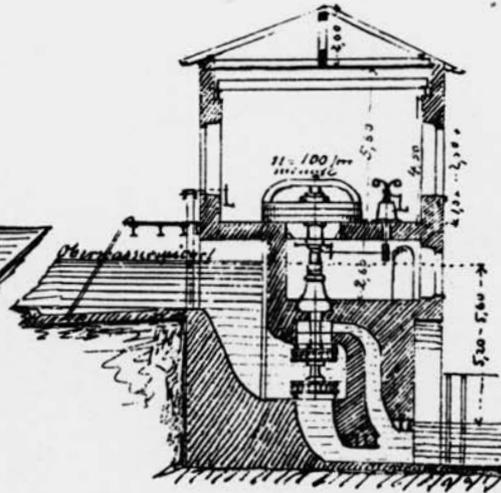
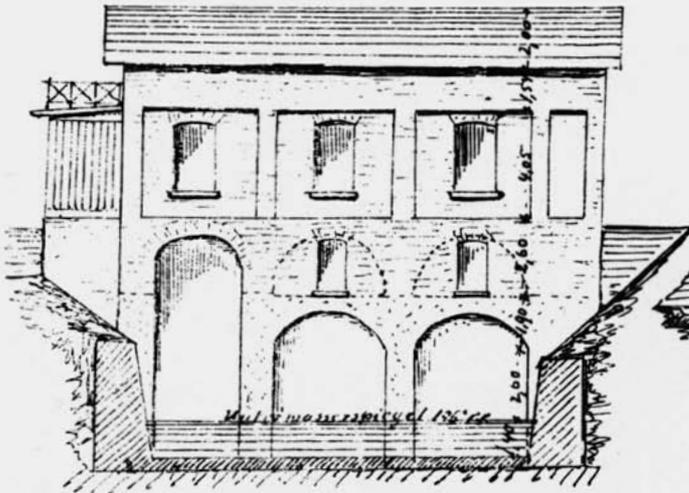
17. Elektrizitätswerk Schlenke.

Krafthaus

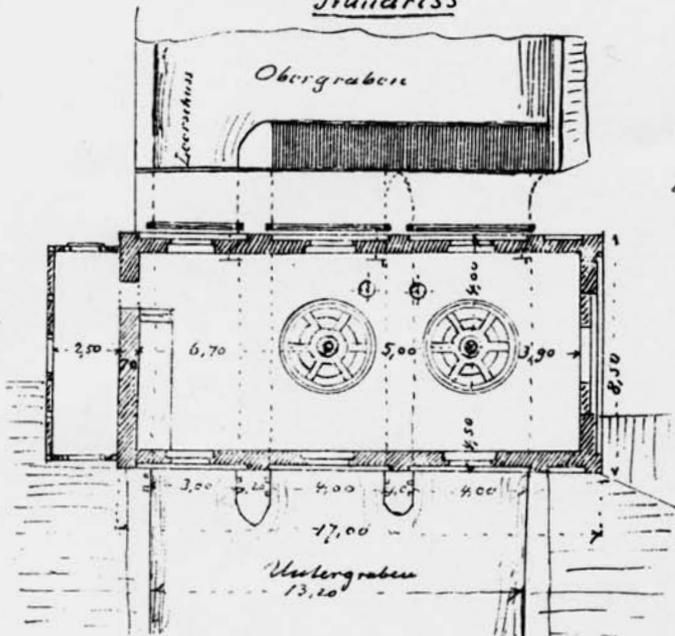
1:200.

Ansicht nach dem Untergraben

Querschnitt



Grundriss



Kraftleistungen

Maximal:
 $10000 \text{ Sch. } 5,30^{\circ} \text{ Gef.}$
 $= \frac{10000 \cdot 5,3 \cdot 0,8}{75} = 560 \text{ PS} = 375 \text{ kW}$
 in Mittel. $\frac{6000 \cdot 5,3 \cdot 0,8}{75} = 336 \text{ PS} = 224 \text{ kW}$

Leipzig 1898-99
 Albert Schmidt

Albert Schmidt: Elektrizitätswerk Schlenke. Krafthaus. Bildvorlage: Privatbesitz.

serkraftanlage an der Schlenke bald einig, und wurden die Pläne und Konzessionsgesuche von mir angefertigt. Im Frühjahr 1899 wurde mit dem Bau begonnen.

Es sollten zwei Doppel-Francisturbinen angelegt werden mit senkrechter Welle, so daß die elektrischen Generatoren allein den Fußboden des Krafthauses überragten; sie waren mit den Turbinen auf derselben Welle gekuppelt. Bei der Bestellung der Turbinen wurde eine Konkurrenz veranstaltet zwischen den Maschinenfabriken Escher, Wyss & Co. in Zürich und der Augsburger Maschinenfabrik, bei welcher die letztere als Mindestfordernde den Sieg errang.

Die Ausführung der Anlage wurde im Jahre 1899 vollendet, sie hatte keine besonderen baulichen Schwierigkeiten verursacht, weil alle Maßnahmen, welche bei einem solchen Wasserbauwerk notwendig sind, in sachlicher Weise durchgeführt wurden. Wie bei allen elektrischen Überlandzentralen mußte auch hier ein Ausnutzungskreis der erzeugten Energie geschaffen werden, so daß Ernst Stein, der sich in den letzten Jahren zu einem außerordentlich tüchtigen Elektrotechniker ausgebildet hatte, die Hände voll hatte.

In Lennep war eine kleine elektrische Zentrale mit Akkumulator, durch Dampfkraft betrieben, am Hauptkontor der Firma angelegt worden, so daß nun die Wasserkraftzentrale Schlenke mit den Dampfzentralen von Dahlerau und Lennep zusammen das ganze Versorgungsgebiet bedienen konnten. Es wurden Hochspannungsleitungen nach Beyenburg, Lennep, Lüttringhausen und Umgegend mit den dazu gehörenden Transformationsanlagen, welche die Hochspannung von 5000 Volt auf 200 Volt transformierten, angelegt. Ernst Stein hatte die geistige Leitung aller Anlagen in elektrischen Sachen mit Hilfe der Siemens-Schuckert-Werke und ihrer Techniker. Für Stein war schon 1891 ein Wohnhaus am Wege nach Herkingrade in Dahlerau erbaut worden, als sich nun seine Haupttätigkeit in das elektrische Versorgungsgebiet verlegte und in Lennep eine neue große elektrische Dampfzentrale erbaut wurde, da kaufte er sich in Lennep auf der Knusthöhe ein, um im Zentrum seiner Tätigkeit zu wohnen. Leider ist er nicht sehr alt geworden und schon vor dem Ausbruch des Weltkrieges gestorben. Die Tuchfabrikanlage Dahlerau war nach den großen Webereibauten im Jahre 1890 und 1891 nur wenig verändert worden, weil sie in sich ein großes, abgerundetes Ganzes bildete. Gegen die Jahrhundertwende wurde das Bedürfnis bei den großen Fabrikanlagen an der Wupper empfunden, die Hauptkontore von Lennep nach den Fabriken zu verlegen, wie es an der Kammgarnspinnerei und Dahlhausen von vorn herein geschehen war. Vogelmühle hatte das Hauptkontor der Firma Peter Schürmann & Schröder erhalten, und so wurde dann auch im Jahre 1903 für Dahlerau ein neues Kontorgebäude errichtet.

Obwohl ich am 1. Januar 1903 aus dem Baugeschäft ausgetreten war, um mich ganz dem theoretischen Wasserbau zu widmen, so habe ich doch diesen Bau noch projektiert und geleitet.

Mit dieser Anlage war meine 43jährige geschäftliche Tätigkeit in Dahlerau beendet, es war eine natürliche Entwicklung der Geschehnisse. Der Rückblick auf den langjährigen geschäftlichen Verkehr mit der Firma Johann Wülfig & Sohn zwingt mich zu dem Ausspruch:

»Ich kann nur dankbar sein für die schöne vertrauensvolle Stellung, welche ich bei derselben eingenommen habe, sie hat gewiß dazu beigetragen, mich bis ins höchste Alter glücklich zu machen.«

(Aus den Lebenserinnerungen, hier mit einer Einleitung für die Familie Friedrich Hardt)

Über die Entwicklung meiner Weltanschauung

Neben meiner ja ziemlich ausgedehnten und eifrigen geschäftlichen Tätigkeit habe ich von der Schulzeit an großes Interesse an allen geschichtlichen Ereignissen und naturwissenschaftlichen Entdeckungen und Erscheinungen gehabt und mich in den Mußestunden damit beschäftigt, geschichtliche und besonders naturwissenschaftliche Werke zu lesen, um das aus den Büchern Erlernte, soweit es mir bei den beschränkten Mitteln, meiner ungenügenden Vorbildung und der geringen Zeit möglich war, durch praktische Beobachtungen kennen zu lernen. In dieser Beziehung habe ich unserem Geschichts- und Mathematiklehrer an der höheren Bürgerschule, dem Herrn Carl Meunier, außerordentlich viel zu verdanken. Es war ein Mann von hohen Geistesgaben und von freier demokratisch politischer Gesinnung, weshalb er auch in den beschränkten Köpfen der hiesigen Machthaber keine Anerkennung gefunden hat.

Er lehrte die Weltgeschichte in freiem Vortrag und zeigte, wie es immer die Junker und Pfaffen waren, die in ihrem eigensten egoistischen Interesse das Volk ausbeuteten, wie sie es geistig verkommen ließen, wie sie immer bestrebt waren, jeden freien Gedanken zu unterdrücken, wie sie die größten Geister durch Scheiterhaufen, Folter und Kerker für sich unschädlich zu machen suchten. Nach dem Untergange der hochentwickelten griechischen Kultur und der Gründung der christlichen Staatsreligion zeigt uns die Geschichte des Mittelalters einen blutigen Weg der Gewalt, dringt doch der Feuerschein des Scheiterhaufens fast bis in die neuere Zeit hinein. Mit wahrer Begeisterung schilderte Meunier die Ideen, welche mit der großen französischen Revolution von 1789 ins Volk gedrungen waren, wie Freiheit, Brüderlichkeit und Menschenrechte proklamiert wurden, dann allerdings durch den Anarchismus entarteten und durch die Reaktion die alte Schranke wieder aufgebaut wurde. Wenn uns in den Mathematikstunden der Beweis für irgendeinen Lehrsatz fehlte und wir mit unserem natürlichen Verstande die Richtigkeit desselben ohne weiteres einsehen konnten, so sagten wir wohl: »Wir glauben, daß der Satz richtig ist.« Das ließ er aber nicht durchgehen, er sagte dann: »Du sollst nichts glauben, Du sollst es wissen.« Diesen Satz wollte er auf die ganze Wissenschaft angewendet haben, er sagte, in der ganzen Natur beruht alles auf Ursache und Wirkung. Mit dem Glauben erreichen wir nichts, wir müssen die Ursachen aller Erscheinungen kennenlernen, wir müssen wissen, warum das Ding so und nicht anders ist. Meunier war ein erfahrener und kluger Politiker, er verkehrte in den späteren Jahren mit mir in der Gesellschaft Union, so daß ich Gelegenheit hatte, seine politischen Anschauungen kennen zu lernen.

Als Bismarck im Jahre 1874 den Kulturkampf gegen die Ultramontanen einleitete, sagte Meunier eines abends: »Da fängt der Bismarck etwas an, da wird er nicht mit fertig, die Macht der Pfaffen über die Geister ist so groß, daß er keinen Erfolg haben wird.« Es war wirklich so, es dauerte gar nicht lange, da mußte Bismarck den Weg nach Canossa einschlagen und die Macht der Ultramontanen war dadurch erst recht gewachsen. Meunier war wegen seiner freien politischen und religiösen Anschauungen bei unseren städtischen Machthabern, denen er nicht zu schmeicheln wußte, nicht beliebt. Wegen seiner Liebhaberei für schöne und seltene Pflanzen und dem Studium seiner Söhne konnte er mit seinem Gehalt nicht auskommen, er geriet in Verschuldung und hat dadurch in den letzten Jahren seines hiesigen Aufenthaltes viele Mühen und Sorgen gehabt, die auch bei seinem 25jährigen Jubiläum nicht behoben wurden, da er unter den Stadtverordneten seiner freien Weltanschauung wegen wenig Freunde hatte.

Aber nicht allein die Schule hat auf meine freie Gesinnung einen maßgebenden Einfluß ausgeübt, auch mein Vater hatte eine freie Weltanschauung, er ging auch nicht zur Kirche und wollte von dem Wunderglauben nichts wissen. Meine Mutter war dagegen eine fromme protestantische Christin, aber sie konnte es doch nicht fertig bringen, daß ich nach meiner Konfirmation im Jahre 1856 noch einmal zur Kirche und ein zweites Mal zum Abendmahl ging. Ich sagte ihr, ich glaube nicht an ein übernatürliches Christentum, das kirchliche Dogma läßt sich mit der Naturwissenschaft nicht in Einklang bringen, es würde Heuchelei von mir sein, wenn ich trotzdem zum Abendmahl ging, und ich will nicht heucheln. In gesellschaftlicher Beziehung hatte ich in unseren kleinstädtischen Verhältnissen keine besonders glückliche Stellung. Ich hatte immer zu kämpfen mit meiner Stellung der gebildeten oder gebildet sein wollenden Gesellschaft gegenüber, man kannte und schätzte nicht meine wissenschaftliche Bildung, welche ich mir auf den Schulen und nebenher durch eifriges Studium wissenschaftlicher Werke erworben hatte. Es haftete an mir die Erbschaft einer untergeordneten, handwerksmäßigen Stellung in der Gesellschaft, die entstanden war durch die Gewerbefreiheit in den Freiheitskriegen. Es konnte jeder ohne höheres Studium oder Examen,



Hotel Berliner Hof / Lennep

FRITZ RUNKEL

Fernruf 82 • Telegramm-Adresse: Berlinerhof

Zentralheizung, elektrisches Licht
Garage, Stallung, große Festsäle

Bier- u. Wein-Restaurant

Wein-Handlung

Vorzügliche Küche, eigene Kühlanlage

Bank-Konto: Barmer Bank-Verein, Lennep
Postscheck-Konto Köln 18515

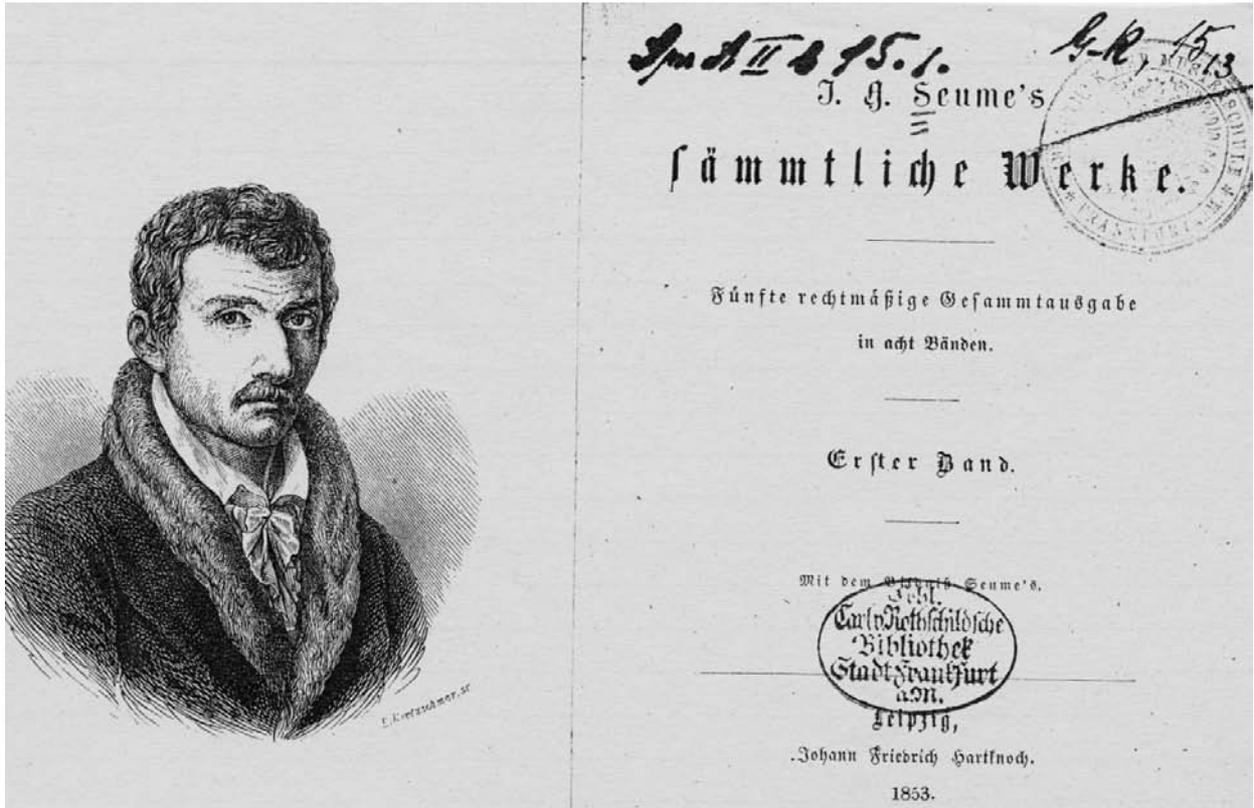
Der Berliner Hof ist seit 100 Jahren als Hotel- und Wirtschafts-Betrieb ein führendes Haus im Bergischen Lande. In früheren Jahren Haupt- haltestelle für den durchgehenden Post- Personen- verkehr Berlin-Hagen-Köln wie auch Aachen- Elberfeld nach dem oberbergischen Lande, ist das Hotel an dem Kreuzungspunkte der Haupt- verkehrsstraßen gelegen, ein Wahrzeichen echter bergischer Bauart und Heimatpflege. Im Jahre 1911 wurde durch seinen damaligen Besitzer,

Herrn Ferd. Scherf, ein großer Festsaal nebst verschiedenen kleineren Sälen angebaut. — Die Stadt Lennep erwarb im Jahre 1920 sämtliche Gebäude, um dieselben der bisherigen Bestimmung zu erhalten. Durch verschiedene Renovierungen des Hotels und der Wirtschaftsräume ist der Betrieb dem modernen Verkehr angepaßt worden. Der jetzige Inhaber, Herr Fritz Runkel, verwaltet seit 1920 als Pächter der Stadt Lennep das Unternehmen in eigener Regie.

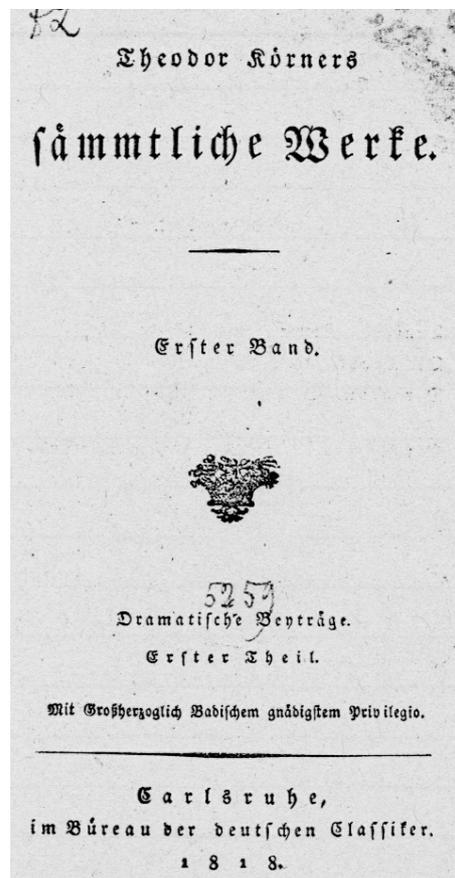
Hotel Berliner Hof in Lennep. Eine Anzeige aus dem Jahre 1925. Im traditionsreichen Berliner Hof tagte die Gesellschaft Concordia, die aus kleineren Kaufleuten und deren Angestellten bestand. Ohne sein Wissen wurde Albert Schmidt schon in jungen Jahren von wohlmeinenden Freunden zur Mitgliedschaft vorgeschlagen. Die geheime Abstimmung mit Kugeln (Ballotage) erbrachte jedoch dazu keine Mehrheit der Abstimmenden. Der Kandidat war als Maurer- und Zimmermeister nicht fein genug.

wie auch in der neuesten Zeit, Bauten ausführen, wenn er Maurer gewesen war und Unternehmungsgeist besaß. Der Maurer, Schleifermann, wie er in unserem Plattdeutsch genannt wurde, war meistens ein einfacher, ungebildeter Mann, der durch seine Arbeit mit viel Staub und Schmutz umzugehen hatte und danach gekleidet war. Er wurde trotz seiner Aufgabe, Gebäude aufzuführen, nicht recht geschätzt, um so mehr als er nicht imstande war, die Baupläne selbst anzufertigen, dabei mußten immer Baumeister und Architekten zu Hilfe genommen werden. Obwohl mein Vater schon durch die großen Bauten, die er ausgeführt hatte, und durch seinen lauterer Charakter eine geachtete Stellung im Ganzen eingenommen hatte, so machte er doch keinen Anspruch darauf, in den Kreisen der kleineren Kaufleute und Fabrikanten sowie ihrer Angestellten zu verkehren.

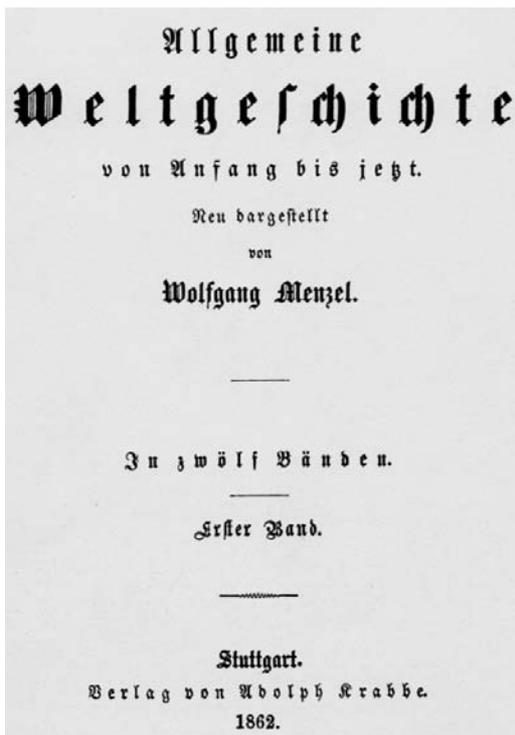
Ich hatte indessen durch meine vergleichsweise höhere Bildung andere Bedürfnisse, der Verkehr in Handwerkerkreisen genügte und befriedigte mich nicht. Ich glaubte berechtigt zu sein, auch in gesellschaftlicher Beziehung mit Menschen aus höheren Kreisen zu verkehren. Meine näheren Bekannten gleichen Alters waren ja derselben Ansicht, und ich wurde eines Tages in eine Gesellschaft Concordia, die im Berliner Hof tagte und aus kleineren Kaufleuten und ihren Angestellten und Agenten bestand, vorgeschlagen, aber nicht angenommen. Es war den Herren Hackenberg, von Pohlheim, Goldhorn und Genossen nicht zuzumuten, mit einem Schleifermann gesellschaftlich zu verkehren. Ich hatte von der Ballotage keine Ahnung gehabt und wurde erst durch meine Ablehnung mit derselben bekannt. Ich war empört und meinen Freunden sehr böse, daß sie mich ohne mein Wissen vorgeschlagen hatten, aber ich machte doch eine, wenn zwar bittere, Erfahrung. Mein ganzer Bildungsgang, vor allem die freie und wissenschaftliche Weltanschauung meiner Lehrer, dann die freie religiöse Anschauung meines Vaters, der jeden nach seiner Facon selig werden ließ, führte dazu, daß ich kein Mucker werden konnte. Ich las mit Vorliebe, neben allen möglichen Romanen, Schillersche Dramen und begeisterte mich für die Anschauungen Marquis Posas im Don Carlos, für Wilhelm Tell usw. Von den Klassikern las ich außer Schiller und Goethe mit Vorliebe Körner, Kleist, Seume, Börne und Heine, und zwar so gründlich, daß ich ganze Teile der Unterredung von Marquis Posa mit König Philipp, viele Lieder und Aussprüche Seumes und Heines auswendig hersagen konnte. Für natur-



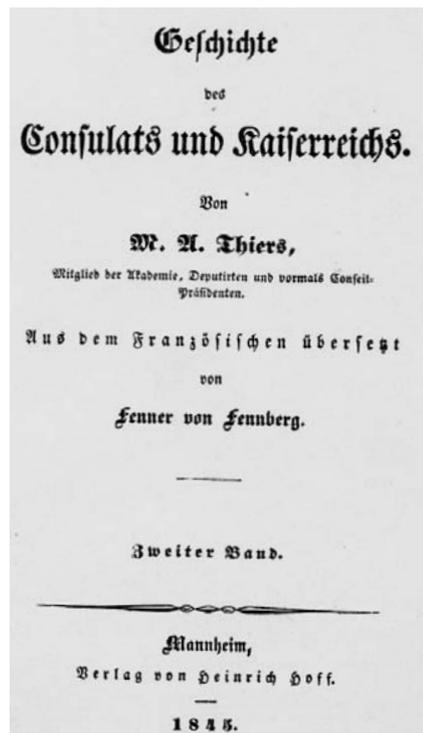
Literarische Interessen: J. G. Seume's Sämtliche Werke, Leipzig 1835.



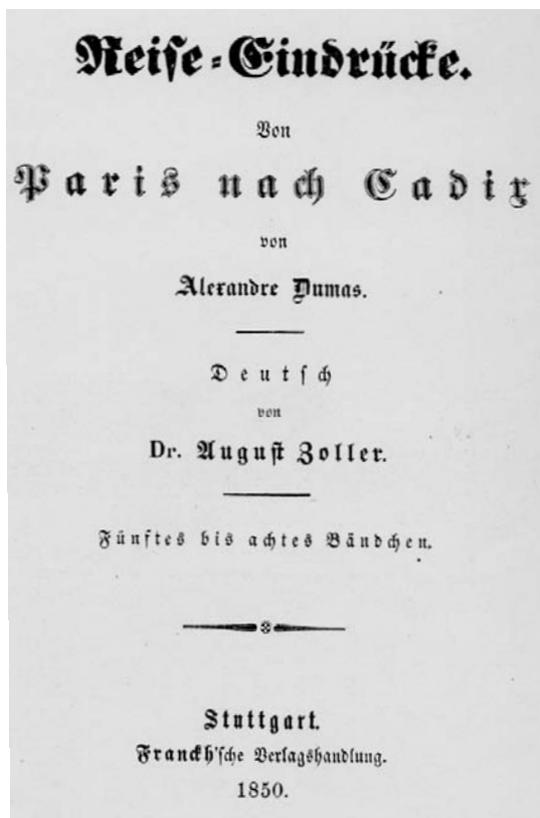
Literarische Interessen: Theodor Körners sämtliche Werke, Carlsruhe 1818. Exemplar in der Familie erhalten.



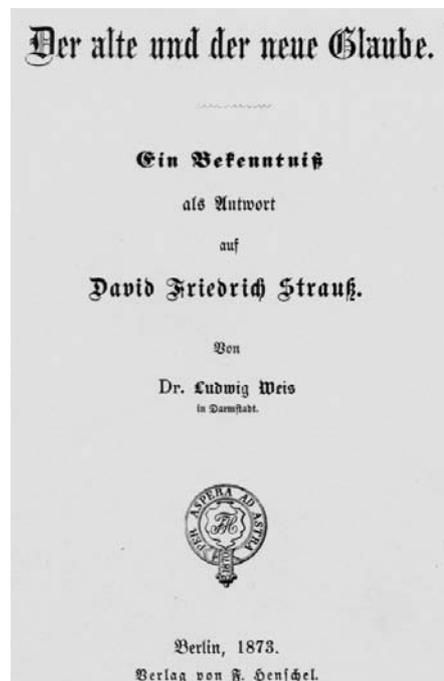
Historische Interessen: Wolfgang Menzel, Allgemeine Weltgeschichte, Stuttgart 1862, Albert Schmidts Exemplar in der Familie erhalten.



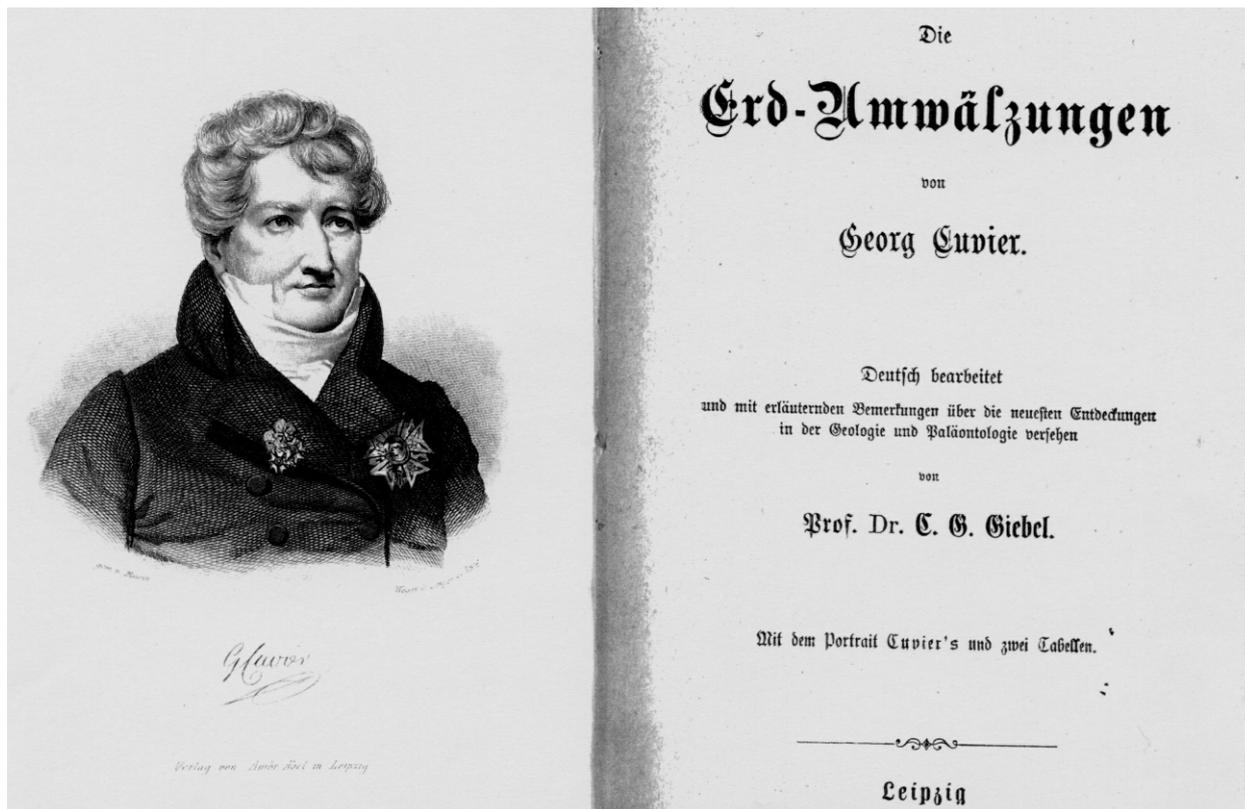
Historische Interessen: A. Thiers, Geschichte des Consulats und Kaiserreichs, dt. Ausg. Mannheim 1845, Albert Schmidts Exemplar in der Familie erhalten.



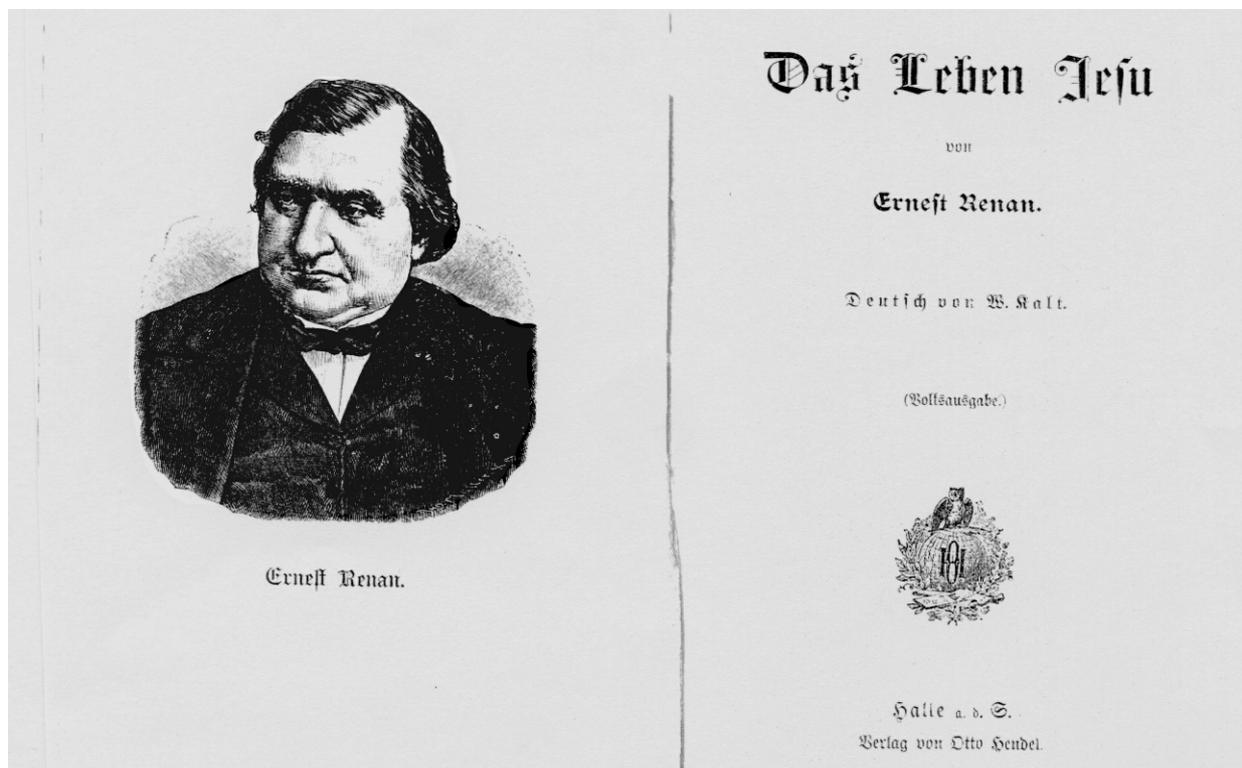
Historische Interessen: Alexandre Dumas, Reise-Eindrücke von Paris nach Cadix, dt. Ausg. Stuttgart 1850. Einzelne Bände in der Familie erhalten.



Historische Interessen: Ludwig Weis, Der alte und der neue Glaube, Ein Bekenntnis als Antwort auf David Friedrich Strauß, Berlin 1873. Exemplar in der Familie erhalten. Es handelt sich um eine theologische Entgegnung auf die Leben-Jesu-Schrift von Strauß, der in aufklärerischer Tradition u.a. an der historischen Existenz Jesu zweifelte. Sein Versuch, das Phänomen Jesus historisch-mythologisch zu erklären, kommt den Bemühungen Albert Schmidts, alles natürlich zu erklären, sehr entgegen.



Interesse für Geologie und Paläontologie: Georg Cuvier, *Die Erdumwälzungen*, dt. Ausgabe Leipzig, o.J., Exemplar in der Familie erhalten.



Historische Interessen: Ernest Renan, *Das Leben Jesu*, Deutsche Volksausgabe, Halle a. d. Saale, o. J., Exemplar in der Familie erhalten. Albert Schmidt interessierte sich wohl weniger für die Person Jesu als für die positivistische Aufarbeitung seines Lebens. Das Buch zählt zu den meist gelesenen und umstrittensten Werken des 19. Jahrhunderts, rief den Protest der Katholischen Kirche hervor und wurde auf den Index gesetzt. Obwohl selber evangelisch getauft und konfirmiert, kämpfte Albert Schmidt schon früh und Zeit seines Lebens gegen den Dogmatismus der Kirchen und alles übernatürlich Erscheinende.

wissenschaftliche Bücher hatte ich eine besondere Vorliebe und besonders Otto Ules »Wunder der Sternwelt« hat durch seine begeisterten Schilderungen des Himmels und seiner Erscheinungen einen großen Einfluß auf mich ausgeübt. Außerdem hielt ich die naturwissenschaftliche Monatsschrift »Die Gaea« vom Anfang ihres Erscheinens vom Jahre 1864 an bis zu ihrer Umwandlung in die Zeitschrift »Die Naturwissenschaften«, welche ich bis zum 1. April 1922 gehalten habe. Weil ich kein Heft weglegte, bevor ich es gelesen hatte, konnte ich mich in vielen naturwissenschaftlichen Fragen unterrichten und blieb in Bezug auf die Fortschritte der Naturwissenschaften auf dem Laufenden.

In Lennep wurde in den sechziger Jahren fast nichts gebaut, meine Baustellen lagen alle an der Wupper. Wenn ich dann abends nach Hause kam, hatte ich wirklichen Feierabend und konnte mich ungestört mit naturwissenschaftlichen Studien beschäftigen. Ich lernte die Sternbilder kennen, beobachtete alle mir erreichbaren Himmelserscheinungen wie Sternschnuppen und Nordlichter, suchte mich mit Berechnungen der Ephemeriden der Planeten vertraut zu machen, berechnete deren Stellung für ein Jahr, um sie am Himmel aufsuchen zu können.

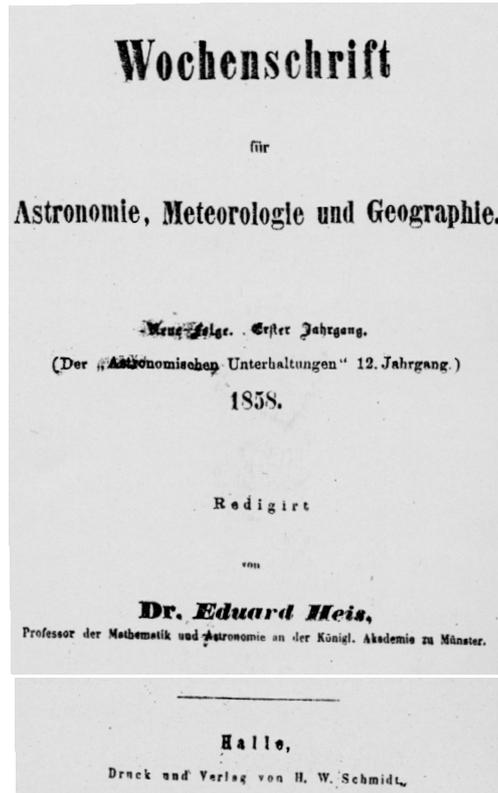
Ich kaufte mir damals ein astronomisches Fernrohr mit Ringmikrometer und 30–90maliger Vergrößerung, so daß ich im Stande war, viele sehr schöne und interessante Himmelsobjekte damit zu beobachten. Wenn ich abends mit meinem Fernrohr auf den Berg stieg, von dem ich einen freien Umblick über das ganze Himmelsgewölbe hatte, dann versank die ganze materielle Welt um mich her. Denn es gab wundervolle Abende, die man nur mit Entzücken betrachten konnte, wenn die Landschaft sich durch einen eigentümlichen Duft verschleiert und der Geist sich allmählich von allen irdischen Dingen frei fühlt, wenn das Auge unwillkürlich zum Himmel aufschaut, um dort gefesselt zu werden durch den Anblick des prächtigen Teppichs von glänzenden und funkelnden Lichttropfen, auf dunklem oder phosphoreszierendem Hintergrunde.

Bei dem Anblick des Sternenhimmels erfaßt uns unwillkürlich die Sehnsucht, die Rätsel desselben zu lösen, man möchte sich den Flügeln des Gedankens anvertrauen, um durch sie in jene zauberischen Welten getragen zu werden. Denn nur der Gedanke kann uns die unbegreiflichen Entfernungen durchmessen lassen, jede andere Geschwindigkeit versagt, da ja das Licht mit einer Geschwindigkeit von 300 000 km in der Sekunde Tausende von Jahren nötig hat, um vom entferntesten noch sichtbaren Nebelfleck zu uns zu gelangen. Wenn selbst der Lichtstrahl erlahmt und uns im Stiche läßt, dann tritt der Gedanke, d.h. der wissenschaftliche Gedanke in sein Recht, der sich auf Zahlen stützt und durch Schlüsse eindringt in Tiefen, welche den Augen verborgen bleiben. Wenn ich in Gedanken Phantastereien ins Weltall unternahm und mich dann mit Beobachtungen der mir erreichbaren Himmelsobjekte beschäftigte, so fühlte ich mich glücklich. Ich wurde aber auch abgehalten von Unterhaltungen, die einen weniger idealen Hintergrund hatten. Ich wurde zwar häufig als Sonderling betrachtet, hatte aber doch manchen Besuch von Bekannten, die durch meine Begeisterung für die Himmelserscheinungen neugierig geworden waren. Einzelne Beobachtungen der damaligen Zeit wurden in der astronomischen Wochenschrift, welche von Professor Ed. Heis in Münster herausgegeben wurde, veröffentlicht und zu Höhenberechnungen von Sternschnuppen und Nordlichtstrahlen benutzt, indem die genauen Aufzeichnungen der Positionen am Himmel, mit gleichzeitig in Münster gemachten Beobachtungen derselben Objekte, unter Zugrundelegung der Entfernung von Lennep und Münster, zu Dreiecksberechnungen verwertet wurden, aus denen die Höhe der Objekte über der Erdoberfläche hervorging.

Dann waren die Werke von Darwin »Über die Entstehung der Arten« und die »Schöpfungsgeschichte« von Hückel erschienen, die von mir mit großem Interesse gelesen wurden. Ich war im Jahre 1869 schon überzeugter Anhänger der Entwicklungstheorie und bin in meinen damaligen Anschauungen über die Entstehung und Entwicklung der Welt und aller ihrer Erscheinungen nicht wankend geworden bis zum heutigen Tage, trotz aller Anfeindungen der Reaktionäre, Junker und Pfaffen, denen durch die Entwicklungstheorie jede Berechtigung zu ihren Vorrechten und Privilegien genommen und untergraben wurden. Wenn ich sah, wie auch bei uns häufig die minderbegünstigten Menschen bedrängt wurden, dann habe ich häufig den Ausspruch Seumes zitiert, als er Zeuge davon war, daß ein Junker über das Trottoir ritt und eine alte Frau in den Graben trieb: »So reite nur verdammte Gnade – Reit und wirf herab vom Pfade – Daß dich mit stinkendem Geleite – Einst Moloch in die Hölle reite.« Ernst Hückel habe ich immer verehrt und die meisten seiner Schriften studiert. Am 14. Februar 1919 habe ich ihm zum 85ten Geburtstage gratuliert und darauf seine Antwortkarte mit Bild erhalten. Ich schrieb ihm damals: »Seit dem Studium Ihrer natürlichen Schöpfungsgeschichte im Jahre 1869 bin ich ein begeisterter Anhänger der Entwicklungstheorie und habe Sie allen Gegenströmungen gegenüber immer hochgehalten!«



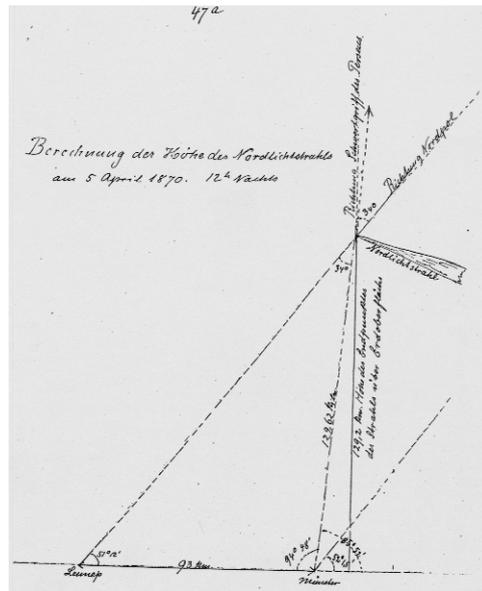
»Außerdem hielt ich die Zeitschrift »Gaea« vom Anfang ihres Erscheinens 1864 bis zu ihrer Umwandlung in die Zeitschrift »Die Naturwissenschaften«, welche ich bis zum 1. April 1922 gehalten habe«. Ein Enkel Albert Schmidts erinnert sich, daß zehn Jahre später nach dessen Tode derartige Zeitschriftensammlungen im Garten verbrannt wurden. Die nachfolgende Generation hatte andere Interessen und Probleme.



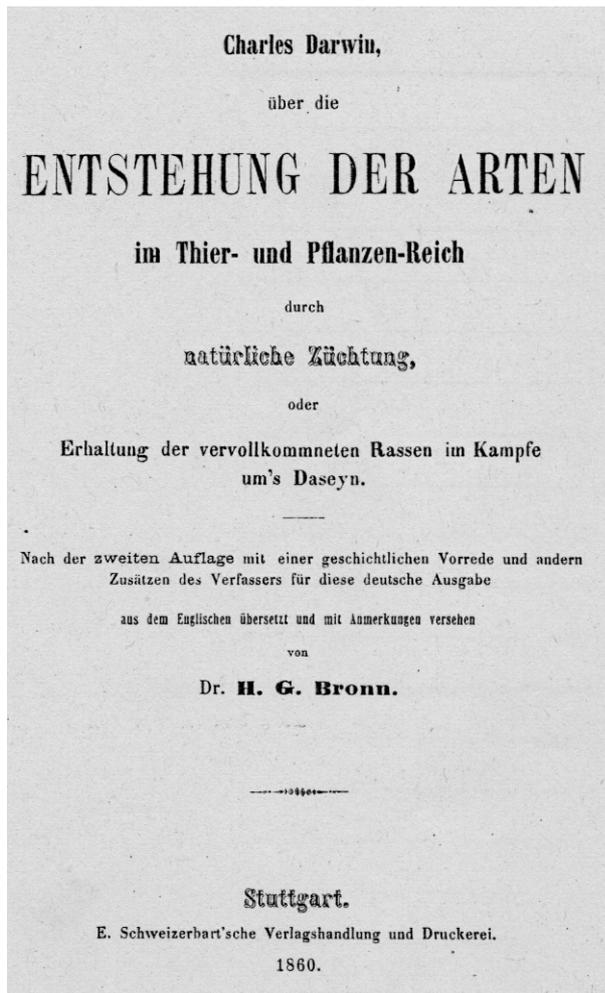
Die astronomische Wochenschrift von Professor Heis in Münster: Albert Schmidts Hauptbeschäftigung in der Freizeit waren Astronomie und Meteorologie. Er schreibt: »Einzelne Beobachtungen der damaligen Zeit wurden in der astronomischen Wochenschrift, welche von Prof. Heis in Münster herausgegeben wurde, veröffentlicht und zu Höhenberechnungen von Sternschnuppen und Nordlichtstrahlen benutzt, indem die genauen Aufzeichnungen der Positionen am Himmel, mit gleichzeitig in Münster gemachten Beobachtungen derselben Objekte, unter Zugrundelegung der Entfernung von Lennep, zu Dreiecksberechnungen verwertet wurden, aus denen die Höhe der Objekte über der Erdoberfläche hervorging«.



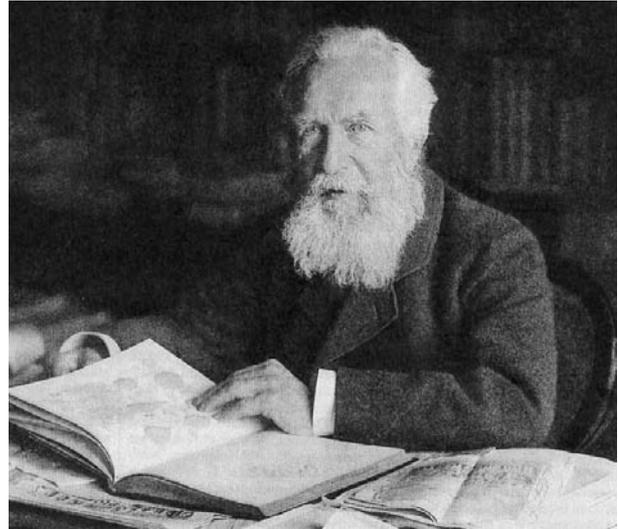
Dieses Fernrohr benutzte Albert Schmidt für seine Himmelsbeobachtungen, manchmal allerdings auch für bautechnische Zwecke. Fernrohr und Foto: Privatbesitz.



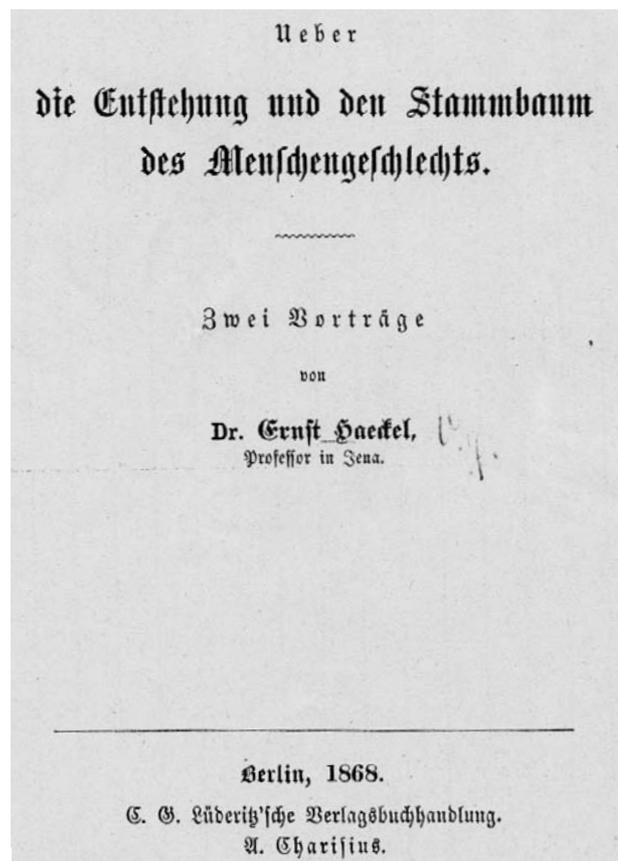
Albert Schmidt: Berechnung der Höhe des Nordlichtstrahls am 5. April 1870, 12 Uhr nachts. Zeichnung aus den Lebenserinnerungen.



Charles Darwin: »Über die Entstehung der Arten...«. »ich war im Jahre 1869 schon überzeugter Anhänger der Entwicklungstheorie...trotz aller Anfeindungen der Reaktionäre, Junker und Pfaffen« schrieb Albert Schmidt in seinen Lebenserinnerungen.



Ernst Haeckel (1834-1919), Professor für Morphologie und der bedeutendste Vertreter der Evolutionstheorie in Deutschland strebte nach einer einheitlichen Naturdeutung und erfahrungsbegründeten Reform der biologischen Naturwissenschaften. Seine populär formulierten Ansichten nahmen den Charakter einer ersatzreligiösen Weltanschauung an und wurden kontrovers diskutiert. So manche Überzeugung Albert Schmidts konnte sich an den Schriften Haeckels festmachen.



Ernst Haeckel, Ueber die Entstehung und den Stammbaum des Menschengeschlechts, Berlin 1868. Aus Verehrung schrieb Albert Schmidt Ernst Haeckel zum 85. Geburtstag im Jahre 1919: »Seit dem Studium Ihrer natürlichen Schöpfungsgeschichte ...bin ich ein begeisterter Anhänger der Entwicklungstheorie...«. Besonders schätzte er auch Haeckels späte populäre Schrift »Die Welträtsel« (1899).

Ende des Jahres 1868 wurde der Allgemeine Bürger- und Bildungsverein von liberalen Bürgern unserer Stadt gegründet. Ich durfte dabei natürlich nicht fehlen und habe gleich im ersten Winter schon einen Vortrag gehalten »Über die Winde und ihre Entstehung«. Es war das ein Thema, welches ich durch meine meteorologischen Beobachtungen und Studien gut beherrschte, welche ich neben den astronomischen Studien schon seit Jahren betrieben hatte. Es war mir natürlich bei meinem Sprachfehler, den ich durch eifrige Bemühungen soviel wie möglich unterdrückt hatte, und der dadurch entstandenen Befangenheit nicht möglich, frei zu sprechen. Ich mußte die Ausarbeitungen vorlesen, wie es allgemein geschah. In späteren Jahren habe ich gelegentlich noch folgende Vorträge gehalten: »Die Sonne«, »Über die natürliche Entstehung und Entwicklung der Welt«, »Enthalten die Himmelskörper dieselben Grundstoffe«, »Die Sternwelt und ihre Bewohnbarkeit«, »Mein Ausflug in den Himmelsraum mit Lichtbildern«, »Unsere unsichtbaren Feinde und ihre Bekämpfung, Bakterien usw. mit Lichtbildern«, »Der Kreislauf des Wassers in der Natur mit Lichtbildern«, »Die geologische Entwicklung der Erde mit Lichtbildern«.

Am 1. Januar 1870 wurde ich Vorstandsmitglied und Kassierer des Vereins, ersteres bin ich heute noch und letzteres bis 1910 geblieben. Beim 50jährigen Stiftungsfest des Allgemeinen Bürgervereins im Jahre 1919 wurde ich zum Ehrenvorsitzenden ernannt und erhielt eine schön gemalte Widmung. In den ersten Jahren, solange der Kulturkampf dauerte, hatten wir immer genügende Einnahmen, da wir gleichzeitig die Überschüsse der Kasse des Deutschen Vereins übernehmen konnten, der gegründet wurde, um den Kampf gegen Rom und den Ultramontanismus aufzunehmen. Als der Kulturkampf aufhörte, löste sich auch dieser Verein auf und wir waren wieder auf unsere eigenen Mitgliedsbeiträge angewiesen. In den achtziger Jahren hatte das Interesse für den Verein erheblich nachgelassen, die Mitgliederzahl war gesunken und wir konnten mit unseren Einnahmen die teurer gewordenen Vorträge des Winterhalbjahres nicht mehr decken. Da ich mich indessen für die Erhaltung des Vereins sehr interessierte, so habe ich die Fehlbeträge aus meiner Kasse hinzu gelegt und es so fertig gebracht, den Verein zu erhalten. In den letzten Jahren hat das Interesse für den Verein wieder zugenommen, so daß es jetzt gelingt, mit den Beiträgen auszukommen.

Über 50 Jahre im Dienste der Volksbildung. Welche Fülle von Erinnerungen an diese langjährige Tätigkeit bewegt das Gemüt, da in dieser Zeit über 500 Vorträge gehalten wurden, aus allen Gebieten der Wissenschaft, der Kunst, der Geschichte und der Kulturgeschichte.

Die von Anfang an gegründete Volksbibliothek ist angewachsen zu mehreren 1000 Bänden, sie ist immer viel benutzt worden und hat für Bildung und Aufklärung in den Kreisen des sie benutzenden Volkes segensreich gewirkt, sie ist jetzt von der Stadt übernommen worden.

Die Mitwirkung an den Bestrebungen des Vereins, Bildung und Aufklärung in allen Schichten der Bevölkerung zu verbreiten, war für mich ein großer Genuß und ich habe alles getan, was in meinen Kräften stand, den Verein zu erhalten und zu fördern. Um die Vereinskasse aufzubessern, habe ich ein kleines Werk »Über die Entwicklung der Lennep Wasserleitung und die Talsperrenbauten« verfaßt und für eine Mark für die Vereinskasse verkauft, dasselbe hat über 100,- Mark eingebracht. Der Rest der Bücher wurde später zu Prämien für die besten Schüler der Volksschulen verwendet.

Über die Vorträge, welche ich im Allgemeinen Bürgerverein gehalten habe, gebe ich in Nachfolgendem die Rezension, welche im Kreisblatt veröffentlicht wurde und zwar im Winter 1874/75 über den Vortrag »Über die natürliche Entstehung und Entwicklung der Welt«. In der Einleitung des Vortrages wurde darauf hingewiesen, wie das Studium der Naturwissenschaften den Aberglauben aus den Köpfen der Menschen verbanne. Es wurde der Unterschied entwickelt zwischen dem naturwissenschaftlichen und sittlichen Materialismus, wie der erstere weiter nichts behauptete, als daß alles auf der Welt mit natürlichen Dingen zugeht, während der zweite nur in dem materiellen Sinnengenuß die höchste Befriedigung des Lebens finde. Auf das eigentliche Thema übergehend, wurde an Hand der Kant-Laplaceschen Theorie gezeigt, wie aus dem kosmischen Urnebel, den Weltatomen, durch Ballung, Verdichtung und Rotation die einzelnen Weltkörper entstanden, wie durch weitere Abkühlung und Entstehung fester Erdrinden das Wasser sich aus der Atmosphäre niederschlagen konnte, um fortan durch Abschlepfung und Nivellierung der Reaktion des feuerflüssigen Erdinnern auf die Oberfläche entgegenzuwirken. Wie durch die Einwirkung beider Kräfte die verschiedenen Schichtensysteme der Erdrinde entstanden, in welchen durch die in denselben enthaltenen Versteinerungen, Überreste des organischen Lebens der Vorzeit, Zeugnis ablegten von der allmählichen Entwicklung des Tier- und Pflanzenlebens, aus den denkbar einfachsten Organismen bis zu den vollkommensten Geschöpfen. Es wurde dann darauf hingewiesen, daß Darwin und Häckel versucht haben, in ihren Hypothesen die natürliche Entstehung und Entwicklung des organischen Lebens bis zum Menschen hinauf zu erklären, da selbst der Menscheng Geist sich im Laufe der Zeit zur heutigen Höhe

entwickelt habe. Der Schluß des Vortrages gipfelte in dem Gedanken, daß das Studium der Natur zur höheren Erkenntnis führe und das diese Erkenntnis veredelnd und vervollkommend auf die Menschheit wirken werde, den sittlichen Zustand derselben erhöhe und so das künftige edlere Menschentum vorbereite.

Der Wuppertaler Dichter Emil Rittershaus hatte bei Gründung des Bürgervereins einen Vortrag über Freimaurerei gehalten und die idealen Bestrebungen der Freimaurer gebührend verherrlicht. Einige meiner Freunde und Bekannten waren dem Orden beigetreten, so daß ich mich veranlaßt fühlte, mich im Jahre 1873 ebenfalls in die Loge Lessing in Barmen aufnehmen zu lassen. Die idealen Bestrebungen des Ordens in der Ausübung der echten wahren Freundschaft und Brüderlichkeit untereinander waren mir äußerst sympathisch. Die Forderung, daß die Brüder sich gegenseitig helfen und trösten sollen, wenn das Schicksal sie hart mitgenommen hatte, oder sie im Kampf ums Dasein zu unterliegen drohten, daß sie Duldung und Gewissensfreiheit hegen und pflegen, daß sie Menschenliebe in der weitesten Bedeutung üben sollen, war so recht nach meinem Herzen. Die Brüder sollen den Armen und Schwachen beistehen in selbstloser Liebe und Humanität, Bildung und Gesittung in die weitesten Kreise tragen helfen.

Nachdem ich einige Jahre an der Logenarbeit und an den Sitzungen des Lenneper Logenkränzchens teilgenommen hatte und auch einige Vorträge in demselben gehalten hatte, war ich etwas enttäuscht. Ich stellte mir die Frage: Was tun wir und was haben wir getan, die idealen Bestrebungen zu verwirklichen? Ich mußte mir sagen, die Vorträge sind ja recht schön, aber was geschieht zur Förderung des allgemeinen Wohls? Ich fand, daß herzlich wenig in der praktischen Förderung des Wohles der Menschheit geleistet wurde, daß man wohl meistens schöne Worte hatte, aber daß wenig geschieht, die idealen Bestrebungen des Ordens in der Praxis zur Geltung zu bringen. Da nun auch verschiedene Mitglieder des Kränzchens die Prinzipien des Ordens im profanen Leben durchaus nicht hoch hielten und im Gegenteil rücksichtslose Geschäftsleute waren, einer der schlimmsten äußerte im Kränzchen, sein geschäftlicher Weg ginge über Leichen, da trat ich aus dem Orden aus. Ich halte die Prinzipien der Freimaurerei hoch, aber ich fand es zu schwierig, mit den Mitgliedern des Ordens zu verkehren, es liegt vielleicht nur an der damaligen Zusammensetzung des Kränzchens, wenn sie anders gewesen wäre, würde ich es vielleicht ausgehalten haben.

Die langjährige Beschäftigung mit Naturbeobachtungen und das Studium aller mir zugänglichen naturwissenschaftlichen Schriften veranlaßten, daß meine Weltanschauung eine naturwissenschaftliche Grundlage haben mußte. Die Anschauung, daß es im ganzen Universum, soweit es der Lichtstrahl oder der Gedankenflug zu durchdringen vermag, immer nur nach Naturgesetzen zugeht, daß es keine Wirkungen ohne Ursachen gibt, mußte jeden Wunderglauben verscheuchen, der Wirkungen ohne Ursache erzeugen sollte. Meine Ansicht befestigte sich immer mehr, daß aller Aberglaube aus den Köpfen der Menschen verbannt werden müsse, daß es endlich einmal Licht werde, daß jenen finsternen Mächten, die einen großen Teil der Menschen leider noch immer durch den Glauben an ihren Wahn beherrschen, aller Boden durch die Naturwissenschaft entzogen werden muß. Denn Glauben und Wissenschaft schließen einander vollständig aus. Wo der Glaube anfängt, da hört die Wissenschaft auf, wie es mir Meunier in der Schule schon beigebracht hatte.

Wir stellen über die Gesamtheit aller uns erkennbaren Erscheinungen das Kausalgesetz oder das Gesetz von dem notwendigen Zusammenhang von Ursache und Wirkung. Dieses Kausalgesetz und das von Mayer in Heilbronn entdeckte Gesetz von der Erhaltung der Kraft, welches besagt, daß jede Bewegung sich umsetzt in Wärme und Wärme in Bewegung, daß jedes Stoffatom und seine Bewegung von Uranfang an vorhanden ist, es kann seinen Platz und seine Form verändern, aber es kann nicht verschwinden, haben der Naturanschauung eine wissenschaftliche Grundlage gegeben. Wir verwerfen deshalb entschieden jeden Wunderglauben und jede wie immer geartete Vorstellung von übernatürlichen Vorgängen. Es gibt daher in dem ganzen Gebiete der menschlichen Erkenntnis nirgends mehr Metaphysik, sondern nur Physik. Der unzertrennliche Zusammenhang von Stoff, Form und Kraft ist für uns selbstverständlich. Die wissenschaftliche Erfahrung hat uns noch keine Kräfte kennen gelehrt, welche der materiellen Grundlage entbehren und keine geistige Welt, welche außer der Natur und über der Natur stünde. In der anorganischen Naturwissenschaft, Physik, Chemie, Mineralogie und Geologie ist dieser Grundsatz allgemein anerkannt, nur in der organischen Lebenswelt glaubte man noch immer an eine vom Körper getrennten Seele, welche für sich nach dem Tode weiter leben würde.

Doch ist denn die Seele, das Geistige, vom Körper zu trennen? Hat man jemals etwas Geistiges feststellen können, welches nicht mit dem Körper verbunden war? Findet man nicht vielmehr, daß der Geist immer mit dem Körper verbunden ist? Schon Goethe sagte: »Die Materie kann nie ohne Geist, der Geist nie ohne

Materie existieren und wirksam sein.« In unzertrennlicher Verbindung mit dem Körper hat auch der Geist des Menschen alle jenen langsamen Stufen der Entwicklung, alle jene einzelnen Schritte der Vervollkommnung durchmachen müssen, welche dazu gehören, sich von einem einfachen Eiweißklümpchen zum heutigen Menschen heranzubilden.

Allerdings pflegte gerade diese Vorstellung bei den meisten Menschen den größten Anstoß zu erregen, weil sie am meisten den hergebrachten mythologischen Anschauungen und den durch das Alter von Jahrtausenden geheiligten Vorurteilen widerspricht. Allein ebenso gut wie alle anderen Funktionen der Organismen muß auch notwendig die Menschenseele sich historisch entwickelt haben, und es kann diese Entwicklung nur als eine stufenweise Hervorbildung aus der Tierseele gedacht werden, als eine allmähliche Vervollkommnung, welche erst im Laufe vieler Jahrtausende zu dem herrlichen Triumph des Menschengeistes über seine niederen tierischen Ahnenstufen geführt hat. Als die höchste Leistung des menschlichen Geistes muß die vollkommene Erkenntnis des entwickelten Menschenbewußtseins erkannt werden. Ebenso wie es möglich ist, durch chemische Beeinflussung unserer Ganglienzellen das Bewußtsein umzuwandeln und auszulöschen, so muß auch durch chemische Veränderungen der Zellen unser Bewußtsein verursacht werden können. Der menschliche Geist und die Bewußtseinserscheinung, die wir Seele nennen, ist also als chemisch anzusehen, physikalische Wirkung des lebendigen Organismus. Es ist Physik und nicht Metaphysik.

Die fortschreitende Selbsterkenntnis wird auch die Menschheit als Ganzes, durch die Erkenntnis ihres wahren Ursprungs und ihrer wirklichen Stellung in der Natur auf eine höhere Stufe der moralischen Vollendung leiten, es wird sich eine einfache Naturreligion, welche sich auf das klare Wissen von Natur und ihrem unerschöpflichen Offenbarungsschatz gründet, herausbilden, die veredelnd und vervollkommnend auf den Entwicklungsgang der Menschheit einwirkt. Die chemisch-physikalischen Kräfte, die in unserem Gehirn wirken und uns im Bewußtsein als Geist und Seele erkennbar werden, zu erforschen, dies wird vielleicht noch lange nicht erreicht werden können, wir betrachten sie vorläufig noch als Welträtsel. Alle organischen Körper, Pflanzen, Tiere, Menschen sind Anhäufungen und Zusammensetzungen von Zellen winziger Größe, die aus Plasma, Eiweiß usw. bestehen. Es ist eine chemische Verbindung mit Kohlenstoff und Wasserstoff, Sauerstoff, Stickstoff, Schwefel und Phosphor im sogenannten gequollenen Zustande. Es sind also alles unorganische Moleküle, die miteinander verbunden sind, aber das Eigentümliche ist, sie sind lebendig, sie wachsen, vermehren und entwickeln sich. Zu den unorganischen Stoffen mußte also noch etwas hinzutreten, was sie lebendig und entwicklungsfähig macht.

Dieses Lebendigwerden der unorganischen Materie ist eines der großen Welträtsel, die sehr schwer zu lösen sind. Es liegt nahe, daran zu denken, daß das Geheimnisvolle, Unergründliche, was wir Seele nennen, eine Wirkung, eine Bewegung der Atome dieses lebendigmachenden Etwas ist. Jedenfalls ist auch hier das Kausalgesetz, keine Wirkung ohne Ursache, maßgebend, es ist auch hier keine Metaphysik, sondern Physik. Die Hypothese von Arrhenius spricht von lebendigen Formen, die von Ewigkeit her im Weltraum vorhanden sind und sich dann entwickeln, wenn irgendwo ein Körper entstanden ist, sozusagen eine Ackerkrume, in welcher die Entwicklung möglich ist. Die Errungenschaften der neueren Physik lehren uns, daß alle Stoffe zusammengesetzt sind aus unendlich kleinen Teilen, den Molekülen. Aber diese Moleküle sind auch wieder zusammengesetzt aus noch kleineren Teilen, den Atomen. Jeder der früheren bekannten Grundstoffe, Metalle, Erden, Gase hat Moleküle mit verschiedenen Atomen, das Hinzutreten eines neuen Atomes zu einem Molekül erzeugt wieder einen ganz anderen Stoff. Ein solches unbegreiflich kleines Atom ist aber immer noch nicht der eigentliche Grundstoff, aus welchem die materielle Welt zusammengesetzt ist, es besteht aus sogenannten Elektronen, die im Innern eines Atomes in großer Geschwindigkeit um einen positiven elektrischen Kern kreisen und sich in einem labilen Gleichgewichtszustand befinden.

Der Mensch ist nur eine zeitweilige Erscheinung in der Natur, der sich wie alles andere fortwährend entwickelt und umwandelt. Es ist nicht wahrscheinlich, daß der Menscheng Geist sich jemals soweit entwickeln wird, daß er imstande ist, die Natur vollständig zu erforschen, daß er das ganze unendliche Gebäude überschaut. Kant sagt mit Recht, der Mensch kann alles Bestehende nur insoweit erkennen, oder in sich zum Bewußtsein bringen, wie er es durch seine Sinnlichkeit wahrnehmen kann. Wenn also etwas in der Welt existiert, das über seine Aufnahmefähigkeit geht, so muß es für ihn immer unerkennbar bleiben. Das Ding an sich, wie es in Wirklichkeit ist, bleibt dem Menschen vielleicht unergründlich. Das Menschengeschlecht bildet einen augenblicklichen Zustand im organischen Leben auf dem sich zufällig dazu eignenden Planeten. Dieser Zustand kann nach menschlichem Verständnis noch sehr lange dauern und immer höher entwickelte Geschöpfe hervorbringen. Aber eine ewige Dauer ist nicht wahrscheinlich, mit der kosmischen

Entwicklung des Sonnensystems verschwindet die Erde als solche und wird wieder in die Uratome aufgelöst, mit ihr auch die Krone der Schöpfung, der Mensch, Wenn ein Komet mit der Erde zusammenstößt, der eine etwas größere Konsistenz hat, wie der Halleysche, so ist mit einem Mal die ganze Herrlichkeit vorüber und der Mensch mit allen seinen Gedanken und Fantasien wird aufgelöst in seine Atome.

Diese Katastrophe ist aber in der unendlichen Natur nichts, von gar keiner Bedeutung. Auf dem nächsten Stern, der vielleicht auch bewohnte Planeten hat, hat man weder eine Ahnung von der Existenz der Erde mit allen ihren Organismen, noch merkt man deren Auflösung durch eine Katastrophe. Der Mensch hat deshalb Ursache, sich zu bescheiden und sich als ein unendlich einzelner unbedeutender Teil des Ganzen zu betrachten. Der Körper und Geist des Menschen ist unsterblich, er existiert auch nach dem Tode, wenn auch in anderer Weise weiter. Der Körper zersetzt sich und nimmt andere Formen an und mit ihm die geistige Kraft, aber vernichtet kann nichts werden. Es ist von Ewigkeit her vorhanden und wird auch ewig bestehen.

Der Mensch der fühlt, daß die einzelnen Funktionen seines Körpers sich so verändern, daß er bald an seine Auflösung denken muß, möchte sein Bewußtsein, seinen Geist gerne ablösen von den sich in Auflösung befindlichen Körperatomen, es ist ihm ein untröstlicher Gedanke, daß nun sein Bewußtsein für immer verschwinden und in Millionen Atome aufgelöst sein soll. Es haben deshalb die verschiedenen Religionen so großen Einfluß auf die Menschen, weil sie in ihren Dogmen eine Verheißung enthalten, daß die Seele von ihrem Zusammenhang mit dem Körper durch den Tod gelöst und für sich mit Bewußtsein behaftet weiter bestehen bleibt. Es würde dadurch eine allmähliche Umwandlung der Welt entstehen oder schon entstanden sein, indem die Körperatome als tote Materie und die Seele ohne Masse, aber als bewegtes Etwas bestehen bleiben. Kann man sich aber eine Bewegung vorstellen ohne Masse? Die Ortsveränderung der körperlichen Massenteilchen ist ja die Bewegung. Die Seele, die Gedanken, das Bewußtsein sind Bewegungen unserer Gehirnatome. Wenn der Körper geschädigt wird, so verliert auch der Geist an Kraft, es erlahmt auch die geistige Tätigkeit. Wir wissen, daß das Nervensystem den ganzen Körper durchdringt und daß das Gehirn der Zentralpunkt desselben ist. Eine Beschädigung des Gehirns hat ein Versagen, ja Absterben der geistigen Tätigkeit zur Folge. Eine geistige Tätigkeit, ein Bewußtsein ohne Materie haben wir noch niemals wahrnehmen können.

Alle diese Erwägungen haben mich zu der Weltanschauung geführt, die die Natur zur alleinigen Grundlage hat. Über sie möchte ich mit Goethe aus seinem Hymnus an die Natur sagen: »Wir sind von ihr umgeben und umschlungen, unvermögend aus ihr herauszutreten und unvermögend, tiefer in sie hineinzukommen. Ungebeten und ungewarnt nimmt sie uns in den Kreislauf ihres Tanzes auf und treibt uns mit sich fort, bis wir ermüdet sind und ihrem Arm entfallen.« Mein Ideal ist die Wissenschaft, d.h. die vernunftgemäße Erfahrung, die auf der logischen wissenschaftlichen Denkmethode beruht. Kultur ist unbegrenzt fruchtbare Arbeit, ihr Ziel ist hochkultiviertes Menschentum.

Lokalerlebnisse und Naturbeobachtungen: Erinnerungen eines Fünfundachtzigjährigen

Bevor wir den irdischen Staub abschütteln und selbst zu Staub werden, sollen wir Alten noch vorher berichten, wie es früher in der Heimat ausgesehen hat, und was damals das Interesse der Bewohner vorzugsweise berührte. Das Bild der heimatlichen Gefilde verändert sich ja fortwährend: »Das Alte stürzt und neues Leben wächst aus den Ruinen.« Es wurden hervorragende Werke geschaffen, häufig an Stellen, wo auch vorher etwas vorhanden war, das zu seiner Zeit von Bedeutung war. Die Bedeutung und mit ihr der Wert des Alten war vergangen, es mußte der neuen Zeit mit ihren anders gearteten Bedürfnissen Platz machen. Die Verwaltungen der Städte und Gemeinden mußten sich den fortschreitenden Ergebnissen der wissenschaftlichen und technischen Forschung anpassen, sie mußten Werke der Hygiene und der Volkswohlfahrt schaffen. Wie in der ganzen Natur, so kann auch in der menschlichen Gemeinschaft nichts stille stehen, alles fließt und entwickelt sich, und es entstehen immer wieder neue Gestalten. Für den Erforscher der kulturellen Entwicklung der Menschheit oder im engeren Sinne den Geschichtsforscher der Heimat wird es allerdings von Wert sein, wenn er von Augenzeugen hört, wie der Boden, die natürliche ursprüngliche Gestalt der Heimat ausgesehen hat, bevor sie durch neue Kulturanlagen vollständig verändert, ja häufig für immer verschwunden ist.

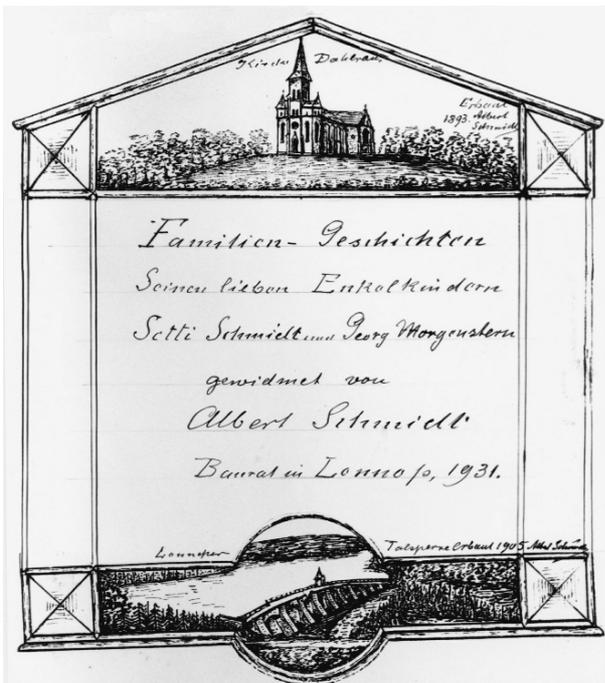
Gleich zu Beginn möchte ich betonen, daß ich niemals etwas erlebt habe, was sich nicht auf natürliche Weise erklären ließ. Geister und dergleichen sind mir niemals erschienen, den Spiritisten und Okkultisten kann ich von keinen Erfahrungen berichten. Der einzige Geist, der mir erschienen ist, war keiner. Es war der Brunnenmacher Heß, dem sein Anwesen am Wiedenhof an der Schwelmerstraße, subhastiert, d.h. versteigert werden sollte, und der abends, einen großen Leichenmantel umgehängt, um sein Grundstück geisterte, um Käufer abzuschrecken, weil es dort spuken sollte.

Als elfjähriger Junge kam ich mit meinem Vater eines Abends von der Baustelle in Dahlerau, und wir begegneten dem schwarzen Riesen auf der Schwelmerstraße, als er vor uns die Straße durchquerte. Mein Vater sagte zu ihm: »Guten Abend Heß!« Der Geist machte sich fort und unser Freund Karl kaufte das Anwesen. Aber wenn auch die kritische Vernunft manches beseitigt hat, was man vorher glaubte, so kann man doch mit Goethe sagen: »Was nicht als Beweis gilt, soll uns als Gefühl gelten. Sollten wir in Blitz, Donner und Sturm nicht die Nähe einer übergewaltigen Macht, in Blütenduft und lauem Luftsäuseln nicht ein liebevoll sich näherndes Wesen empfinden dürfen?«

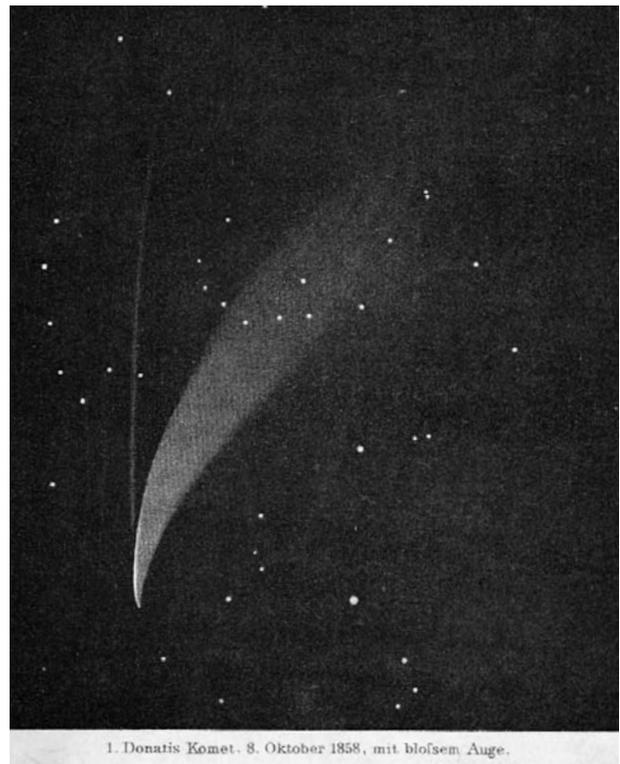
Abgesehen vom ersten Lebensjahre, das in meinem Geburtshause an der Poststraße in Lennep verfloß, habe ich mein ganzes Leben an der Knusthöhe zugebracht. Dieser Berg, einer der höchsten Erhebungen auf dem Höhenrücken innerhalb des großen Wupperbogens von Hückeswagen über Elberfeld nach Burg, von dem man eine sehr schöne und weitreichende Aussicht auf das Zentrum des Bergischen Landes, und in blauer Ferne auf das Ebbegebirge, das Siebengebirge und die Eifel hat! Von der höchsten Stelle aus konnte man zwei Kirchtürme und den Kölner Dom sehen, an einigen Stellen blitzte bei sichtigem Wetter der Wasserspiegel des Rheines hindurch. Von dem Berg aus sieht man auf den Wasserspiegel der Barmer Talsperre, welcher sich so wunderschön in das waldige Tal hinein bettet. Beinahe auf der höchsten Stelle des Berges, an der alten Landstraße von Lennep nach Lüttringhausen-Elberfeld lag bis zum Jahre 1854 eine ziemlich große Tuchfabrik mit hohem viereckigen Dampfschornstein. Man sah diesen Dampfschornstein vom Lichtenplatz bei Elberfeld, vom Winterberg bei Schwelm, von Cronenberg und von den dazwischen liegenden Ortschaften aus hoch emporragen. Die eigenartigen Wasserverhältnisse des Bergrückens, welche in den geologischen Verhältnissen des Berges seine Ursache hatten und eine sehr ergiebige Brunnenanlage ermöglichten, gestatten eine solche Fabrikanlage trotz erheblichen Wasserverbrauchs. Die sehr ergiebigen Quellen des westlichen Berghangs mündeten in einen alten Hohlweg der früheren Landstraße nach Elberfeld. An dem nördlichen Abhang war deshalb ein Wollwaschteich für die Fabrik angelegt worden. Am 19. September 1854 wurde die Fabrikanlage durch Brand zerstört, nur der Dampfschornstein blieb noch 15 Jahre stehen und bildete das Wahrzeichen für die von Norden her sich nähernden Besucher der bergischen Hauptstadt. Dieser Berg war, in einer längst vergangenen Zeit meines Daseins, in welcher ich mich noch meiner Lieblingsbeschäftigung der Mußestunden, der Beobachtung der Himmelserscheinungen hingeben konnte, mein Observatorium. Von hier aus konnte ich den Himmel überblicken und seine Wunder zu ergründen suchen.



Albert Schmidt. Veröffentlichungen. Das selbst gezeichnete Titelblatt schmückte die privaten und geschäftlichen Lebenserinnerungen des Autors. Es zeigt die von Albert Schmidt erbaute Kirche in Keilbeck – Vogelmühle und die erweiterte Lennepertalsperre von 1905 in Vignettenform.

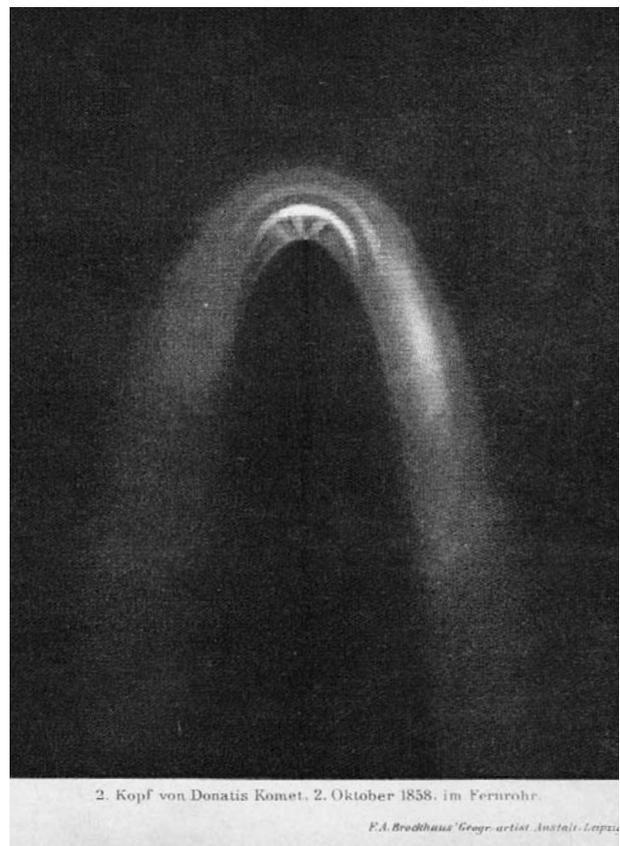


Albert Schmidt. Schriften für den privaten Gebrauch. Ein Beispiel speziell gewidmeter Lebenserinnerungen. Wahrscheinlich sind noch nicht alle wieder entdeckt.



1. Donatis Komet. 8. Oktober 1858, mit bloßem Auge.

Der Donatische Komet am 8. Oktober 1858, mit bloßem Auge. Abbildung aus Brockhaus' Konversationslexikon, 14. Auflage.



2. Kopf von Donatis Komet, 2. Oktober 1858, im Fernrohr.

F.A. Brockhaus' Geogr.-artist. Anstalt, Leipzig

Der von Albert Schmidt beobachtete und mehrfach beschriebene Donatische Komet in einer historischen Darstellung des Brockhaus-Lexikons. Er konnte am 2. Oktober 1858 mit dem Fernrohr beobachtet werden.

Denn es gibt ja nicht allein schöne tropische Nächte, es gibt auch deutsche Nächte, die in uns einen Schauer der Bewunderung erregen. Wenn die Sonne hinter den Bergen versunken, das Goldgewand der Felder und das Grün der Wiesen und Wälder verblichen sind, und nur noch einige blasse Purpurstreifen die Spitzen des Sonnenballs bezeichnen, wenn dann das Sternenmeer am tiefdunklen Himmel aufleuchtet und die Milchstraße ihren sanften schimmernden Bogen über den Himmel spannt oder der wunderbare Schein des Zodiakallichtes am westlichen Himmel aufleuchtet, dann wird man von einem seltsam beruhigenden Gefühl durchdrungen. Es ist eine wohltuende Stille, in welcher die Gedanken sich ordnen und einzudringen suchen in die geheimnisvollen Welten, deren leuchtender Schein uns entzückt. Wenn man dann, wie im Jahre 1858, den Anblick eines der schönsten Himmelsobjekte des Jahrhunderts, den Donatischen Kometen erleben konnte, der vom Frühjahr bis zum Herbst dieses Jahres dreiviertel des Himmelsgewölbes überspannte und die Nächte taghell erleuchtete, so wurde man von dem wunderbaren Walten der Natur begeistert und suchte sich ihr zu nähern, sie verstehen zu lernen, denn sie baut immer und zerstört immer, ihre Werkstatt ist unzugänglich und ihre Gesetze sind unwandelbar. Wie sie uns ihre volle Macht und unser Unvermögen, sie zu meistern, zum Bewußtsein bringen kann, zeigt der furchtbare Hagelschlag vom 24. August 1855, der einen großen Teil der bergischen Heimat verheerte.

Am Abend dieses Tages stand ich mit meiner Mutter vor dem Hause und beobachtete die schweren dunklen Wolken, welche aus Nordwesten sich heranwälzten. Wir sagten uns, es scheint ein starkes, weit ausge dehntes Gewitter im Anzuge zu sein, obwohl Donner und Blitz noch nicht bemerkbar waren. Aber als ich in der Nacht wach wurde, stand der ganze Himmel in Flammen. Die Blitze folgten sich in alle möglichen Fernen, Flächenblitze, Strahlenblitze mit hunderten Abweichungen in so kurzen Zwischenräumen, daß die ganze sichtbare Welt wie in ein Feuer getaucht erschien. Der Donner rollte ununterbrochen, wie eine Meeresbrandung an felsiger Küste, bei schwerem Sturm. Gegen vier Uhr morgens hörten wir neben dem Donner ein eigentümliches Rauschen. Plötzlich ging ein Hagelschlag nieder, wie er seit dieser Nacht in hiesiger Gegend nicht wieder erlebt wurde. Die einzelnen Hagelkörner hatten die Größe von Hühnereiern und bedeckten, nach einer Dauer des Hagelschlages von etwa 5 Minuten, 20 Zentimeter der ganzen Erdoberfläche, in einem etwa 6 Kilometer breiten Streifen vom Süden der Stadt Lennep bis nach Ronsdorf. Die Längenausdehnung erstreckte sich von Holland bis zum Rothaargebirge, am Ende des Sauerlandes. Die Wirkung des Hagelschlages war furchtbar. Das ganze Laub und die kleineren Zweige der Bäume waren abgeschlagen. Tausende Vögel, Hasen und Kaninchen lagen erschlagen unter den Bäumen. Roggen, Hafer und alle Feldfrüchte lagen platt geschlagen auf dem Erdboden. Alle Ziegeldächer und ein Teil der Schieferdächer waren nach der Wetterseite hin, Südwest bis Nordwest, vollständig zertrümmert. Ebenso waren an der Wetterseite alle Fensterscheiben und bei alten Fenstern sogar die Fensterrahmen vollständig zerschlagen. In vielen Betten, welche in der Nähe von Fenstern an der Wetterseite standen, mußten sich die Insassen die Decke über den Kopf ziehen, um sich vor den niederprasselnden Fenstertrümmern und Hagelgeschossen zu schützen. Nach Vorübergang des Unwetters wanderte ich auf den heimatlichen Berg und konnte so ein Bild der furchtbaren Zerstörung, welche der Hagel verursacht hatte, in mich aufnehmen. Am Tore eines benachbarten Gartens lagen Haufen von Äpfeln und Birnen mit Zweigen vermischt zusammen getrieben. Überall sah man die Bewohner der Häuser damit beschäftigt, Fenster und Dächer provisorisch mit Tüchern und Brettern zu verschließen, um sich vor weiteren Wetterunbilden zu schützen. Diese provisorischen Verschlüsse haben noch Monate standhalten müssen, weil die Ziegelwerke und Glasfabriken den ungeheuren Bedarf nicht sofort decken konnten. Von solchen furchtbaren Katastrophen ist unsere bergische Heimat seit 72 Jahren verschont geblieben. Diese gewaltige Kraftäußerung der Natur hat auf den 14-jährigen Miterleber einen großen Einfluß ausgeübt, er fühlte wohl die menschliche Schwäche und das Unvermögen der allmächtigen Natur gegenüber, aber er wurde auch angeregt, ihre Gesetze zu studieren und ihr als ein glühender Bewunderer nahe zu treten.

Aber ich möchte jetzt zu meinem heimatlichen Berg zurückkehren. Ich liebe ihn, ich habe seine Eigenart studiert. Ist er doch der Spender der Quellen unseres heimatlichen Bächleins. Seine geologische Eigenart, dichter Felsuntergrund mit aufliegenden wasserhaltigen Schieferschichten, ermöglichten einen nie trocken werdenden kleinen Teich, fast auf der höchsten Stelle der Bergkuppe. An dem Quellgebiet des Südabhanges haben gewiß die ältesten germanischen Ansiedler ihr erstes Heim erbaut, von dem sie die Jagdgründe der Umgegend besuchten. Ingo und Ingraban standen Wache an den Durchgängen der nahe liegenden Sandwehren, den Doppelwällen mit Dornen bewachsen. Was habe ich auf diesem Berg alles erlebt und gesehen? In der Epoche der Nordlichterscheinungen der siebziger Jahre habe ich von ihm, da er für die Beobachtung des Nordhimmels vorzugsweise geeignet war, weil er nach Norden hin eine weite

Mulde bis zum Freudenberg und Winterberg überragte, viele Nordlichter beobachtet, das eigenartigste und schönste am 1. Februar 1870. Ich schrieb damals in mein Tagebuch: Gegen 7 Uhr lag auf dem nördlichen Horizont eine Dunstbank, über welcher eine ziemliche Helle sichtbar war. Vor der Helle schwebten einige Stratuswolken, hinter denen sich Strahlen entwickelten, die alsdann nach Westen wanderten, dort hinter dem Gewölk hervortraten und nun in lebhaftem Wandern bis gegen Nordwesten zogen. Die Stratuswolken lösten sich nun allmählich auf, und das Nordlicht wurde immer heller, großartiger und schöner, bis es um 7.45 Uhr die größte Ausdehnung und Helligkeit erreichte, indem über der Nordlichthelle sich zwei nach Westen wandernde weiße Strahlenkränze gebildet hatten. Diese Strahlen sammelten sich im Sternbild des Pegasus und bildeten hier eine wunderbare helle, mächtig aufragende Pyramide, die sich dann allmählich auflöste. Bis 8.30 Uhr bildeten sich im Osten immer neue weiße Strahlen, welche dann nach Westen wanderten. Später blieb die auf dem dunklen Segment liegende, sehr helle Schicht noch stundenlang sichtbar. Bei diesen Nordlichtbeobachtungen war man ergriffen von dem stillen Walten der Natur, man hörte nichts als das verhaltene Atmen der eignen Brust, wenn man das Wogen und Wandern der wie Silber gleißenden Strahlenkrone beobachtete. Doch die Natur versteht es auch, in anderen Tönen zu reden.

Im Dezember des Jahres 1869 zog ein außerordentlich starker Wirbelsturm durch Norddeutschland in breiter Bahn und verursachte einen derart großen Windbruch in den Wäldern, daß die Forstverwaltung jahrelang daran arbeiten mußte, dieses Fallholz zu ordnen und zu verwerten. Nach dem siegreichen Krieg von 1870 trat ein starker Aufschwung in allen geschäftlichen Beziehungen ein. Es wurden sehr viele industrielle Werke gegründet und gebaut. Infolgedessen trat eine Verteuerung aller Arbeitslöhne und Baumaterialien ein. Das Eisen kostete dreimal so viel wie in Vorkriegszeiten, nur das Bauholz wurde billiger, weil in den Wäldern ungeheure Vorräte vorhanden waren, welche von dem Windbruch des Dezembersturms von 1869 herrührten. Der Sturm wehte mit einer solchen Gewalt, daß eine Menge Dampfschornsteine umgeworfen und viele Ziegeldächer abgedeckt wurden. Im Gegensatz zu den weit ausgedehnten Stürmen, welche als Begleiterscheinungen von tiefen Depressionen das Land durchziehen, kommen kleinere Sturmwirbel von noch größerer Luftgeschwindigkeit als Gewitterböen und auch als selbständige Wirbel, sogenannte Tromben vor, bei denen meistens ein sich drehender Wolkenschlauch bis halbwegs zum Erdboden herabhängt, der die Fortsetzung bildet eines von der Erde aufsteigenden Wirbels von Staub und leichteren Gegenständen. Diese sichtbaren Wirbel und die inneren Teile von größeren Wirbeln sind meistens nach oben strömende, vom Seitenwind eine drehende Richtung erhaltende, auf der Erde lagernde Luftschichten. Diese befinden sich in labilem Gleichgewichtszustand und haben ein geringeres spezifisches Gewicht als die sie überlagernden Luftschichten. Durch irgend eine Störung des labilen Gleichgewichtszustandes der unteren Luftschicht entsteht eine Strömung nach oben, welche sich nur in einzelnen Trichtern betätigen und die überlagernden Luftschichten durchdringen kann. Es treten dabei Luftgeschwindigkeiten ein, denen die stärksten Bäume nicht widerstehen können, und welche ganze Gebäude niederreißen.

Am Ende der 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts zog ein solcher Luftwirbel im Süden der Stadt Lennep vorbei. Er war bei Wermelskirchen entstanden und zog von Born aus über die Wasserscheide von Feldbach und Lennep bis nach Wuppertal, südlich Krebsöge, wo er sich auflöste. Auf dem ganzem Weg hatte er eine Menge Bäume entwurzelt und Gebäude beschädigt. Am Morgen nach dieser Erscheinung traf ich am Bahnhof Krebsöge meinen Freund Richard, der mit seinem Gehöft ungefähr im Zentrum des Wirbels gelegen hatte. Ich stellte die Frage: »Wie ist das Euch gestern ergangen?« Richard erzählte nun in seiner gemütlich Plattdeutschen Mundart: »Eck wor em Stall un woll die Käu füttern, da hört eck ob emol en furchtbares Spektakel. Eck mackte de Stalldür en bisken open un soh, wie unsere dicke Esche sek selbst drehte un den Himmel fegte. Do dachte eck, nu geht die Welt unger. Eck steckte minen Kopp in den Grashopen un dachte, dat wullst Du öwer nich ansehen. Als eck noch necks spürte als bloß dat Spektakel, do dachte eck, eck könnte de Dür noch ens openmaken. Wo eck do herut soh, do flogen grade de Pöste, Breder un Pannen von miner Schür hoch en de Luft. Do dachte eck, nu geht es los un doh minen Kopp wieder en dat Gras. Es duerte nech lang, do war alles still, eck mackte de Dür open un sog nu de Bescherung. De Schür wor verschwunden, alle Böme afgebroke un umgereeten. Op dem Hus woren de Pannen weg. Do häff eck awer doch gehült!« Man hat übrigens durch eine Geldsammlung soviel aufgebracht, daß die Scheune wieder errichtet werden konnte.

Durch eine solche Trombe wurde 1906 die wunderbare Tannenallee in Müngsten zerstört. Die meterdicken Stämme der 150 Jahre alten Tannen wurden mit ungeheurer Wucht aus der Erde gedreht, sie lagen nebeneinander, die Wurzelstöcke oben. Man denkt an Goethes Hymnus an die Natur: Sie ist rauh und

gelinde, lieblich und schrecklich, kraftlos und allgewaltig. Diese Erinnerungen an die Himmelserscheinungen und die in der Atmosphäre wirkenden Kräfte bilden ja nur einen kleinen Teil der langjährigen Erlebnisse, aber das Thema ist so unerschöpflich, daß es in einem Artikel über die heimatlichen Geschehnisse nicht untergebracht werden kann.

Von den Erlebnissen mit Wasserfluten, welche mich seit meiner Jugendzeit auf das Eingehendste beschäftigt haben, möchte ich nur die größte Flut des Jahrhunderts im Gebiet der Wupper beschreiben und damit das Gebiet der Naturbeobachtungen verlassen, um wenigstens einen kurzen Überblick über die Entwicklung des Stadtbildes von Lennep zu geben.

Bevor ich zur Beschreibung der Hochfluten im Wupperegebiet übergehe, muß ich noch einmal zu meinem heimatlichen Berg, der Knuthöhe und ihren eigenartigen Wasserverhältnissen zurückkommen, weil diese mit meinen Wasserbeobachtungen und Messungen, mit denen die späteren Tal-sperrerbauten in innigstem Zusammenhang stehen, in Verbindung zu bringen sind. Der Brunnen an der im Jahre 1854 abgebrannten Tuchfabrik auf der Knuthöhe hatte so reichlichen Zufluß aus den oberen Schieferschichten des Berges, daß er fortwährend überlief. Da das Überlaufwasser durch ein Rohr in den offenen gepflasterten Straßengraben geleitet wurde, so hatten wir Bewohner der Knuthöhe das Vergnügen, vor unseren Häusern einen immer laufenden Bach mit klarem Brunnenwasser zu besitzen. Die Wassermenge dieses Baches war abhängig von dem Niederschlag. Sie wurde größer oder kleiner, je nachdem Regenwetter oder Trockenperioden auf sie einwirkten. Weil ich nun durch meine Wasserbauten an der Wupper genötigt war, mich immer über die Größe des Wasserabflusses zu informieren, so hatte ich an meinem heimatlichen Straßengraben einen Maßstab für die Wasserabflüsse der Wupper, da die Schwankungen des Wasserabflusses zwischen Wupper und Straßengraben genau parallel waren. Wenn ich morgens aus dem Haus trat, wurde die Breite der Wasseroberfläche des Straßengrabens gemessen und daraus die Überlaufhöhe am Dahlerauer Wehr bestimmt.

Diese Messungen waren demnach für die späteren Flutbeobachtungen von der größten Bedeutung. Nach Anlage der Kanalisation von Lennep im Jahre 1883 wurde der Straßenabfluß in die Kanäle geleitet, wodurch der Meßbach verschwunden ist. Die größte Flut im Wupperegebiet und im ganzen Westen Deutschlands entstand am 24. November 1890 nach einem dreitägigen ununterbrochenem



Das Hotel »Kaiserhof« gegenüber dem Lennep-er Bahnhof. Albert Schmidt ließ sich überreden, das Hotel 1891 auf eigene Rechnung zu bauen, er stieß es jedoch sehr bald wieder ab, gerade mal ohne Verlust. Sozusagen eine Episode aus der Gründerzeit. Der Bau beherbergte später den »Barmer Bankverein« bzw. die Lennep-er »Sparkasse«.



Der Rest des Hotels »Kaiserhof« im Jahre 1999. Foto: Privatbesitz.



Zeitgenössische Postkarte. Das »Hôtel de Ville« zu Lennep. Die repräsentative Gestaltung wurde aus Kostengründen auf die hier abgebildeten Seiten beschränkt. Im Hintergrund der alte Bahnhof.



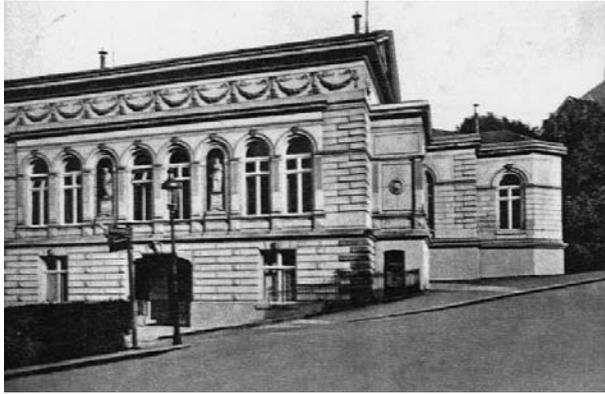
*2. Stadthaus (Hôtel de Ville), 1872–82 unter Leitung von Th. Ballu und De Perthes nach dem Muster des 1871 von den Kommunisten zerstörten Stadthauses errichtet.
Das »Vorbild« des Lenneper Rathauses in Paris. Albert Schmidt ließ sich auf einer Reise nach Paris durch das dortige »Hôtel de Ville« (Fertigstellung 1882) inspirieren. Die Lenneper Version in der damaligen Kaiserstraße (heute Bahnhofstraße) wurde 1889 fertiggestellt.
Abbildung: Brockhaus, 14. Aufl.*



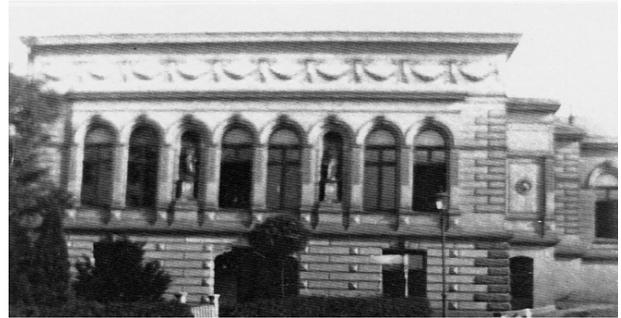
Lenneper Rathaus, später Amtsgericht, erbaut von Albert Schmidt im Jahre 1889. Verzierte Innentreppe aus Eiche. Fotografie 1999, Privatbesitz.



Das Lenneper Rathaus (später Amtsgericht) im Jahre 1999. Fotografie: Privatbesitz.



Die »Kaufmannsgesellschaft«. Gesellschaftsbaus an der Bahnhofstraße, heute Bergstraße 14. Albert Schmidt erstellte die Anlage 1876 für die Gesellschaft der feineren Fabrikanten und Kaufleute und baute sie mehrfach aus. Foto: Stadtarchiv Remscheid, undatiert.



Die »Kaufmannsgesellschaft«. Foto: Stadtarchiv Remscheid, undatiert.



Die »Kaufmannsgesellschaft« heute: »Hotel zur Post«. Foto 1999, Privatbesitz.



Das Innere der »Kaufmannsgesellschaft«: Der Bankettsaal. Foto: Stadtarchiv Remscheid, undatiert.



Die »Kaufmannsgesellschaft«. Eines der gut erhaltenen Details. Foto 1999, Privatbesitz.

Regen von 164,5 mm Höhe, durch welchen der seltene Fall eintrat, daß der Abfluß der Bäche und Flüsse dem Niederschlag gleich war. Das bedeutet, es fließt in einer Zeiteinheit soviel Wasser aus einem bestimmten Gebiet ab wie durch den Regen darauf niederfällt. Für das Wuppergebiet bis Dahlhausen mit 218,4 qkm Niederschlagsgebiet war der Abfluß 218,4 cbm pro Sekunde. In der Nacht vom 23. auf den 24. November hatte ich durch meine Regenmessungen und meine Erfahrungen auf dem Gebiete der Wirkungen des Regens die Gewißheit erlangt, daß die Wupper eine Fluthöhe erreichen würde, wie wir sie bisher noch nicht erfahren hatten. Da ich in den letzten Tagen in Friedrichstal einen Schutzdamm an den neuen Arbeitergärten der Wupper entlang vollendet hatte, war ich besorgt, ob derselbe hoch genug war, und der großen Flut widerstanden hatte. Infolgedessen wanderte ich morgens 3 Uhr im Regenmantel und langen Wasserstiefeln in strömendem Regen nach Friedrichstal. An der Krebsöge sah ich, daß das Wupperwasser sämtliche Bogen der Wupperbrücke ausfüllte und etwa 30 cm tiefer stand als die Brückenoberfläche. In Friedrichstal hatte ich die Genugtuung, daß mein Damm hoch genug war und standgehalten hatte. Ich wanderte dann weiter durch die dunkle Regennacht über Wilhelmstal nach Dahlhausen. Zwischen Wilhelmstal und Dahlhausen war der Weg hoch überschwemmt, so daß ich am steilen, felsigen Bergabhang bei tiefster Dunkelheit entlang klettern mußte. Als ich den Berg neben dem Dahlhauser Wehr erreicht hatte, sah ich auf dem Dahlhauser Obergrabendamm an der anderen Seite der Wupper Laternenlichter hin und her wandern. Man beobachtete dort den Wehrüberlauf, in der Sorge, daß das Wasser über den Wehrkopf und die obere Kante der Stützenbalken laufen könnte, da sonst der Obergrabendamm weggerissen wäre. Ich hatte indessen keine große Besorgnis wegen der Überflutung des Wehrkopfes, weil ich unterwegs im Kopf ausgerechnet hatte, daß, wenn der Wupperabfluß die Niederschlagsmenge erreicht hätte, der Wasserstand noch 10 cm unter der Wehrkopfhöhe bleiben würde. Es konnte nicht mehr abfließen als auf das Gebiet durch den Regen niederfiel. Als ich den Obergrabendamm erreicht hatte, beruhigte ich die dort Versammelten und beobachtete mit ihnen den wunderbar schönen Wehrüberlauf, einen glatten, zwei Meter hohen Wasserwall, der in mächtigen schaumbedeckten Wellen etwa vier Meter hoch abstürzte und in dem unteren Abzugbecken vor dem Weiterfließen hoch aufwallte. Es war inzwischen hell geworden. Wir konnten nun den wunderbaren Anblick des hochangeschwellenen Flusses genießen, der das ganze Tal ausfüllte und seine gelben Wasserfluten schäumend talwärts wälzte. Aus jeder Mulde und Falte der Uferberge stürzten schäumende Wasserfälle ins Tal. Tausende Quellen waren geöffnet und sandten ihre Wassermengen bergab. Es war ein Rieseln und Rauschen, wie es die Bibel bei der Beschreibung der Sintflut berichtet. Sämtliche Fabriken, der untere Teil Beyenburgs, die tiefliegenden Straßen von Barmen-Elberfeld waren hoch überschwemmt. Im Weidenhof in Elberfeld war das Wasser durch die Fenster nach der Wupper hin in Speisesaal und Küche geflossen. In Barmen waren 4 Personen und ein Postpferd ertrunken. Das Pferd war eingespannt; da das Wasser das ganze Gefährt hoch überflutete, konnte sich das Pferd nicht durch Schwimmen retten. Der Schaden, den die Flut in beiden Städten erzeugt hatte, wurde auf eine Million Mark berechnet.

Wenn die Novemberflut von 1890 auch die bisher höchste Flutwelle geliefert hatte, so ist es doch nicht ausgeschlossen, daß noch höhere Flutwellen bei besonderen Gelegenheiten eintreten und den an den Flüssen liegenden Ortschaften verhängnisvoll werden können. Wenn im Dezember 1925 die Schneeschmelze mit der drei Tage späteren Wasserhochflut zusammengetroffen wäre, würde so eine Flutwelle entstanden sein, welche die höchste Flut fast verdoppelt und unsägliches Unglück gebracht hätte. Die Verwaltungen der großen Wupperstädte haben die Gefahr eingesehen. Sie sind bestrebt, durch Talsperrenanlagen und Schutzbecken die gefährlichsten Spitzen der Hochflutwellen unwirksam zu machen.

Wenn ich am späten Lebensabend die aus den Falten des Gehirns auftauchenden, mich fast überflutenden Erinnerungen an die Erlebnisse bei den seit vielen Jahren ausgeführten Wasserbauten überblicke, so muß ich mir sagen, es ist unmöglich, einen erheblichen Teil derselben mitzuteilen.

Mit dieser Erkenntnis wollen wir das Wasser verlassen und zur Entwicklungsgeschichte der Heimatstadt übergehen. Wenn es auch im Rahmen einer kurzen Erzählung von Lebenserinnerungen nicht möglich ist, eine eingehende Entwicklungsgeschichte meiner Heimatstadt zu geben, so möchte ich doch versuchen, die einzelnen Entwicklungsstufen zu kennzeichnen, weil eine stetige gleichmäßige Entwicklung ja nicht stattgefunden hat. Es gab Zeiten, in welchen kaum eine Veränderung des Stadtbildes wahrzunehmen war. Zu anderen Zeiten veränderte sich das Bild verhältnismäßig schnell. Die politischen Verhältnisse spielten dabei naturgemäß eine große Rolle. In meiner Jugendzeit, etwa bis zum Jahre 1846, war der Norden und Westen der Stadt noch von einem Gürtel sogenannter Brandteiche umgeben, welche den ursprünglichen Stadtgraben auffüllten. Da sie von dem Quellgebiet des Lenneperbaches gespeist wurden, so hatten sie

immer guten Wasserstand und wurden auf dem Thüringsberg als Badeteich für die Postpferde benutzt, die dort in die Schwemme geritten wurden. Die Alleestraße war noch nicht vorhanden. Der Weg an den Teichen vorbei lag tiefer, wie es die ersten Häuser hinter dem Kaiserdenkmal noch zeigen.

Die Knusthöhe war an der Südseite schon bebaut, ebenso bestand die Fabrik an der Schwelmerstraße, die 1826 gegründet wurde. Die Bebauung der Kölnerstraße reichte bis oberhalb der Schule, dem jetzigen Kreishaus gegenüber. In einiger Entfernung von der höchsten Stelle der jetzigen Friedrichstraße stand der mächtige Bau der Windmühle, ein 20 Meter hoher Turm, mit massiv erbauter zweistöckiger Terrasse umgeben. Aus dem drehbaren Dach ragten vier mächtige Flügel. Die Mühle war bis zum Jahre 1855 in Betrieb. Sie bildete das Wahrzeichen von Lennep, wenn man von Süden, Westen oder Osten sich dem Stadtgebiet näherte. Die Mühle wurde abgebrochen, als nach der Eisenbahnanlage die Bautätigkeit größer wurde. Man hat die abgebrochenen Mauersteine zu den Fundamenten der Neubauten benutzt. Dann wurden die Brandteiche überwölbt, auf dem Thüringsberg die jetzige Straße angelegt und die Bäume gepflanzt. Bis zum Jahre 1866 war die Bautätigkeit in der Stadt sehr gering. Erst durch die Anlage der katholischen Kirche im Jahre 1867, der Wupper-, der Garten- und oberen Mittelstraße als Zu- und Abfuhrstraßen zum Bahnhof, der 1868 erbaut wurde, entstand eine noch sehr geringe Bautätigkeit, zum größten Leidwesen eines Spekulanten, Richard Kumbruch aus Kösen, der viele Grundstücke vor dem Eisenbahnbau angekauft hatte, weil er glaubte, nach Anlage der Eisenbahn würde eine starke Entwicklung der Stadt eintreten. Das war aber ein Irrtum; er hat an seiner Spekulation nicht verdient.

Die Geschicke des alten Kreisstädtchens mit etwa 6000 Einwohnern wurden bis zum Jahre 1873 durch den Bürgermeister Rudolf Tripp geleitet, einen früheren Artillerieoffizier. Er liebte es, der heranwachsenden Jugend gegenüber seine mathematischen Kenntnisse in den Vordergrund zu stellen. Er bestellte bei mir damals den Entwurf und Kostenanschlag einer großartigen Festhalle für Lennep, wollte mir aber dann zumuten, sie auf meine Kosten zu erbauen und zu betreiben, was ich dankend ablehnte.

In der Gründerzeit 1870–1875 wurde noch in mäßigem Tempo gebaut: Kaufmannsgesellschaft und Krankenhaus entstanden damals. Aber nach Anlage der Kammgarnspinnerei 1880, der Wasserleitung und Kanalisation setzte eine lebhaftere Bau- und Entwicklungszeit ein, welche mit geringen Schwankungen bis zum Weltkrieg anhielt.

In den 24 Jahren von 1873–1897 hatte Lennep das Glück, von dem äußerst geschickten, eigenartigen Bürgermeister Sauerbronn regiert zu werden. Er arbeitete selbst nicht, hielt aber sämtliche Stadtverordnete und Kommissionsmitglieder in eifrigster Tätigkeit. Mit einem Stadtsekretär, einem Schreiber und einem Steuereinnahmer verwaltete er die Gemeinde während des großen Aufschwungs aller Verhältnisse, die nach dem siegreichen Kriege von 1870 einsetzten. Er baute Wasserleitung, Kanalisation, Talsperre, Badeanstalt, Rathaus, Schlachthof, Armenhaus und viele Schulen. Ich war damals Mitglied der Baukommission, gleichzeitig unbesoldeter Stadtbaumeister.

Der Herr Bürgermeister machte mir klar, daß es eine feine Spekulation wäre, wenn ich die Kaiser- und Rathausstraße auf meine Kosten anlegte; die Wertsteigerung der Grundstücke würden mich entschädigen. Die Straßen wurden unentgeltlich an die Stadt abgetreten.

Aus Lokalpatriotismus mußte ich ein Betriebsamt für die Eisenbahn, ein Vereinshaus und den Gasthof »Kaiserhof« auf meine Kosten erbauen; die Stadt übernahm dann die Gebäude zu den Selbstkosten. Ein Mitglied der Baukommission übernahm mit 5 Kommissionsmitgliedern die Anfertigung einer neuen Bauordnung. Der Herr war ein Lebemann; bei den Sitzungen in seinem Hause wurden nur feine Weine getrunken. Wenn die Kommission zu den Sitzungen antrat und der Herr Vorsitzende seinen Kaffeeskat im Hotel noch nicht beendet hatte, stellte sein Faktotum die Frage: Wat söffe vör enen nehmen!? Als Bürgermeister Sauerbronn 1897 sein Amt niederlegte, hatte er die Hauptentwicklung der Stadt eingeleitet und durchgeführt, so daß sein Nachfolger Bürgermeister Stosberg sich auf die sozialen Einrichtungen, Rentengüter auf der Stosberghöhe, beschränken konnte. Unter seiner Verwaltung wurde die Talsperre vergrößert und die industrielle Entwicklung der Stadt durch Eisenindustrie gefördert.

Dann kamen der Weltkrieg, die Revolution, der Raub des Ersparnen durch die sogenannte Inflation und die neueste Zeit, die durch einen Übriggebliebenen, aus der für ihn guten alten Zeit, nicht mehr beurteilt werden kann. Er sieht, daß so vieles vom Zufall abzuhängen scheint, das Unvernünftige gelingt, das Vernünftige schlägt fehl. Glück und Unglück stellen sich unerwartet ins Gleiche. Das hohe Alter beruhigt sich in der Zuversicht, daß die Natur ihr Werk nicht lassen wird; sie hat uns hineingestellt, sie wird uns auch hinausführen.

Über etwas Meteorologie, ihre Anwendung beim Talsperrenbau sowie die Beobachtung der Witterungsverhältnisse in Lennep in den Jahren 1909–1921

Auszug aus einem Vortrag im Allgemeinen Bürgerverein in Lennep 1889

Meine Herren! Wenn ich es unternehme, Ihnen eine Schilderung der meteorologischen Erscheinungen mit ihren Ursachen zu geben, so bin ich mir wohl bewußt, daß es unmöglich ist, auch nur einen mäßigen Teil aus diesem Gebiet in der mir vergönnten Zeit vorzutragen. Ich möchte daher außer in den einleitenden Sätzen das Gesamtgebiet der Meteorologie nicht weiter berühren, mich vielmehr darauf beschränken, Ihnen den Weg zu zeigen, welcher es ermöglicht, die Ursachen der jeweiligen Wettererscheinungen zu erkennen, Ihnen aber auch zeigen, welche Schwierigkeiten vorhanden sind, das Wetter vorher zu bestimmen. Wenn ich Ihnen zugleich, im scheinbar geringen Zusammenhange mit der Meteorologie, etwas über Talsperren mitteilen möchte, so leitet mich der Gedanke, daß diese ja den Zweck haben, die Ungleichheiten der meteorologischen Niederschläge in ihren Wirkungen auf den Wasserabfluß der Bäche und Flüsse auszugleichen, und daß die Vorarbeiten zum Bau von solchen Werken zum großen Teil meteorologischer Natur sind. Zugleich sind es Anlagen, welche so sehr das allgemeine Wohl unserer bergischen Heimat, insbesondere das Gebiet der Wupper, berühren, daß ich wohl mit Recht voraussetzen darf, auch bei Ihnen ein reges Interesse dafür zu finden.

Es gibt wohl keinen Teil der Naturwissenschaft, welcher die Menschen mehr interessiert und berührt als die Meteorologie, handelt sie doch von Gegenständen, die jeder sehen und beobachten kann, wirken doch dort Kräfte, die jeder Mensch fürchtet oder bewundert, die er benutzt, oder vor denen er sich schützen muß. Man sollte nun glauben, diese uns so nahe liegenden Erscheinungen und Kräfte müßten längst durch und durch erforscht sein; man müßte durch Jahrhunderte hindurch Erfahrungen gesammelt haben und die Ursachen derselben kennen gelernt haben. Und doch bildet gerade das Wetter noch meistens ein undurchdringliches Dunkel. Man weiß von vielen Wettererscheinungen heute nicht mehr als zur Zeit der Kulturblüte des Altertums, ja die großen Philosophen des Altertums hatten zum Teil richtigere und vernünftige Anschauungen als die meisten heutigen Menschen. Es ist allerdings seit dem Untergang der alten Kultur in dem Jahrtausend des Mittelalters wenig oder gar nichts in den Naturwissenschaften geleistet worden.

Der finstere Aberglaube sah in allen Naturerscheinungen nur gute oder böse Geister. Diese Geister zu bändigen oder sie gar zu erforschen und zu benutzen, schien den damaligen Menschen so frevelhaft und vermessen, daß derjenige, welcher eine Ausnahme machen wollte, Gefahr hatte, als böser Zauberer oder Hexe verbrannt zu werden. Erst nach der Erfindung des Kompasses, als sich die Seefahrer auf das große Weltmeer wagen durften, wurden genauere Beobachtungen gemacht, man lernte die Klimate fremder Länder kennen, und allmählich konnte man sich von den Luftströmungen und ihren Gesetzen ein Bild machen. Jetzt weiß man, daß die Atmosphäre der Erde durch die Anziehungskraft derselben auf der Oberfläche am dichtesten ist, und daß die Dichtigkeit nach außen hin allmählich abnimmt bis zum denkbar feinsten Fluidum. Man weiß, daß die Bewegungen dieser Atmosphäre durch die ungleichmäßige Erwärmung der Erdoberfläche durch die Sonne entstehen.

In der heißen Zone, wo die Sonnenstrahlen senkrecht auf die Erde fallen, wird die Atmosphäre am meisten erwärmt, die Luft dehnt sich aus, wird dadurch leichter und steigt nach oben, indem sie von kälteren Luftschichten, welche von den Polen her strömen, verdrängt wird. Die Atmosphäre sucht eben in den Zustand des Gleichgewichtes zu gelangen. Die Dauer der Niederschläge, ihre Art und ihre Menge sind es, womit die heutige Technik zu rechnen hat bei der Anlage von Wasserbauten, bei industriellen Anlagen, welche von Wasserkraften betrieben werden sollen, bei Flußregulierungen, bei Anlagen zur Verhütung von Überschwemmungen, bei Wasserversorgung von Städten usw. Die Meteorologen und die Hydrotechniker haben deshalb schon länger die Niederschläge gemessen, um durch Vergleichung derselben auf den Wasserabfluß der Bäche und Flüsse sowie das Steigen und Fallen des Grundwassers schließen zu können. Das Messen der Niederschläge geschieht durch einen Auffangcylinder mit genau bestimmter Fläche der Aufnahmeöffnung. Im Innern befindet sich ein Auffanggefäß, welches jeden Morgen entleert und durch ein Meßglas mit Millimeterteilung, welche genau der Auffangfläche entspricht, gemessen und notiert wird.

Von den auf die Erde niederfallenden Niederschlägen wird nur ein Teil direkt wieder von der Luft aufgesogen, dieselben verdunsten, und zwar ist diese Verdunstung im Sommer sehr bedeutend, im Winter geringer. Im Sommer bleibt eine große Menge des Regens an den Baumblättern, Gräsern und sonstigen Pflanzen hängen, diese kommen mit der warmen Luft in Berührung und geben das Wasser an dieselbe wieder ab, die Luft trocknet eben diese Gegenstände. Nur ein Teil des Niederschlags sinkt in die Erde und erhöht in ebenen Gegenden das Grundwasser oder kommt in bergigem Gelände als Quelle wieder zu Tage, indem es die Bäche und Flüsse erzeugt und deren Wassermenge erhält.

Für die Techniker war es nun sehr interessant, das Verhältnis des Abflusses der Bäche und Flüsse zu dem auf das Flußgebiet niederfallenden Regen zu wissen, d.h. die Größe der Verdunstung festzustellen. Ist es doch bei Anlage von Wasserkraftmotoren oder Sammelteichen, um deren Größe festzustellen, unbedingt nötig, die Wassermenge zu kennen, welche durch den betreffenden Fluß zum Abfluß gelangt. Diese Beobachtungen sind im Ganzen nur selten gemacht worden, da es langjähriger täglicher Notierungen der Wasserstände der Flüsse bedarf, um deren Wassermenge berechnen zu können. Es wurden meistens nur Pegelbeobachtungen gemacht, welche aber keinen Wert haben, da sich die Querprofile der Flüsse fortwährend ändern, und die Wassermenge nicht bestimmt werden konnte.

Wie ist es nun möglich, die Abflüsse der Flüsse gleichmäßiger zu machen? Offenbar nur durch Anlage von großen Sammelteichen in allen seitlichen Zuflüssen, welche imstande sind, die zu großen Wassermengen der Regenperioden aufzufangen und das ganze Jahr hindurch gleichmäßig wieder abzugeben. Solche Sammelteiche, welche durch Absperrung von Talbecken durch massive Dämme gebildet werden, sind keineswegs neu, ja man findet sie zu Tausenden in Indien und China, wenn auch in primitiver Weise ausgeführt. Selbst die alten Ägypter, tausend Jahre vor unserer Zeitrechnung, hatten schon ähnliche Anlagen, um das Wasser der Nilüberschwemmungen für trockene Zeiten zurückzuhalten. Man ist in neuester Zeit erst auf Spuren solcher Anlagen gestoßen, welche unzweideutig auf frühere Sammelbecken schließen lassen. In England, Frankreich, Spanien und Algier sind in diesem Jahrhundert vielfach solche Talsperren gebaut worden, welche den verschiedensten Zwecken dienen. Sie wurden zu Fischereizwecken, zur Wiesenbewässerung und zum Betriebe von industriellen Anlagen gebaut, in einzelnen Fällen auch zum Schutz gegen Überschwemmungen durch Seitentäler angelegt. Wegen der Kostspieligkeit der Anlagen und der Gefahr, in welcher die unterhalb solcher riesigen Sammelbecken wohnenden Talbewohner bei schlechten oder zu schwachen Dämmen schweben, ist die Ausführung in Deutschland bisher unterblieben.

Es waren ungenügend gebaute Talsperren durchgebrochen, so in Sheffield in England, wo Erddämme angewendet waren, und in Algier, wo bei einem Wolkenbruch die zu schwach gebaute Mauer im oberen Teile abbrach, und eine ganze Stadt durch die Wucht der ungeheuren Wassermassen zerstört hatte. Erst in neuester Zeit, vor wenigen Wochen, hat man ja von den Unglücken in Valparaiso und Montreux gelesen, welche beide auf unrichtige Anlage der Dämme zurückzuführen sind. In Valparaiso waren wieder Erddämme angewendet, welche bei hoher Anstauung absolut verwerflich sind, da der Druck das Wasser in die Poren der Erde treibt, die Erde aufweicht und dadurch zum Durchbruch bringt. Hat das Wasser im Erddamm erst eine Öffnung von nur mäßiger Größe gefunden, so ist der Durchbruch und mit ihm das Unglück für die Talbewohner nicht mehr zu vermeiden. In Montreux am Genfer See war es keine eigentliche Talsperre, sondern nur ein Wasserbehälter von 6000 cbm Inhalt, welcher zu schwach gebaut und durchgebrochen war. Trotz der verhältnismäßig geringen Wassermenge hat der Durchbruch große Zerstörungen und Unglücke im Gefolge gehabt. Indessen ist man heute doch zu der Überzeugung gekommen, daß die Sperrmauern, welche nach untrüglichen statischen Berechnungen in solider Weise ausgeführt werden, durchaus keine Gefahr mehr bieten. Diese Mauern werden quer durch das Tal gelegt und zwar unten auf festen undurchlässigen dichten Felsen, an den Berghängen wird ebenfalls die Erde und der lockere Felsen abgetragen, so daß sie auch hier an den dichten festen Felsen anschließen. Die Stärke der Mauer wird so berechnet, daß die Festigkeit der Baumaterialien nur gering beansprucht wird und innerhalb des Mauerwerks nur Druckspannungen, niemals Zugspannungen eintreten können.

Die bedeutenden Kosten der Talsperre und die Wichtigkeit der Anlagen in Bezug auf Sicherheit, Solidität und Rentabilität verlangen sehr gründliche Vorarbeiten nach allen Richtungen hin. Es müssen Bodenuntersuchungen stattfinden an den Stellen, wo eine Talsperre erbaut werden soll, ob der Boden eine genügende Festigkeit und Wasserdichtigkeit besitzt. Das zur Verfügung stehende Baumaterial, besonders die Steine müssen gründlich untersucht werden, auf Festigkeit, Dichtigkeit und Wetterbeständigkeit. Es muß vor allen Dingen festgestellt werden, wieviel Wasser jährlich durch das Tal zum Abfluß gelangt, da die Größe des Beckens nur dadurch festgestellt werden kann.

Es müssen demnach meteorologische Beobachtungen gemacht werden und dadurch die Lehren der Meteorologie auf den Talsperrenbau angewandt werden. Die Wassermessungen geschehen durch selbsttätige Registrierapparate. Nachdem die Wassermenge durch diese Apparate zumindestens ein Jahr lang gemessen worden ist, so daß man also festgestellt hat, wieviel Wasser in dem Tale zum Abfluß gelangte, so muß man aus den gleichzeitig im Niederschlagsgebiet gemessenen Niederschlägen mit Hilfe der langjährigen Messungen der Beobachter des meteorologischen Instituts in Berlin feststellen, ob dieses Messungsjahr ein mittleres war, oder wieviel es vom Mittel abweicht. Das Resultat der Messungen muß also entsprechend korrigiert werden und zu mittleren Messungen umgewandelt werden. Dann erst kann man einwandfrei die Größe des beabsichtigten Talbeckens bestimmen.

Meteorologische Beobachtungen in Lennep (1909-1921). **Aus einem Bericht der Stadtverwaltung**

1909. Die Witterungsverhältnisse im Herbst 1908 und Frühjahr 1909 waren in Westeuropa bedingt durch eigenartige Eisverhältnisse in Island und dadurch mangelnde Abkühlung des Golfstromes durch schmelzende Eisberge. Der andauernd niedrige Luftdruck über dem abnorm warmen Golfstrom und das hin und her pendelnde Hochdruckgebiet über den Azoren, welches im Herbst 1908 Westeuropa bedeckte, erzeugte die siebenwöchige Trockenperiode von 1908 und nach Bildung einer Teildepression am Golfstrom den gewaltigen Wirbelsturm mit starkem Regen vom 3. bis 5. Februar 1909. In Lennep wurden vom 1. bis 6. Februar 1909 181 mm Schnee- und Regenhöhe gemessen, wodurch eine gewaltige Hochflut entstand, die fast die höchste Flut des Jahrhunderts von 1890 erreichte. Die Überschwemmungen an der Wupper verliefen günstiger als früher, da ein großer Teil des Abflusses durch die Talsperren zurückgehalten wurde. In Elberfeld-Barmen blieb die Fluthöhe noch 10 cm unter den Brückenkonstruktionen, so daß kein erheblicher Schaden entstand. In den Seitentälern der Wupper, ohne Talsperren, waren dagegen erhebliche Überschwemmungsschäden entstanden. Im Tale des Lenneperbaches hatte sich die früher gebildete Wildbachschlucht erheblich erweitert und dadurch große Schlammengen in die unterhalb liegenden Sammelteiche geliefert. Im übrigen hat das Jahr 1909 seine besonderen Erscheinungen. Regen und Sonnenschein wechselten in normaler Weise miteinander ab. Es wurden notiert: 1409,1 mm Niederschlag, 1668 Stunden Sonnenschein, 733,6 mm mittlerer Barometerstand und 7,35° Celsius mittlere Temperatur. Hauptschneefall Ende November mit 27 mm Schneehöhe, höchste Temperatur 28° Celsius am 2. Juni, niedrigste -11° Celsius am 12. Februar.

1910. Das Jahr 1910 kann im allgemeinen als besonders reich an Niederschlägen gelten, welche durch kurze Trockenperioden im April, August und Oktober unterbrochen wurden. Bemerkenswert waren die außerordentlich starken und häufigen Gewitter, Anfang Juni und im Monat Juli, welche Hochwasser erzeugten und dadurch die gewöhnlichen niedrigen Wasserstände im Hochsommer verhüteten, wodurch die Wasserwirtschaft günstig beeinflusst wurde. Der gesamte Niederschlag betrug 1429 mm; davon hatte der Monat Juli die größte monatliche Regenhöhe von 220 mm geliefert. Die Sonnenscheindauer wurde mit 1411 Stunden, der mittlere Barometerstand mit 735,5 mm und die mittlere Jahrestemperatur mit 8,88° C notiert.

1911. Das Jahr 1911 ist besonders bemerkenswert durch die lange Trockenperiode, welche in die Sommermonate fiel, und, weil sie durch sehr wenige Gewitter unterbrochen wurde, außerordentlich starke und andauernde Hitze erzeugte. Wenn auch eine große Dürre entstand, die für Viehfutter ungünstig wirkte, so waren die Ernteergebnisse für Getreide und Wein doch sehr günstig, weil im Frühjahr und Frühsommer, in der Entwicklungszeit der meisten Pflanzen, genügender Regen gefallen war. Weil nur die Monate Juli, August und September zu geringe Niederschläge hatten, die übrigen Monate waren normal, so hat der Gesamtniederschlag noch 1099 mm Höhe und 180 mm unter dem Mittel erreicht. Die mittlere Jahrestemperatur von 9,96° überstieg dagegen die mittlere Temperatur der letzten 36 Jahre von 7,93° um 2,03°. Die Sonnenscheindauer von 1911: 1897 Stunden gegen 1598 Stunden im 19jährigen Mittel, und der mittlere Barometerstand von 738,8 war um 1,6 mm höher als der mittlere aus 35jährigen Beobachtungen. Die höchste Jahrestemperatur war am 23. Juli 35° Celsius, und es wurden in den Monaten Juni bis September an 30 Tagen 30-35° Celsius gemessen. Die niedrigste Temperatur -9° wurde am 14. Januar notiert.

Während der Trockenperiode vom 3. Juli bis 20. September lag fast ganz Europa unter dem Einfluß eines Hochdruckgebietes, dessen Zentrum über den Azoren lag und hin und her pendelte, bis dann Ende Sep-

tember das Niederdruckgebiet über dem Golfstrom sich über Westeuropa verbreitete.

1912. Das Jahr 1912 hat die größte Niederschlagshöhe, die in vierzig Jahren gemessen wurde, nämlich 1681 mm, gebracht. Bis Mitte August waren die Niederschläge unter dem Mittel geblieben und im April und Juli hatten je dreiwöchige Trockenperioden einen schönen Vorsommer verursacht. Von Mitte August bis Jahresende war eine sehr ergiebige Regenperiode zu verzeichnen, die am 27. August und am 17. Dezember Hochfluten erzeugte, die bis zur Grenze der schadenbringenden Überschwemmung reichten. Durch den warmen Vorsommer, der im Juli eine Höchsttemperatur von 31° Celsius brachte, ist die mittlere Jahrestemperatur mit 8,8° Celsius noch über der Mitteltemperatur von 7,93° geblieben, und auch die Sonnenscheindauer von 1634 Stunden größer geblieben als das langjährige Mittel.

1913. Das Jahr 1913 hat durch die günstige Verteilung der Niederschläge, genügende Regenmengen in der Entwicklungszeit der Pflanzen, andauernde Sommerwärme mit fruchtbaren Gewitterregen und sehr schöner Erntezeit im August und September außerordentlich günstige Ernteerträge erzeugt, die sowohl bei sämtlichen Körnerfrüchten wie auch bei Kartoffeln um 50 % die mittleren Erträge übertrafen. Die Niederschlagshöhe von 1308 mm war etwas höher als das Mittel, ebenso die mittlere Jahrestemperatur von 8,49° Celsius. Die größte Sommertemperatur trat im Juni mit 28° Celsius ein, und die größte Kälte von -9° im Februar.

1914–1919. Die Kriegsjahre brachten in meteorologischer Beziehung nichts besonders Bemerkenswertes. Die Höhe der Niederschläge, die mittleren Jahrestemperaturen, die Sonnenscheindauer und die Barometerstände bewegten sich meistens um die mittleren Zustände. Nur die mittlere Temperatur des Jahres 1917 blieb unter dem Mittel wegen der andauernd kalten Monate Januar, Februar, März und Dezember, in denen 95 Frosttage verzeichnet wurden mit einer größten Kälte von -16,9° am 4. Februar. Die Ernteergebnisse waren in den Jahren 1916 und 1917 ungünstig, was indessen weniger den Witterungsverhältnissen zuzuschreiben ist als den Kriegszuständen, die es nicht ermöglichten, daß die Ackerflächen genügend bearbeitet wurden und die den Stickstoffdünger fast vollständig zurückhielten, da der Stickstoff zu Sprengmitteln gebraucht wurde. Das Jahr 1918 hatte eine Mittelernte sowohl in den Körnerfrüchten wie bei den Kartoffeln. Im Dezember 1919 hatte das ganze Mitteleuropa sehr bedeutende Regenfälle zu verzeichnen, welche dann auch außergewöhnlich hohe Wasserstände der Flüsse erzeugten. Die Rheinhöhe in Köln übertraf diejenige von 1882, und die unteren Stadtteile wurden überschwemmt. In Lennep und dem oberen Wuppergebiet hatte der Dezember eine Niederschlagshöhe von 300 mm, also mehr als das Zweifache der mittleren Dezemberhöhe von 143 mm. Diese Periode der starken Niederschläge und der damit verbundenen Hochwassererscheinungen umfaßt auch noch den Monat Januar 1920. In Lennep wurden 234 mm Niederschlag gemessen, und es erreichte die Hochflutwelle sowohl am Rhein wie an der Wupper eine außerordentliche Höhe. Von Januar bis Oktober 1920 waren die Witterungsverhältnisse normal. Nur trat Ende August und Anfang September eine Regenperiode von mäßiger Höhe ein, durch welche die Weizenernte verdorben wurde.

Mit Oktober **1920** setzte nun eine Trockenperiode ein, wie sie seit Jahrhunderten nicht erlebt wurde; mit Ausnahme des Monats Januar 1921, der noch reichliche Niederschläge brachte, dauerte diese außerordentliche Erscheinung bis Mitte Dezember 1921. Diese 13 trockenen Monate hatten durchweg nur ein Drittel der mittleren Niederschläge; es entstand in den Sommermonaten 1921 eine große Dürre, welche für die Viehhaltung zur Katastrophe wurde.

1921 wurden 2000 Sonnenscheinstunden notiert; die mittlere Dauer ist 1598 Stunden. Die Niederschlagshöhe war 930 mm gegen 1271 mm im Mittel; sie war durch die Januarniederschläge von 269 mm günstig beeinflußt. Der mittlere Barometerstand von 1921 war 741 mm, 4 mm höher als der mittlere. Auch die mittlere Temperatur von 8,97° Celsius war um 1 Grad höher als die Mitteltemperatur der letzten 40 Jahre. Da in vielen Gegenden in der Entwicklungszeit des Getreides noch Regen gefallen war und die reichliche Sonnenwärme günstig wirkte, ist trotz der Dürre noch eine Mittelernte erzielt worden. Die Flüsse versiegten, die Talsperren versagten, da es keine Hochwässer zum Aufspeichern gab. Die Wasserkräfte, die Fluß- und Kanalschiffahrt, wurden fast vollständig aufgehoben, wodurch außerordentlicher volkswirtschaftlicher Schaden entstand. Diese eigenartige Erscheinung umfaßte die ganze Erde; sie muß deshalb eine kosmische Ursache gehabt haben und wird jedenfalls der Sonnentätigkeit zugeschrieben werden müssen, welche in dieser Zeit sehr wenig Flecken und Fackeln zeigte, also wohl eine geringe Wärmemenge ausstrahlte, durch welche weniger Meerwasser verdampfte und die Luftfeuchtigkeit geringer wurde.

Der Wasserbau in meiner geschäftlichen Tätigkeit

Unter den vielen zum Teil recht bedeutenden Bauten, die ich in meiner 57-jährigen Tätigkeit ausgeführt habe, waren es besonders die Wasserbauten, die mich bis ins Alter hinein vorzugsweise beschäftigten. Die naturwissenschaftlichen Beobachtungen und Studien, welche ich in meinen Mußstunden auf das Eingehendste betrieb, hatten zur Folge, daß ich die Ergebnisse der Wissenschaft in der geschäftlichen Tätigkeit verwerten konnte. Besonders die Entwicklung der Talsperrenidee, einer ganz neuen, bisher unbekanntem Art von Bauten, konnte durch meine meteorologischen Beobachtungen erheblich gefördert werden. Die Annahme, es könnte einem meiner Nachkommen von Nutzen sein, die Erfahrungen eines alten Praktikers auf diesem Gebiete kennen zu lernen, hat mich zu nachfolgenden Aufzeichnungen veranlaßt.

Die Entwicklung zum Wasserbautechniker

Im Jahre 1866 hatte die Firma Joh. Wülfing und Sohn von den Erben Bauendahl das Fabriketablisement Dahlhausen gekauft und wurde der Ausbau des Werkes zu einer großartigen Streichgarnspinnerei sofort in Angriff genommen. Der schöne sogenannte Bauendahl'sche Lustgarten, zwischen Fabrik-, Ober- und Abfallgraben, war schnell verschwunden. Der Raum wurde zur Anlage von Turbinen, Dampfmaschinen und Kesselhaus benutzt, der Obergraben verbreitert und ein neuer Untergrabenbau angelegt. An dem alten Wupperwehr wurde ein neuer Obergrabeneinlauf mit Wehrkopf erbaut, da der alte Einlauf für die größere Wasserausnutzung, die geplant war, nicht ausreichte. Die Baustelle für den Wehrkopf und Grabeneinlauf mußte durch einen Damm, zwischen Wehr und rechtsseitigem Berg, von der Wupper getrennt und das Wasser an dem Damm vorbei über das Wehr geleitet werden. Hier hatte ich zum ersten Mal Gelegenheit, die Wupper kennen zu lernen.

In den Trockenperioden des Sommers war sie fast versiecht, das Wasser sickerte in nur dünnen Strahlen über das Wehr und verlor sich fast in den Steinfugen des Wehrabfalls.

An einem schönen Morgen wanderte ich wohlgenut nach Dahlhausen, es hatte am Abend und die ganze Nacht hindurch sehr stark geregnet, es war ein Gewitterregen gewesen, der sich zu einem nachfolgenden Landregen entwickelte.

Am folgenden Morgen waren zwar noch Wolken vorhanden, aber es regnete nicht mehr und ich hatte keine Ahnung davon, welche Wirkung dieser Regen auf die Wupper haben konnte.

Am Abend war ich noch durch die fast trockene Wupper nach Hause gegangen. Da ich, infolge meiner Tätigkeit von morgens früh bis abends im Freien und meiner täglichen Fußtouren einen sehr festen Schlaf hatte, so hatte ich fast nichts davon bemerkt, daß der nächtliche Regen in wolkenbruchartiger Heftigkeit niedergegangen war, ich konnte die Wirkung dieses Regens infolgedessen nicht ahnen und war ungemein erstaunt, daß ich von dem Wilhelmstaler Berg aus, anstelle eines friedlichen Fließchens einen reißenden Strom erblickte, der seine gelben Fluten brausend durch das Tal wälzte und den Wupperweg zwischen Wilhelmstal und Dahlhausen überschwemmte.

O weh, wie mag es meinem Damm ergangen sein, war der erste Gedanke. Dann ging es in gestrecktem Galopp den Berg hinunter und an der Wupper entlang nach Dahlhausen. Der Weg war überschwemmt, ich mußte an dem steilen Berg vorbei klettern und gelangte mit Schweiß bedeckt auf den Berg vor dem Dahlhauser Wehr. Da hatte ich die Bescherung, das Wasser stürzte in mächtigem Strahl über das Wehr hinunter, meine Baustelle lag im Wasser und der Damm war nur noch an einigen höher ragenden Pfählen erkenntlich. Glücklicherweise fiel das Wasser sehr schnell und noch vor Mittag konnten wir bemerken, daß der Damm unten standgehalten und nur, durch die Überflutung, in dem oberen Teil etwas beschädigt war. Am Abend war das Wasser soviel gesunken, daß wir daran denken konnten, die Baustelle von den Wirkungen der Überflutung zu säubern und für den Weiterbau herzurichten. An dem schon fertigen Mauerwerk war kein Schaden entstanden.

Vor Mittag war Herr Fr. Hardt der Ältere erschienen und konnte derselbe sich nicht enthalten, mir zu sagen: »Das hätten Sie aber auch wissen müssen.« Den Ausspruch »das hätten Sie auch wissen müssen« habe ich in meinem Leben noch häufig gehört, verdient und unverdient. Etwa 10 Jahre später hatte ich den neuen Trockenapparat erfunden und mir patentieren lassen, derselbe wurde unter anderem auch in Wilhelmstal angelegt, da konnte sich Jul. Hilger zu der weisen Bemerkung aufschwingen: »Das hätten Sie aber auch schon früher wissen können, dann hätten wir nicht eine unrationelle Trockenanstalt gebaut.« Ja wohl,

wenn die Dampfmaschinen schon vor 1000 Jahren erfunden worden wären, dann hätte sich die Welt sehr viel anders entwickelt. Vor Columbus konnte man auch noch keine Eier auf den Kopf stellen. Man sieht daraus, wie oberflächlich die Menschen häufig urteilen. Aus der Überflutung meines Dammes am Dahlhauser Wehr hatte ich aber etwas gelernt, ich hätte vorsichtiger sein müssen, doch wurde ich dadurch ange-regt, die Wasserverhältnisse der Wupper genauer zu studieren.

Schon damals beschäftigte ich mich in meinen Mußestunden mit naturwissenschaftlichen Studien, ich beobachtete den Himmel und die Sternenwelt, machte Beobachtungen von Sternschnuppen, Sonnenflecken, Nordlichtern und sonstigen Himmelserscheinungen. Es lag nahe, daß die meteorologischen Erscheinungen der Atmosphäre dadurch mit beobachtet wurden, da sie besonders mit den Nordlichtern in Zusammenhang standen. Ich hielt die Zeitschrift »Gaea«, in der die Fortschritte auf allen Gebieten der Naturwissenschaften gebracht wurden. Durch Professor Heis in Münster wurden meine damaligen Beobachtungen von Sternschnuppen und Nordlichtern zu Berechnungen der Entfernung dieser Erscheinung über der Erdoberfläche benutzt, indem sie mit seinen und anderen Beobachtungen verglichen und zu Dreiecksberechnungen dienten, die es ermöglichten, auf Grund der Entfernung von Lennep und Münster, die Höhe der Erscheinungen zu berechnen.

Der Zusammenhang zwischen Regen und Wasserabfluß der Wupper wurde mir bald klar, und da ich bei meinen Bauten an und in der Wupper immer mit den Anschwellungen derselben rechnen mußte, hatte ich bald gewisse Erfahrungssätze gefunden, die es mir ermöglichten, das Eintreten und die Höhe einer Flut vorherzusehen. Ich hatte gefunden, daß sämtliche natürliche Quellen in unserem Schiefergebirge nach dem Regen verstärkt wurden, und daß die Schwankungen im Abfluß bei den Quellen und der Wupper, im Verhältnis zum Niederschlagsgebiet, genau dieselben waren. Es mußte ja auch so sein, aus vielen Quellen, Bächen und Flüssen bildet sich der Bach, aus vielen Bächen die Wupper. Der Wasserabfluß mußte also in Quellen, Bächen und Flüssen in gleichem Verhältnis zu- oder abnehmen.

Ein Brunnen der im Jahre 1854 abgebrannten Walter'schen Tuchfabrik auf der Knusthöhe hatte eine sehr starke, natürliche Quelle, an der man die Schwankungen des Wasserabflusses nach jedem Regen genau beobachten konnte. Der Auslauf dieses Brunnens lag oberhalb des Kaiser'schen Wohnhauses und das Wasser lief durch die Straßenrinne an unserm Hause vorbei.

Ich hatte nun bald den Parallelismus zwischen der Stärke des Baches und derjenigen des Wupperabflusses bemerkt und wußte genau an der Breite der Wasseroberfläche des Baches die Höhe des Überlaufstrahls an dem Dahlhauserwehr zu bemessen. Wenn ich morgens aus dem Hause trat, sagte ich mir gleich, das Wasser läuft so hoch über das Wehr und konnte daraus ermessen, ob es nötig war, die Wirkungen dieser Wassermenge der Wupper persönlich zu beobachten und wo möglich Maßnahmen zu treffen, um Schäden am Flußlauf oder an meinen, am und im Fluß liegenden Bauten zu verhüten.

Das Dahlhauserwehr hatte von Alters her sehr viele Übelstände hervorgerufen, dasselbe war in seiner Anlage verfehlt und in Folge dessen bei seiner großen Höhe fast bei jeder großen Wupperflut beschädigt worden. Die Vorbesitzer der Firma Bauendahl, die dort Eisenhämmer hatten, waren durch die kostspieligen Wehrreparaturen zu Grunde gegangen. Auch die Firma Bauendahl hatte im Jahre 1858 fast das ganze Wehr erneuern lassen, da sie durch Bretteraufsätze einen höheren Aufstau des Wassers und dadurch eine größere Wasserkraft erreichen wollte. Aber die wirklichen Ursachen der fortwährenden Beschädigungen hatte sie nicht erkannt und nicht beseitigt.

Das Wehr bildete einen Bogen entgegen der Stromrichtung, man hatte offenbar bei der Anlage auf die Gewölbewirkung des Wehrs gegen den Wasserdruck gerechnet, aber dabei nicht berücksichtigt, daß nun die Wirkung des abfließenden Wassers gegen den Mittelpunkt des Bogens hin gerichtet war und in Folge dessen das Flußbett unterhalb des Wehrs in sehr verstärktem Maße angegriffen wurde. Da nun das Flußbett aus leichtem Kiesboden, mit Bruchsteinen abgepflastert, bestand, so konnte es den Angriffen sehr hoher Fluten oder vor Eisgängen nicht genügend Widerstand leisten. Das Pflaster wurde weggerissen, es bildete sich ein Kolk, der sich rückwärts gegen die Stromrichtung vergrößerte und sowohl die Ufermauern zum Einsturz brachte, als auch bei langdauernder Flut das Wehr selbst unterwühlte und zerstörte.

Ein zweiter Fehler lag darin, daß die Dichtungsmauer des Wehres nicht verlängert war, über die Wiese hinaus, bis zum linksseitigen Berg. Die Wiese war wohl notdürftig abgepflastert, lag aber nicht so hoch über dem Wehr, daß sie bei sehr starken Fluten von dem Wasser nicht überschwemmt wurde. Trat nun eine starke Ueberflutung ein und war die Grasnarbe, die sich zwischen den Pflastersteinen gebildet hatte, an irgend einer Stelle beschädigt, so fand das überflutende Wasser hier einen Angriffspunkt, es bildete sich ein Kolk, der sich rückwärts vergrößerte, bis er den Flußlauf erreichte und alsdann verursachte, daß der Strom

hindurch floß, das neugebildete Bett erweiterte und so ein neues Flußbett erzeugte, welches das Wehr seitwärts liegen ließ und dadurch den Aufstau des Wassers vereitelte.

Durch die bei jeder Flut auftretenden Beschädigungen der Wehranlage und weil man vor hatte, den Wehraufsatz noch etwas zu erhöhen, hatte die Firma J. Wülfig & Sohn einen Sachverständigen vom Rhein kommen lassen, der die Anlage verbessern sollte. Es wurde eine Dichtungsmauer quer durch die Wiese nach dem linksseitigen Berg angelegt und ein neues Flußbett geschaffen, welches etwa 1 Meter höher lag als der Wehraufsatz. Merkwürdigerweise bildete die Dichtungsmauer einen Bogen mit der Stromrichtung, da der Wasserkünstler sich dadurch beim Wasserdurchlauf durch das neue Flußbett einen günstigeren Wasserabfluß in Bezug auf Haltbarkeit des gepflasterten Flußbettes versprach.

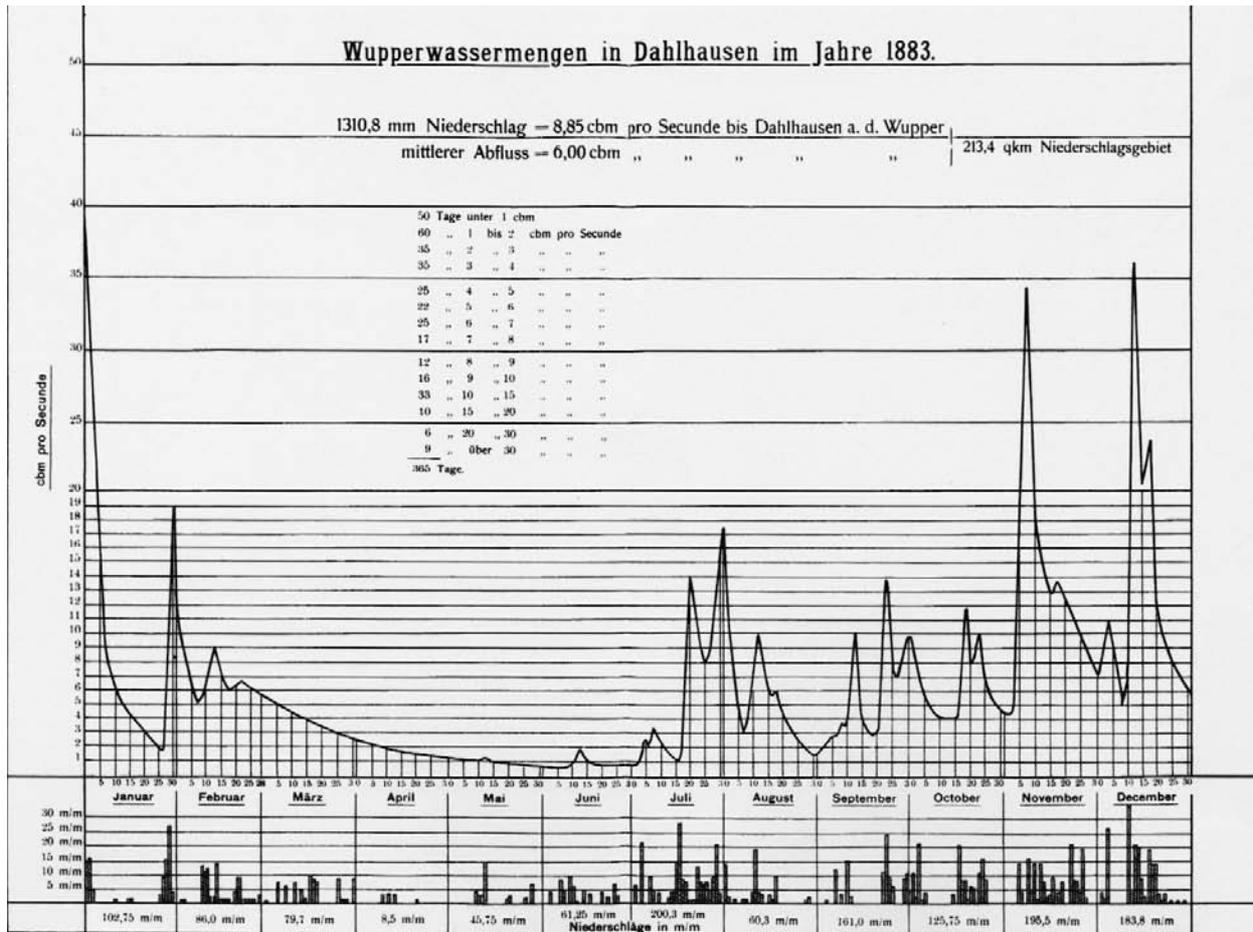
Ich hatte damals eine Schleusenanlage auf der Wiese geplant, um bei Hochwasser einen Teil des Wassers dort ableiten zu können, aber die Anlage wurde nicht genehmigt, da man dem Rheinsachverständigen größeres Vertrauen schenkte. In dem darauffolgenden Winter 1871-1872 erfolgte nun die Katastrophe. Das Wasser der ersten Hochflut stieg so hoch, daß es 80 cm hoch durch das neuangelegte Flußbett abfloß. Das Wasser strömte sehr bald über und unter der Mauer her, so daß dieselbe eine Zeit lang frei im Wasser schwebte, gehalten durch die Zugfestigkeit des Mörtels. Da nun die Mauer in der Stromrichtung gewölbt war, so konnte sie nicht lange dem gewaltigen Wasserdruck widerstehen. Sie brach in kurzer Zeit mit lautem Krach in mehrere große Stücke, die nun durch die gewaltige Strömung 100 Meter weit hinunter gerissen wurden, bis in das Flußbett der Wupper. Jetzt hatte die starke Strömung durch das neue tiefliegende Flußbett freies Spiel. Die tiefeingerissene Schlucht wanderte rückwärts bis zum Wupperbett, das ganze Wasser des Flußes stürzte sich in das tiefe neue Bett und das Wehr wurde trocken. Mit welchen Gefühlen wir das sehr teure neue Bauwerk in den Strudel des mächtig angeschwollenen Flusses verschwinden sahen, läßt sich begreifen.

Wir saßen verzweifelt auf dem Wehrkopf und fühlten vollkommen unsere Ohnmacht diesem Naturschauspiel gegenüber. Wir hatten dabei große Sorge, wie wir das neue Flußbett abdämmen sollten, um den Fluß wieder über das Wehr zu leiten, da zum Fabrikbetrieb der Aufstau nötig war. Außer den Turbinen konnten auch die Färberei und Wäscherei nicht arbeiten, da sie ihr Wasser aus dem nun trockenen Obergraben beziehen mußten.

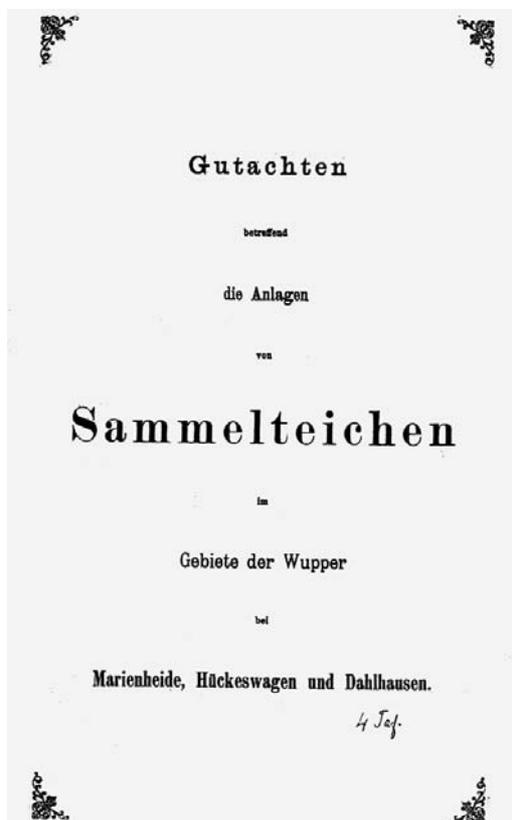
Es wurde beschlossen, so schnell wie möglich das neue Flußbett am Ufer des alten Flusses durch einen Damm zu verschließen. Dieser Damm mußte in der reißenden Strömung angelegt werden und es konnten da nur schwere Senkfaschinen angewendet werden, da alles andere Material von derselben fortgerissen wurde. Es wurden von einem Krippenmeister am Rhein Leute gesandt, die das Anfertigen von Senkfaschinen verstanden und dann schleunigst einen Faschinendamm aus 4 Meter langen Sträuchern mit Ausfüllung von schweren Bruchsteinen, die durch verzinkten Eisendraht zusammengebunden wurden, hergestellt. Diese Faschinen hatten eine walzenartige Form von etwa ein Meter Durchmesser und vier Meter Länge. Sie hatten ein Gewicht von cirka 1000 Kilogramm und wurden mit der Stromrichtung ins Wasser geworfen, so daß dasselbe der Länge nach durch die Faschinen floß. Es wurde nun die ganze Einströmungsöffnung mit Faschinen ausgefüllt und das Wasser durch vorgeschütteten Lehm zurückgehalten und aufgestaut. Die Lehnteilchen wurden durch das Wasser zwischen die Faschinen gerissen, blieben dort teilweise in den Sträuchern und Steinen hängen und füllten dadurch allmählich sämtliche Zwischenräume, bis der Damm dicht war und das Wasser sein früheres Bett benutzte. Es wurde nun ein Damm von dem linken Wehrkopf bis zum Berg angeschüttet, der ein Überfluten der linken Wiese unmöglich machte, die Wehrköpfe wurden erhöht und mußte künftig alles Wasser über das Wehr laufen.

Der zweite Fehler, die unzureichende Befestigung des Absturzbeckens unterhalb des Wehres, blieb noch bestehen, da eine sichere Beseitigung des Übelstandes große Kosten verursachte und die Herren sich nicht entschließen konnten, so viel anzulegen. In Folge dessen brachte jede Hochflut Aufregungen und Reparaturen und wurde deshalb das Steigen und Fallen des Flusses bei Regenwetter ängstlich beobachtet. Ich machte täglich Notizen über Wetter, Niederschläge und Wupperabfluß, um über das Verhältnis zwischen Niederschlag und Abfluß ins Klare zu kommen. Ich hatte durch diese Beobachtungen festgestellt, daß im Winter, wenn die Verdunstung gering war und Landregen eintrat, bei jedem Millimeter Regenhöhe die Ueberlaufwasserhöhe des Dahlhauserwehrs um 12 mm höher wurde.

Wenn ich deshalb an meinem Regenwasser morgens die Niederschlagshöhe notierte, so wußte ich dadurch auch das Steigen des Wasserstandes in Dahlhausen. Die Herren in Dahlhausen telegraphierten bei Regenwetter häufig um zu erfahren, wie hoch das Wasser steigen würde. Bis zum Jahre 1881, nach dem Brande der Fabrik in Dahlhausen, blieb der unsichere Zustand des Wehrs bestehen. Beim Wiederaufbau der



Albert Schmidt. Veröffentlichungen.
 Darstellung der Wupperwassermengen in Dahlhausen im Jahre 1883. Derartige Aufstellungen würden heute mit dem Computer realisiert.



Albert Schmidt. Veröffentlichungen.
 Das 1888 veröffentlichte Gutachten verfasste der Autor zusammen mit Professor Intze. Der »Baumeister Schmidt aus Lennep« war auch Mitglied des neu gegründeten »Wupper-Comités«.

Fabrik wurde beschlossen, auch das Absturzbecken des Wehrs durch eine Betonmulde sicher zu machen. Da man nun wieder sparen wollte und den Beton minderwertig und billig herstellen wollte, so habe ich die Gelegenheit benutzt, eine Menge Waggonen Cement zu verwenden, die auf Brandkonto geschrieben wurden, um die Mulde für alle Zeiten sicher herstellen zu können.

Seit 1881 haben dann auch alle Beunruhigungen durch das Wehr aufgehört, es hat selbst bei der höchsten Flut des Jahrhunderts am 24. November 1890 standgehalten und ist unbeschädigt geblieben. Diese Kämpfe mit dem Wasser brachten mir naturgemäß schätzenswerte Erfahrungen und veranlaßten mich zu regelmäßigen fortdauernden Beobachtungen der Wettererscheinungen und Wasserabflüsse.

Diese andauernden Beobachtungen waren später bei den Talsperrenanlagen von großem Wert, da man dadurch erst im Stande war, die Projekte in richtiger Größe auszuführen und alle Einrichtungen zu treffen, die durch die wechselnden Wasserabflüsse bedingt waren.

Man kann also sagen, die Kämpfe um die Erhaltung des Dahlhauserwehrs den Angriffen der Hochfluten der Wupper gegenüber, sind die Ursache gewesen, daß ich Erfahrungen sammeln konnte auf dem Gebiete der Wasser-Bautechnik.

Für die seit 1881 täglich stattfindenden Messungen der Wasserabflußmengen der Wupper eignete sich das Dahlhauserwehr sehr gut, da die ganze Wassermenge der Wupper, die nicht in der Fabrik gebraucht wurde, zwischen den senkrechten Wehrköpfen abfließen mußte.

Über den scharfkantigen Wehraufsatz war eine in Centimeter geteilte Pegellatte angebracht, an der täglich mindestens einmal und bei stark steigendem oder fallendem Wasser, mehrere Male die Dicke des Überlaufwasserstrahls gemessen und notiert wurde. Gleichzeitig wurde das in der Fabrik von den Turbinen und Waschmaschinen gebrauchte Wasser von dem Maschinenmeister für mich notiert. An den Turbinen waren ebenfalls Skalen angebracht, die die Füllung derselben anzeigten. Die Wassermessungen am Wehr wurden von dem Maurerpolier Krämer, der in Dahlhausen wohnte, in pünktlichster Weise besorgt.

Ich hatte demselben auch einen Regenschirm und Verdunstungs-Meßapparat in seinem Garten aufgestellt und ihm gedruckte Formulare gemacht, die er täglich ausfüllen mußte für sämtliche Beobachtungen. Diese Formulare wurden nach ihrer Ausfüllung monatlich von mir in mein Beobachtungsjournal eingetragen. Am Ende jeden Jahres machte ich eine graphische Darstellung der Regen- und Wasserabflußmengen und übergab ein Exemplar davon der Fabrik Dahlhausen, da auch die Statistik über den Turbinenbetrieb darin enthalten war.

In Lennep hatte ich außer Barometer, Thermometer und Hygrometer auch Regenschirm aufgestellt, da ich als Beobachter des meteorologischen Instituts in Berlin für Regen- und Gewitterbeobachtungen angestellt war.

Seit 1903 werden die Wasserabflüsse der Wupper, da ich nicht mehr in Dahlhausen beschäftigt war, an zwei Seitenbächen der oberen Wupper im Lütgenautal und am Schardersiepen von den Wärtern der Bever- und Lingesetalperre ausgeführt und mir monatlich eingereicht. Da die Wasserabflußmenge der Bäche und Flüsse, bei gleichen meteorologischen und geognostischen Verhältnissen den Niederschlagsgebieten derselben genau proportional sind, so konnte ich die Wupperabflüsse aus den Messungen in den Seitentälern, deren Niederschlagsgebiete genau bestimmt waren, ableiten und aufzeichnen.

Aus diesen 26-jährigen graphischen Darstellungen der Regen- und Abflußwassermengen konnte eine Menge für die Hydrographie und Wasserbautechnik interessante Tatsachen konstatiert werden. Es wurde festgestellt, daß die Verdunstung der niedergefallenen Regenmengen im Winter nur 0 bis 5%, im Sommer dagegen 50 bis 90% beträgt. Der mittlere Jahresabfluß beträgt 68% der Niederschlagsmenge, in sehr regenreichen Jahren 75% und in Jahren mit langen Sommertrockenperioden 50%.

Man kann annehmen, daß von den niedergefallenen Regenmengen einer Gegend im Mittel 350 mm hoch verdunsten, sodaß man von den gemessenen Niederschlagshöhen 350 mm abziehen muß, um die Abflußhöhen zu erhalten.

Professor O. Intze in Aachen hatte im Jahre 1887 den Auftrag erhalten, ein Gutachten über eine Talsperrenanlage im oberen Wuppergebiet für Cramer & Buchholz im Crommenohl abzugeben. Er erklärte, es müßten vorerst einige Jahre Wassermessungen veranstaltet werden, um ein Talsperrenprojekt aufstellen zu können. Bei einer Beratung obengenannter Herren mit Fritz Hardt in Lennep über das Projekt hörten dieselben, daß schon jahrelange Wassermessungen von mir gemacht wären.

Es wurde nun eine Zusammenkunft der Talsperreninteressenten an der Wupper mit Prof. Intze und mir in Marienheide verabredet, ich legte dort meine Beobachtungen vor und erklärte Intze, daß man nun sofort vorgehen könne. Es wurde jetzt ein Komitee für die Förderung von Talsperrenanlagen im Wuppergebiet

gebildet, unter dem Vorsitz von Landrat Königs in Lennep. Demselben gehörten an: Prof. Intze; Fr. Hardt, Lennep; Eug. Buchholz, Crommenohl; Leop. Heuser, Rönsahl; Gustav Schlieper in Elberfeld und ich. Man war nun bald darüber einig, daß es wünschenswert sei, im Wuppergebiet Talsperren anzulegen, um die gefährlichen Hochwassermengen zurückzuhalten und mit den aufgespeicherten Hochwässern die Abflusssmengen in Niedrigwasserzeiten zu erhöhen. Es würden dadurch soviel Wasserkräfte am ganzen Wupperlauf gewonnen, daß die Kosten der Talsperrenanlagen durch Beiträge der Interessenten verzinst und getilgt werden könnten.

Da es aber unmöglich war, die Besitzer der 130 Triebwerke an der Wupper zu einigen, so mußte erst ein Genossenschaftsgesetz geschaffen werden, durch welches die Minderheit gezwungen werden konnte, der Genossenschaft beizutreten, wenn sie nachweislich Nutzen von der Anlage hatten. Professor Intze benutzte nun meine graphischen Darstellungen der Wupperabflüsse, um in einer Reihe von Vorträgen in den verschiedenen Städten des Wuppergebietes nachzuweisen, welchen Nutzen die Talsperren für die verschiedenen Zwecke der Wasserbenutzung haben würden, wenn die starken Schwankungen des Wasserabflusses, durch Aufspeicherung des Hochwassers, gemildert würden. Er wußte die Vorteile der Talsperren in so meisterhafter Weise darzustellen, daß die Mehrheit der Interessenten, nachdem auch das Genossenschaftsgesetz zustande gekommen war, beschloß, eine Talsperre im Bevertal und eine im Lingesetal anzulegen.

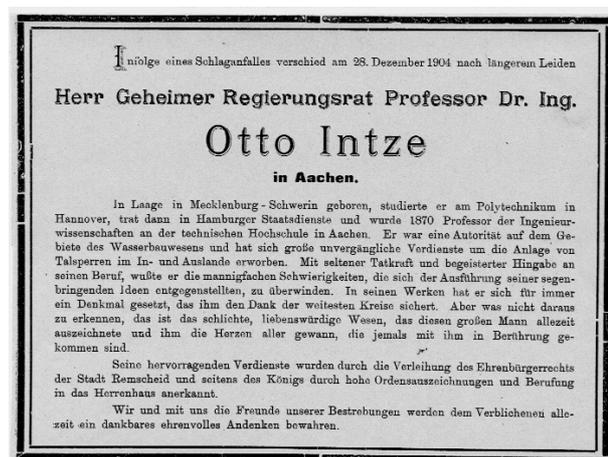
Dieser Beschluß wurde in der Genossenschaftsversammlung im Dez. 1895 in Elberfeld gefaßt, nachdem das Komitee 8 Jahre lang dafür gekämpft und gearbeitet hatte. Um das Gesetz zustande zu bringen, mußten die Abgeordneten über die Talsperrenidee unterrichtet werden, welches durch Gutachten und Schriften von Prof. Intze und von mir erreicht wurde.

Auf Veranlassung des Landrates Königs hatte ich für die maßgebende Sitzung des Abgeordnetenhauses dem Referenten eine Rede ausgearbeitet, die er laut stenographischem Bericht wörtlich gehalten hat, und das Gesetz wurde alsdann beschlossen. Für die verschiedenen Vorträge, die Prof. Intze auf der Versammlung des Vereins Deutscher Ingenieure in Breslau und in der Hochflutkommission in Berlin, in Gegenwart des Kaisers, über Talsperren gehalten hat, mußte ich ihm meine Beobachtungen und Aufzeichnungen der Wupperhochfluten, besonders der Hochflut vom 24. Nov. 1890, einsenden, damit er dieselben benutzen konnte. Unter dem 7. Febr. 1893 bat er mich, ihm diese Beobachtungen zum Vortrag beim Kaiser nach Berlin zu senden. Am 30. April 1893 schrieb er mir folgendes:

»Sehr geehrter Herr Baumeister! Ihre Darstellungen der Wassermengen der Wupper von 1882 bis 1892 sind mir äußerst wertvoll gewesen für die Beurteilung der Hochwasseranschwellungen und der wahrscheinlichen Einwirkung der Sammelbecken. Um für den möglichst umgehend den Städten Barmen und Elberfeld einzuhandigenden Inhalt meines gestrigen Vortrags in Elberfeld, die Zahlen der Wasserabflusssmengen recht genau, in Bezug auf einige von mir hervor gehobenen Hochfluten zu besitzen, möchte ich Sie bitten, mir gütigst so schnell wie es



Zahlreiche in der Familie überlieferte Fotos zeigen Albert Schmidt beim Talsperrenbau vor Ort (hier in der Dreiergruppe rechts). Er übernahm durchgängig den Außenbetrieb der Firma, während sein Bruder Ernst in stiller Kleinarbeit die statischen Berechnungen der großen Bauten, auch die der Talsperren, erstellte.



Nachruf auf den Geheimen Regierungsrat Professor Dr. Ing. Otto Intze in Aachen in der Fachzeitschrift »Die Talsperre«. Mit Prof. Intze ist jede Vergegenwärtigung der deutschen Talsperrengeschichte unausweichlich befaßt. Für den Ingenieur waren für seine technischen Berechnungen genaue Erkenntnisse über die jeweilige Wasserregion unverzichtbar. Bei den Talsperren des Bergischen Landes konnte er sich auf die schon Jahrzehnte langen Erhebungen Albert Schmidts stützen, was zu einer vertrauensvollen Zusammenarbeit führte, die allerdings bereits 1904 durch Intzes Tod endete, in einer Zeit, als Albert Schmidt nach der Übergabe seines Baugeschäfts an die nächste Generation erst anfang, über große wasser-technische Projekte nachzudenken.

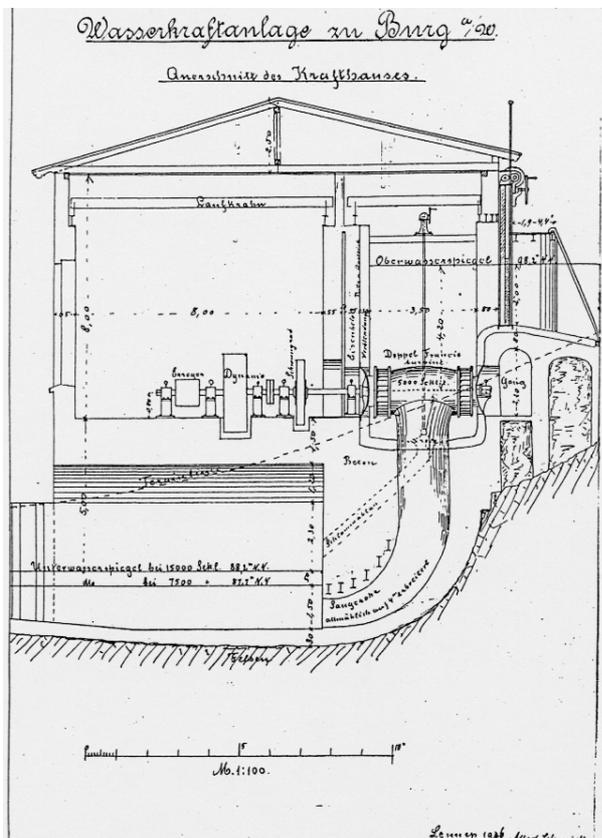
Wasserabfluß der Bever- und Lingesetalperre, sowie des Ausgleichweihers Dahlhausen

für die Zeit vom 21. Februar bis 27. Februar 1904.

Febr.	Bevertalperre.					Lingesetalperre.					Ausgleichw. Dahlhausen.		Bemerkungen.
	Sperrin- Zubalt in Taufend. cbm	Wasser- abgabe u. verdunstet in Taufend. cbm	Sperrin- Zubalt täglich cbm	Sperrin- Zubalt täglich cbm	Nieder- schläge mm	Sperrin- Zubalt rund in Taufend. cbm	Wasser- abgabe u. verdunstet in Taufend. cbm	Sperrin- Zubalt täglich cbm	Sperrin- Zubalt täglich cbm	Nieder- schläge mm	Wasserabfluß während u. Arbeitsstund. am Tage Sektit.	Ausgleich des Beckens in Sektit.	
21.	3300	—	475000	550000	31,5	2600	—	281500	285000	33,0	55000	—	Am 22. Februar betrug das Hochwasser der Wupper zwischen Barmen und Elberfeld 133 000 Sekl. resp. 11 491 000 cbm pro Tag.
22.	"	—	689000	824000	27,5	"	—	423100	430000	29,6	85000	—	
23.	"	—	547200	530000	3,2	"	—	174300	164500	1,7	55000	—	
24.	"	—	300000	289000	—	"	—	81000	91000	—	30000	—	
25.	"	—	147300	125000	—	"	—	47400	60000	—	13000	—	
26.	"	—	129000	62000	—	"	—	30100	44400	—	6600	—	
27.	3230	—	156000	62000	7,2	"	—	21800	35000	0,2	6600	—	
			3443500	2442000	62,9				1059200	1109900	64,6	870 = 34 800 cbm	

Die Niederschlagswassermenge betrug:
a. Bevertalperre 62,9 mm = 1478000 cbm. **b. Lingesetalperre 64,6 mm = 594000 cbm.**

»Wasserabfluß der Bever- und der Lingesetalperre, sowie des Ausgleichweihers Dahlhausen für die Zeit vom 21. Februar bis 27. Februar 1904«. Derartige Tabellen lieferte Albert Schmidt über Jahrzehnte. Er ließ messen und maß selber, an der Wupper oder auch im eigenen Garten. Wenn er in späteren Jahren zur Kur reiste, bat er auch schon einmal seine Enkelin Lotti, das im Privatgarten aufgestellte Meßgerät gewissenhaft abzulesen und die Daten zu notieren.



Albert Schmidt.
 Skizze zu einer Wasserkraftanlage zu Burg an der Wupper.

Ihnen bei Ihrer bekannten Liebenswürdigkeit nur möglich ist, die genauen Beobachtungen der folgenden Hochfluten mit den Strahldicken am Wehr zu Dahlhausen, angeben zu wollen, aus denen ich dann die Wassermengen leicht finden kann. Es wäre mir sehr lieb, den möglichst genauen Verlauf der An- und Abschwellung für etwa 2 Tage vor dem Gipfel und etwa 2 Tage nach dem Gipfel der sekundlichen Abflusmengen zu erhalten, für folgende Fluten: Dezemberflut 1884, Nov. 1885, Jan. 1886, März 1888. Auch die Regenmengen der betreffenden Tage und die Temperaturen. Ich werde hiernach die sekundlichen Abflusmengen berechnen und ebenso auftragen, wie ich dies für die Novemberflut 1890 getan habe. Ich habe aus Ihren Darstellungen der genannten Fluten die Gesamtabflusmengen in bestimmten Zeitintervallen (von 2 Tagen) ermittelt und hieraus sehr interessante Beziehungen zwischen diesen Gesamtmengen und den eingetretenen höchsten Anschwellungen gefunden, aus denen ich umgekehrt die wahrscheinlichen Werte der Veränderung der höchsten Anschwellung finden kann, wenn ich von diesen Flutmengen die entsprechenden Flutmengen abziehe, welche in dieser Zeit in den Talbecken zurückgehalten werden können. Ich hoffe, mit Ihnen hierüber baldigst einmal mündlich verhandeln zu können. Im Interesse der scheinbar günstigen Verhandlungen mit Barmen und Elberfeld gestatte ich mir die vorstehende dringende Bitte um baldige Uebersendung. Hochachtungsvoll – Ihr ergebener Otto Intze.



Die Lingese-Talsperre, nach dem Entwurf von Prof. Intze in den Jahren 1897-1899 erbaut, im überarbeiteten Zustand 1999. Für Talsperrenbauer steht heute fest, daß die Erkenntnisse von Intze und Schmidt natürlich überbietbar waren. Auch die schwerste Talsperrenmauer unterliegt dem archimedischen Prinzip, d.b. der Auftrieb ist auch bei der solidesten Statik keine zu vernachlässigende Größe. Foto 1999, im Privatbesitz.

Er hat mit mir immer sehr freundlich verkehrt und in dem Kampf ums Dasein, den ich beim Bau der Bevertalsperre durchzumachen hatte, hat er mir treu zur Seite gestanden und ist mir behilflich gewesen, daß ich unversehrt daraus hervorgegangen bin. Intze, Landrat Königs und Fritz Hardt haben mir in den Tagen, in denen ich durch Schwierigkeiten, die mir die Regierungsbeamten beim Bau der Bevertalsperre machten, in Bedrängnis geraten war, so treu zur Seite gestanden, daß ich ihnen immer dankbar sein werde. Vor dem Bau der Bevertalsperre hatte ich schon die Lennepertalsperre ausgeführt, die in einem kleinen Heft, welches ich zum Besten des allgemeinen Bürgervereins veröffentlicht habe, beschrieben wurde. Meine meteorologischen und Wasserbeobachtungen waren durch Veröffentlichungen und Vorträge allmählich bekannt geworden. Ich wurde deshalb zu sehr vielen wassertechnischen Fragen von allen Seiten her zu Rate gezogen. Durch eine Menge Turbinenanlagen an den Fabriken, Wasserleitungsanlagen und Wehrbauten wurden meine wassertechnischen Kenntnisse immer mehr bereichert und vervollkommen, und es war natürlich, daß ich nach Aufgabe des Baugeschäfts am 31. Dez. 1902 die Wasserbautechnik als Hauptbeschäftigung für mein technisches Büro erwählte.

Wie aus obigem hervorgeht, konnten meine langjährigen Beobachtungen, die ich an der Wupper gemacht hatte, in mancherlei Weise zur Erreichung des großen Zweckes, dem Zustandekommen der Talsperrenbauten, dienlich sein. Die Korrespondenz mit Intze, Landrat Königs, dem Regierungspräsidenten, den Ingenieuren Sax und Holz ist in dieser Beziehung sehr interessant. Ich habe dieselbe in einem separaten Heft bei den Talsperrenakten aufgehoben. Noch unter dem 25. April 1904, ein halbes Jahr vor seinem Tode, schrieb mir der inzwischen zum Dr. ing. und Geheimen Regierungsrat avancierte Prof. Intze, ich möchte ihm meine Beobachtungen über die durch Sickerungen bei Talsperren abfließenden Wassermengen mitteilen, da er beabsichtigte, eine Broschüre darüber zu schreiben.

Ich habe ihm meine Beobachtungen an der Lingese-Talsperre damals mitgeteilt, er ist aber nicht mehr dazu zu kommen, die Sache zu bearbeiten, da er vom Tode überrascht wurde. Professor Intze war ein großer Ingenieur und mit einem großen Rednertalent begabt, wodurch er bedeutende Erfolge erzielte.

Aus nachfolgender Aufstellung sind die wasserbautechnischen Ausführungen und Projekte, die ich in den Jahren meiner geschäftlichen Tätigkeit gemacht habe, zu ersehen:

- 1882 Gutachten, Wasserleitung, Kanalisation in L e n n e p, ausgeführt 1883 durch Disselhoff und Stübben
- 1885 Stollenanlage Panzertal, Lennep, Talsperre
- 1904/5 Vorbecken und Talsperreerweiterung, L e n n e p
- 1896-99 Bevertalsperre, Hückeswagen
- 1880-90 Wasserleitungen in Dahlhausen und Dahlerau.
- 1894 Wasserleitung in Beyenburg
- 1895 Wasserleitung in Klausen
- 1896, 1903 Wasserleitung in Burg a.d. Wupper
- 1867 Turbinenanlage Dahlhausen
- 1869 – Dahlerau
- 1880 – Vogelsmühle
- 1886 – Hammerstein
- 1896 – Müngsten
- 1891 Wehrbau in Beyenburg
- 1892 – MüngstenPinen (sic)
- 1893 – Leichlingen, Römer
- 1896 Bergisches Elektrizitätswerk Müngsten
- 1899 Elektrizitätswerk Schlenke einschließlich Turbinenanlage und Kanälen
- 1901 Gräben, Turbinenanlage Krebssoege

In neuester Zeit suchte ich durch Artikel in Zeitungen, Broschüren und Gutachten darauf hinzuwirken, daß neue Talsperren erbaut würden für Wasserleitungszwecke sowie für die bessere Ausnutzung der Wasserkräfte im Wuppergebiet. Für Barmen habe ich Vorprojekt mit Gutachten und Kostenberechnung für eine Talsperre im Kerspetal von 15 Millionen cbm Inhalt mit Rohr und Stollenleitungen von 31000 m Länge angefertigt und es ist in diesem Jahre 1909 mit dem Bau begonnen worden. Es sollen 15 Mill. cbm. Wasserleitungswasser jährlich nach Barmen fließen und 8 Mill. cbm. in Niedrigwasserzeiten an die Wupper abgegeben werden, um die Wasserkräfte derselben zu verbessern. Sodann habe ich Projekte und Kostenberechnungen für eine Erhöhung der Bevertalsperre um 7 m Vergrößerung des Inhalts von 3,3 auf 10 Mill. cbm. für die Wuppertalsperrengenosenschaft gemacht, außerdem Projekte für drei Ausgleichsweiher im Wupperlauf.

Die neueste Arbeit betrifft ein Projekt zur Ausnutzung neuer Wasserkraftanlagen im unteren Wupperlauf unterhalb Elberfeld. An drei Stellen, an denen stillliegende oder ungenügend benutzte Wassergefälle vorhanden sind, sollen große Kraftzentralen geschaffen werden, in denen ca. 5000 Pferdekkräfte erzeugt werden können, die zur künftigen Elektrisierung des bergischen Eisenbahnnetzes Verwendung finden können. Als ich im Jahre 1866 mit schwerem Herzen an meine überschwemmte Baustelle am Dahlhauserwehr herantrat, hätte ich mir keine Vorstellung davon machen können, welche Fülle von zum Teil großartigen Wasserbauten in den folgenden 40 Jahren von mir ausgeführt und projektiert werden würde. Man kann aus dieser Entwicklungsgeschichte zum Wasserbautechniker ersehen, welcher Wert in einer stetigen wissenschaftlichen Arbeit liegt.

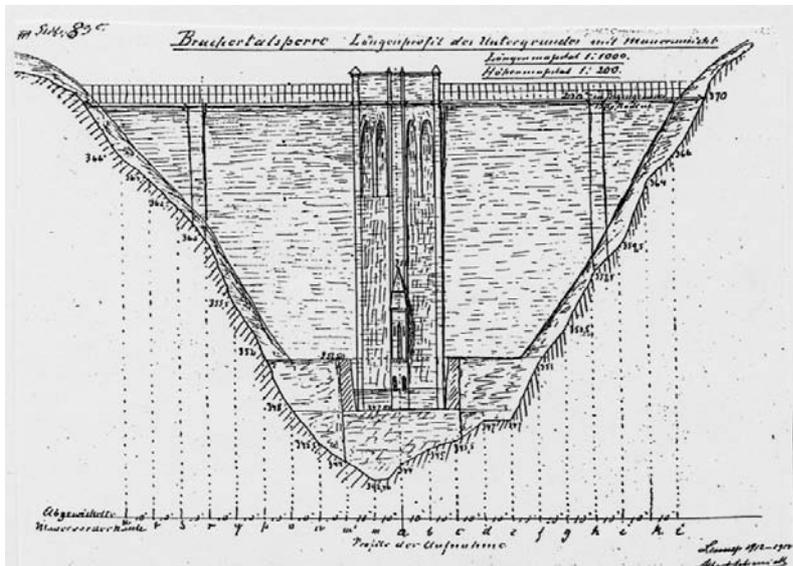
Wenn ich neben der großen geschäftlichen Tätigkeit die meteorologischen und Wasserbeobachtungen nicht mit Ausdauer täglich durchgeführt hätte, würde ich niemals zu der heutigen Stellung und Bedeutung gekommen sein. Vielleicht tritt einer meiner Enkel in der Fußstapfen des Großvaters, wie ich in diejenigen meines Großvaters trat, der vor 80-90 Jahren die alten Wupperwehre erbaut hat.

Brucher-Talsperre

Technische Daten

Fassungsvermögen	3,3 Mill. cbm
Mittlere Abflußmenge pro Jahr	5,2 Mill. cbm
Wasserfläche bei vollem Becken	46,1 ha
Niederschlagsgebiet	5,8 qkm
Art des Absperrbauwerks	Bruchsteinmauer
Stauziel	369 m ü. NN
Größte Höhe der Mauer	27,5 m
Größte Sohlenbreite	18,5 m
Kronenlänge	200 m
Kronenbreite	4,5 m
Entwurf	Ingenieur Albert Schmidt
Bauzeit	1912-1914
Eigentümer	Wupperverband, Wuppertal-Barmen
Nutzung	Aufhöhung der Wupper bei Niedrigwasser, Hochwasser- schutz, Erholungsgebiet

Die Brucher-Talsperre. Albert Schmidt baute die Brucher-Talsperre nach eigenem Entwurf in den Jahren 1912-1914. Den Baumeister als Ingenieur zu bezeichnen ist insofern nicht falsch, als viele wassertechnische Arbeiten diesem Metier deutlich näher standen als dem der Architekten.
Abbildung: Wietbege, s.Lit. Verz.



Längensprofil des Untergrundes mit Maueransicht der Brucher-Talsperre. Zeichnung von Albert Schmidt. So manche Darstellung der deutschen Talsperrengeschichte greift auf die zahlreichen Zeichnungen und Skizzen des Baumeisters zurück.



Die Brucher-Talsperre 1999.
Foto: Privatbesitz.

Technische Träume aus dem Ahrtale

Wer an einem schönen Herbsttage das Ahrtal durchstreift und von der großartigen und auch wieder lieblichen Gebirgsnatur begeistert ist, der wird häufig bedauern, daß das sonst so muntere Flößchen träge dahin sickert, da seine Quellen in der langen Trockenperiode des Sommers fast versiegt sind. An dem bedeutenden Profil des Flußbettes sieht man, daß zu anderen Zeiten große Wassermengen dasselbe durchfließen. Die Brücken, die bei dem kleinen Wasser eine anscheinend viel zu große Weite haben, lassen erraten, daß die Ahr Hochfluten bei anhaltendem Regen oder Gewitter aufzuweisen hat, die das heutige Kleinwasser um das 100 ja fast 1000fache übertreffen. Allenthalben findet man Spuren vergangener Hochfluten, und Wasserstandsnotizen an Brücken und Felsen zeigen deren Höhen an. Wenn jemand mit hydrotechnischem Interesse das Ahrtal durchwandert, so wird er sich wundern, wie wenig die bei dem großen Gefälle doch bedeutende Wasserkraft des Flusses ausgenutzt ist. Hier und da wird eine kleine Mühle vom Wasser betrieben, aber nirgendwo findet man bedeutendere Wasserkraftanlagen. Untersucht man die Sachlage näher, so sind es zweierlei Gründe, die diese Erscheinung hervorbringen.

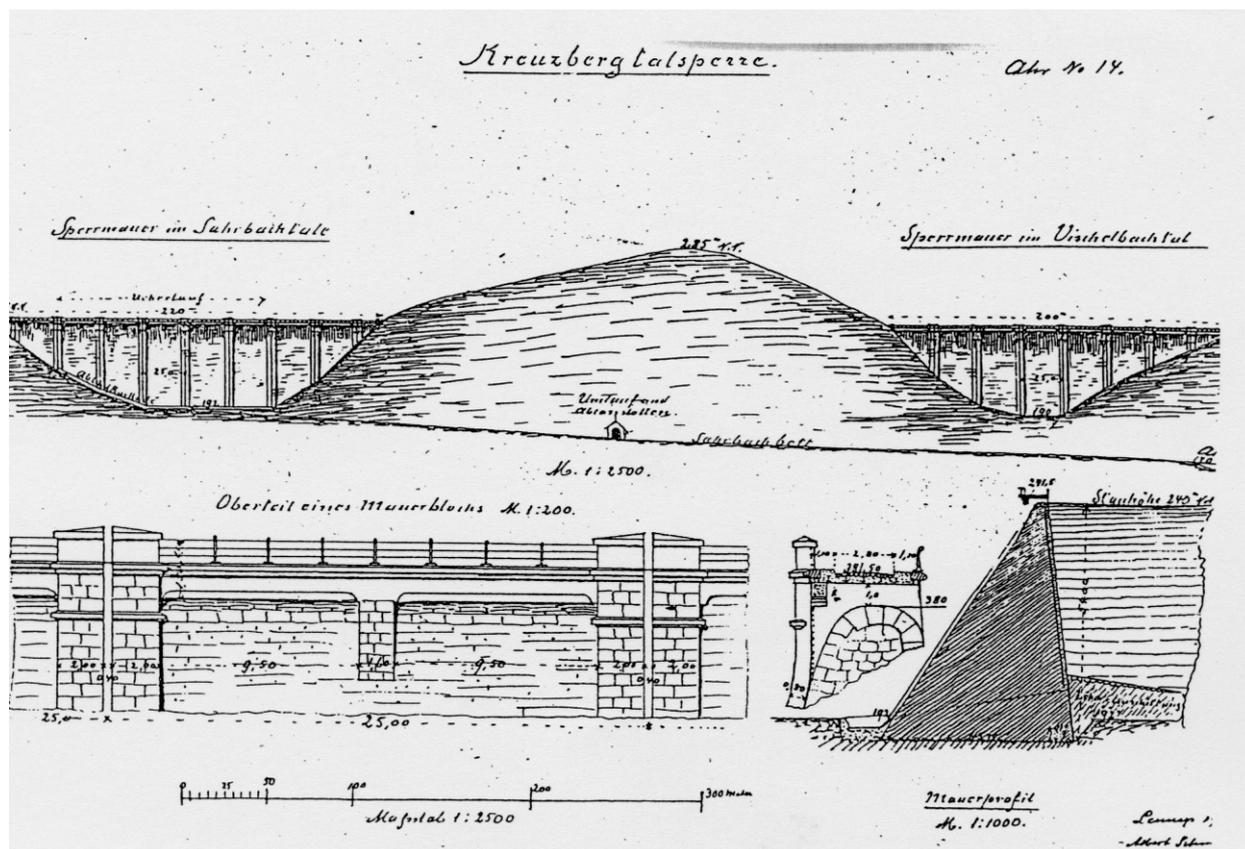
Erstens sind Fabrikanlagen den Ahrtalbewohnern ein Greuel, sie sind vorzugsweise und mit Vorliebe Land- und Weinbauern und möchten sich mit Recht Fabriken mit ihrem häßlichen Schornsteinrauch und ihren sonstigen Unannehmlichkeiten in bezug auf die Arbeiterverhältnisse aus ihrem schönen Tale fernhalten. Sowohl die Grundbesitzer wie auch die Gemeindeverwaltungen werden sich der Tatsache nicht verschließen können, daß, wenn die Wasserkräfte durch Fabriken ausgenutzt würden, bei dem so sehr wechselnden Wasserstande der Ahr sich schnell Dampfmaschinen mit ihrem Kohlenrauch und häßlichen, die Gegend verunzierenden Kaminen finden würden, um bei Kleinwasser der Ahr einen gleichmäßigen Fabrikbetrieb zu ermöglichen. Sie werden also, auch abgesehen von den unliebsamen Arbeiterverhältnissen, ein Interesse daran haben, die Entstehung von Fabrikanlagen zu verhindern. Es ist ja auch begreiflich, daß die Arbeiterbevölkerung die Arbeit in den Weinbergen und in der Bedienung der vielen Touristen einer Arbeit in dumpfen Fabrikräumen vorziehen wird, wo Tag für Tag dasselbe in pünktlicher Weise geleistet werden muß. Die Touristenwelt würde es ebenfalls bedauern, wenn die herrliche Natur und ihre Romantik durch Fabrikanlagen gestört würde, sie würde sich wahrscheinlich verziehen und andere romantischere Gegenden aussuchen; wieder zum großen Schaden der Bewohner des Ahrtales.

Eine zweite Ursache für das Fehlen von größeren Wasserbetrieben im Ahrtale liegt eben in dem unregelmäßigen Wasserlauf der Ahr selbst. Jede Anlage setzt als Grundbedingung eines rationellen Betriebes die Gleichmäßigkeit desselben voraus, infolge dessen müssen alle Wasserbetriebe sich auf den kleinsten Wasserstand der Ahr einrichten, um gleichmäßig arbeiten zu können. Es sind also alle Betriebe, die keinen Dampfersatz haben wollen oder können, und welche größeren Kraftbedarf haben als ihn das Kleinwasser der Ahr liefern kann, ausgeschlossen. Es ist dieses der heutige Zustand, der indessen bei den immer teurer werdenden Kohlenpreisen und dem immer größer werdenden



Albert Schmidt. Veröffentlichungen. Die Ahrtaleschrift versandte der Autor, um für ein umfassendes Talsperrenprojekt zu werben. In diesem Zusammenhang korrespondierte er auch mit dem damaligen Oberbürgermeister in Köln, Konrad Adenauer. Der erste Weltkrieg machte das Vorhaben, das inzwischen Befürworter gefunden hatte, allerdings zunichte.

Kraftbedarf bei allen Manipulationen der Menschen schwerlich auf die Dauer bestehen bleiben kann. Wenn man die Petroleumbelichtung der Ortschaften des Tales betrachtet und zum andern die große Menge öffentlicher Lokale, die das ganze Tal aufweist, bedenkt, so wird man in Zukunft ein sicheres Eindringen der Elektrizität in das Tal voraussehen können und wird bedauern müssen, daß dazu nicht die im Übermaß vorhandene Wasserkraft des Flusses benutzt werden kann, da ihr die unbedingt notwendige Gleichmäßigkeit fehlt. Diese Gleichmäßigkeit ist zu erreichen, wenn man die Hochwasser der Regenzeiten aufspeichern kann, um dieselben dann in Niedrigwasserzeiten abzulassen, wenn man also dazu übergeht, große Sammelbecken zu schaffen. Diese Sammelbecken werden sich in den Seitentälern der oberen Ahr leicht anlegen lassen, indem geeignete Stellen in wasserreichen Tälern durch Talsperrenmauern abgesperrt werden. Bei solchen Talsperrenanlagen ist zu beachten, daß dieselben im Verhältnis zu der aufgespeicherten Wassermenge nicht zu kostspielig werden, es müssen Stellen gewählt werden für die Absperrungsmauern, die an einer engen Stelle des Tales liegen und die weite und flache Becken in dem überstauten Talgebiet aufweisen. Am besten eignen sich größere Seitenzuflüsse in ihren unteren Teilen, da sie dort nicht so steil ansteigen wie in den oberen Teilen des Tales in der Nähe der Quellen und auch das größte Niederschlagsgebiet aufweisen. Eine Steigung des Tales, welche stärker ist als 1:40, wird in den meisten Fällen eine zu hohe und teure Mauer erfordern, wenn eine gewisse Wassermenge aufgespeichert werden soll. Je flacher also das Tal, desto weiter reicht der Rückstau der Talsperrenmauer, desto mehr Wasser läßt sich bei derselben Mauerhöhe aufspeichern. Es werden dann möglichst viele Seitenzuflüsse zum eigentlichen Becken mit überstaut, welche an ihrer Mündungsstelle ins Haupttal große Erweiterungen desselben bilden, wodurch große Wassermengen aufgespeichert werden können. Die Täler, welche sich gut zu Talsperrenanlagen eignen, müssen einsam liegen, keine Ortschaften in dem Staugebiet enthalten und nicht zu viel von Wegen durchschnitten werden, da es sonst schwierig wird, die Wege so zu verlegen, daß keine großen und für die Bewohner unrationellen Umwege entstehen. Die das Schiefergebirge der Eifel tief durchschneidende Ahr, welche in den mannigfachsten Windungen, stellenweise scheinbar wieder rückwärts fließend wie in Altenahr, von den höchsten Bergen der Eifel dem Rheine zustrebt, enthält manche Stelle, die sich für Talsperrenanlagen gut eignen würde, wenn das Tal nicht so sehr bewohnt und von Wegen durchzogen wäre. Es ist aber eine große Menge starker Seitenzuflüsse vorhanden, von denen einige alle Bedingungen erfüllen, die man an rationelle Talsperrenanlagen stellen kann. Eine solche Anlage würde sich unter andern in der Nähe von Kreuzberg im Sahrbach- und im Bischeltale machen lassen, da beide Täler in einsamen Gegenden, im unteren Teile ohne Ortschaften, liegen, und nur Langwege enthalten, welche leicht, ohne Umwege zu erzeugen, verlegt werden können. Bei etwa 45 m Stauhöhe und 200 m oberer Mauerlänge für jede der beiden Sperrmauern würde man im Sahrbachtale 20 Millionen und in dem Bischeltale 6 Millionen cbm Wasser aufspeichern können. Die Steigung des Sahrbaches innerhalb des Staubeckens beträgt 1:80, diejenige des Bischelbaches 1:55, wodurch der große Beckeninhalte erklärlich wird. Die Niederschlagsgebiete der beiden Bäche haben eine Oberfläche von 60 Quadratkilometern und liegen auf Höhen von 240–480 m über dem Amsterdamer Pegel, an der nordöstlichen Abdachung der hohen Eifel, also wie das mittlere und untere Ahrthal im sogenannten Regenschatten derselben. Die Niederschläge in diesen Gebieten haben eine mittlere jährliche Höhe von 800 mm, im Gegensatz zu denjenigen im Wuppergebiet von 1200 mm. Der größere Niederschlag ist dadurch erklärlich, daß dasselbe an der westlichen Abdachung des sauerländischen Gebirges liegt, die vorherrschenden feuchten Westwinde müssen im Wuppergebiet allmählich von 30 m im Rheintale auf 400–500 m Meereshöhe der Wasserscheide ansteigen, sie kühlen sich infolgedessen ab, wodurch die Wasserdämpfe aus der Luft kondensieren und als Regen niederfallen. Im Ahrgebiet ist es umgekehrt, der über die Eifel in Höhen von 500–700 m hinstreichende Westwind hat auf der Westseite des Gebirges einen Teil seiner Feuchtigkeit verloren, derselbe sinkt im Ahrgebiet allmählich ins Rheintal herunter, erwärmt sich dadurch und kann infolge dessen mehr Feuchtigkeit in sich aufnehmen, wodurch die Niederschläge erheblich vermindert werden. Bei den Talsperrenanlagen im Wuppergebiete ist konstatiert worden, daß 70 Prozent des niedergefallenen Regenwassers durch die Flüsse und Bäche zum Abfluß gelangen, während 30 Prozent verdunsten. Ein Niederschlag im Ahrgebiete von 800 mm Höhe würde also einer jährlichen Abflußhöhe von 560 mm entsprechen, auf ein Quadratkilometer Niederschlagsgebiet würde man also 560 000 cbm Wasserabfluß im Jahr rechnen können. In die etwa im Sahrbach- und Bischeltale errichteten Talsperren würden also bei 60 Quadratkilometer Niederschlagsgebiet jährlich etwa 33 Millionen cbm Wasser einfließen. Diese Wassermenge könnte benutzt werden, in den Trockenperioden den Wasserstand der Ahr bis zu einer gewissen Höhe zu heben. In den außergewöhnlich trockenen Jahren 1893 und 1901, in welchen 5 Monate lang fast kein Nieder-



Albert Schmidt: Skizze zu einem Projekt einer Kreuzberg-Talsperre an der Ahr. Das Vorhaben wurde aufgrund des ersten Weltkrieges nicht realisiert.

schlag erfolgte, würde man den Wasserabfluß der Ahr von Kreuzberg abwärts auf 3000–4000 Sekundenliter heben können, wenn man den Inhalt der Talsperren dazu verwendete. In weniger trockenen Jahren, also in normalen Zeiten, würde sich der Wasserstand der Ahr noch erheblich höher heben lassen. Im Kurgarten zu Neuenahr wurde Anfang September dieses Jahres eine Wassermenge der Ahr von nur 300 Sekundenlitern konstatiert. Abgesehen von der ästhetischen Bedeutung eines höheren Wasserstandes der Ahr würden also sämtliche Betriebe unterhalb Kreuzberg und alle diejenigen, welche sich am Laufe der unteren Ahr anlegen lassen, mit den verstärkten Wassermengen arbeiten können, wodurch sehr erhebliche Wasserkräfte gewonnen werden könnten.

Es müßte eine Genossenschaft gebildet werden, die eine gemeinsame Anlage und Ausnutzung der gewonnenen Wasserkräfte, die viele Tausend Pferdekkräfte ausmachen, in die Hand nähme und vielleicht an 5 bis 6 Stellen Elektrizitätswerke errichtete, die gemeinsam den Bedarf an Elektrizität im Ahrtale befriedigten. Die Ausführung oben beschriebener Talsperren bei Kreuzberg würde für das Ahrtal eine großartig wirkende landschaftliche Verschönerung bewirken, und die Ansicht von der Ahrtalstraße aus romantisch prächtig sein: Im Vordergrund auf dem isoliert im Tale stehenden Felskegel das Schloß Kreuzberg mit dem Dörfchen am Fuße desselben, umrauscht von den Fluten der Ahr. Im Hintergrunde der kegelartige Vorsprung des Schildkopfs, an beiden Seiten eingefaßt von 50 m hohen prächtigen Talsperrenmauern, welche sich rechts an den hohen bewaldeten Rotzhardt, links an den rebenbewachsenen Ditschhardtberg anschließen. Das Ganze eingerahmt von prächtigen Wäldern und rebenbewachsenen Hängen, sowie überragt von den weiter zurückliegenden höheren Bergen des Hintergrundes. Von der Spitze des mittleren Berges aus würde man beide großartigen Seebecken übersehen können, in deren Wasser sich die umgebenden Wälder und Berge spiegeln.

Es würde für das ganze Ahrtal ein neuer Impuls für den Fremdenverkehr sein und den wunderbaren Naturschönheiten des Tales eine neue Perle der Schönheit und Großartigkeit anreihen. Abgesehen von der Wirkung der Talsperren auf den Fremdenverkehr des Tales und dadurch auf die Wohlhabenheit der Talbewohner würden sich die entstehenden Wasserkräfte durch elektrische Licht- und Kraftanlagen so verwerten lassen, daß die Kosten der Anlagen dadurch vollständig verzinst und amortisiert werden könnten.

Die Kulturfortschritte in dem vergangenen Jahrhundert, die gewaltige Entwicklung von Wissenschaft und

Industrie in den letzten Jahrzehnten, das allgemeine Steigen der Wohlhabenheit besonders in Deutschland seit dem französisch-deutschen Kriege und der glorreichen Errichtung eines mächtigen deutschen Reiches lassen eine weitere fortschrittliche Entwicklung auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens und Verkehrs wahrscheinlich erscheinen. So werden auch im schönen Ahrtale mit der Zeit alle Ortschaften in dem Lichte der Neuzeit, dem elektrischen Licht aufleuchten, zumal auch hierin die neueste Entwicklung große Fortschritte in bezug auf Billigkeit des Betriebes gemacht hat. Die mühsame Bedienung der Weinberge wird durch elektrische Aufzüge, Bremsberge, hochliegende elektrische Transportdrahtseilbahnen und sonstige Einrichtungen, die sich dem Bedarf anpassen und mit Hilfe der elektrischen Kraftübertragung leicht und billig beschafft und betrieben werden können, außerordentlich erleichtert werden. Durch die gemeinsamen Mittel der Winzervereine, durch genossenschaftliche Kraft, kann nicht allein der Preis des Weines auf einer rationellen Höhe gehalten werden, es können auch gemeinsam in jedem Bezirk alle Einrichtungen getroffen werden, die mit Hilfe der billigen und bequemen elektrischen Kraft ermöglichen, daß der ganze Winzerbetrieb sich den Fortschritten der Neuzeit gemäß entwickeln kann.

Die in der Entstehung begriffenen Winzerschulen werden auf eine wissenschaftliche Entwicklung des Winzerbetriebes großen Einfluß ausüben, aus ihnen werden die Pioniere der neuen Zeit hervorgehen, die die Fortschritte einer immer schöneren Zeit hervorrufen und naturgemäß das bequemste und am nächsten liegende Hilfsmittel, die Elektrizität, nach allen Richtungen hin zur Anwendung bringen werden. Selbst die Lokomotiven der Eisenbahn, die mit ihrem häßlichen Kohlendampf, mit ihrem Stöhnen und Pusten das Tal durchfahren, werden in Zukunft ersetzt werden durch elektrischen Betrieb, es wird nur eine Frage der nächsten Jahrzehnte sein, daß die Herrschaft des Dampfes abgelöst wird von derjenigen der Elektrizität, und die künftige Generation wird sich kaum in die Verhältnisse der jetzigen hineindenken können und nicht begreifen, daß die rauchenden Ungetüme so lange die Herrschaft behaupten konnten.

Ein Blick in die Zukunft wird dem denkenden Ahrthalbewohner die gewaltigen Fortschritte, die die Menschheit im Ganzen machen wird, vor Augen führen. Er wird sich der Gewißheit nicht verschließen können, daß in Zukunft immer mehr alle Hilfsmittel, welche die Natur bietet, notwendig sind, wenn man eine günstige Lebensstellung behalten will. Er wird sich umsehen, wie weit ihm die Mittel zur Verfügung stehen, an den Fortschritten der Menschheit in hervorragender Weise teilzunehmen. Die wunderbare Lage und die herrliche Natur sind Hilfsmittel, die nicht jedem Erdbewohner zu Gebote stehen; wenn nun noch durch eine höhere Intelligenz alle schlummernden Kräfte geweckt werden, so kann man dem Ahrthalbewohner eine große Anwartschaft auf eine schöne Entwicklung in der Zukunft nicht abstreiten.

Mögen deshalb alle Bewohner des Ahrtals sich vereinigen, um mit vereinter Kraft eines der Naturelemente, das Wasser, so zu beherrschen und zu lenken, daß es genötigt ist, zum Nutzen und Frommen der Gesamtheit mitzuwirken. Wenn es auch vorläufig nur der Traum eines die Natur beobachtenden Technikers ist, dem obiges Bild zur Grundlage gedient hat, so liegt doch in manchen Träumen ein wahrhafter Kern, der Anregung geben kann zur wirklichen Ausführung einer Idee, einer Idee, die dem schönen Ahrtal eine Zukunft prophezeit, wie es wohl keiner seiner Bewohner sich besser wünschen kann.

Aufgrund der vorstehenden Denkschrift kam es damals zu einem Briefwechsel mit dem damaligen Oberbürgermeister Adenauer in Köln. Dieser schrieb mir mit Datum vom 14.02.1920:

»Sehr geehrter Herr Baurat, Hierdurch gestatte ich mir die ergebene Anfrage, ob Sie mit der vertraulichen Weitergabe Ihrer Denkschrift an den Landrat des Kreises Adenau, der mich darum gebeten hat, einverstanden sind. Mit Rücksicht auf die Bedeutung des Talsperrenprojekts für die Stromversorgung der Rheinprovinz im allgemeinen und des Ahrkreises insbesondere halte ich die Weitergabe für sehr erwünscht. Ich bin der Ansicht, daß gerade die Interessierung der in Betracht kommenden Kommunalverbände das wirksamste Mittel zur Förderung des Projektes sein wird. – Mit ausgezeichnete Hochachtung – Ihr sehr ergebener Adenauer – Oberbürgermeister«.

Der Weltkrieg jedoch hat die Umsetzung der Pläne verhindert.

Die Wasserverhältnisse in Deutsch-Südwestafrika sowie die Errichtung eines Stausystems am Kwando-Fluß im östlichen Caprivi-Zipfel

Die Wasserverhältnisse von Deutsch-Südwestafrika

Das deutsche Gebiet von Südwestafrika zwischen den immer wasserführenden Flüssen Cunene im Ovamboland und dem Oranjestrom an der Grenze des Kaplandes besteht aus einem breiten wüstenartigen Gürtel am Ufer des Meeres, dann folgt ein breiterer Teil gebirgigen, kulturfähigen Landes, und die östliche Grenze liegt schon in der Kalahari, dem großen wüstenartigen Gebiete, das teils sumpfig, teils mit dünner Lage Flugsand bedeckt ist.

Die hydrographischen Verhältnisse von Südwestafrika und seines Flußnetzes sind bedingt einerseits durch die Niederschläge, andererseits durch die Oberflächenformen des Kontinents. Im allgemeinen nimmt der Regenfall von der Küste Südafrikas gegen das Innere hin ab. Da Südafrika sich als gewaltiges Plateau mit gebirgigen hohen Rändern darstellt, so verlieren die feuchten Seewinde beim Vordringen ins Innere und dem damit bedingten Aufsteigen auf die Höhen ihre Feuchtigkeit und gelangen als trockene Winde auf das hohe Binnenland. Doch fehlen im Innern des Kontinents und in der Kalahari zur Winterzeit Regenfälle keineswegs. Eine merkwürdige Tatsache ist die Abnahme des Wassers in historischer Zeit, eine Menge von ausgetrockneten Flußbetten und alten Seeböden lassen auf ein wesentlich anderes Klima und einen sehr viel größeren Wasserreichtum in früherer Zeit schließen.

In dem nördlichen Teil des deutschen Gebietes sind die Niederschläge wesentlich größer als im mittleren und südlichen Teil. Die im südlichen Teil fast immer trockenen Flußbetten sind im Norden auch in der trockenen Jahreszeit immer noch sumpfig, die in der Regenzeit überschwemmten Ebenen enthalten auch am Ende der Trockenzeit noch in geringer Tiefe Wasser. Tiefe Sandlöcher mit dauerndem Teiche sind im Norden keine Seltenheit, ebenso wasserhaltige Moore und Moräste.

Der Norden liegt dem außerordentlich regenreichen Kalimgürtel südlich vom Äquator näher, wodurch auch der große Wasserreichtum des Kongo und Sambesi erklärlich wird. Die Niederschläge der kurzen Winterzeit sammeln sich schnell in den sonst trockenen Flußläufen, verursachen dort gewaltige Anschwellungen und fließen ebenso schnell wieder ab. Durch die außerordentlich lange Trockenperiode wird nun alles Wasser, das nicht durch die Flüsse abgeflossen ist, schnell verdunstet, so daß die meisten Gebiete im mittleren und südlichen Teil vollständig wasserlos und deshalb vegetationslos sind, wenn auch der Boden an sich kulturfähig ist. Ähnliche Verhältnisse finden sich im nördlichen Mexiko, Arizona und dem südlichen Kalifornien, aber der praktische Sinn des Nordamerikaners hat ein Mittel gefunden, sehr große Gebiete durch geeignete Bewässerung von den großen Strömen aus der Kultur zu erschließen, er hat dadurch gewaltige Werte geschaffen, so daß der Staat die Hand auf die übrigen Gebiete gelegt hat, um zu verhindern, daß Privatgesellschaften sich dadurch in unzulässiger Weise bereichern. Die Kulturfähigkeit sehr großer Landstrecken in Südwestafrika könnte erreicht werden, wenn man den zu schnellen Wasser-



Albert Schmidt: Kolorierte Zeichnung aus der Denkschrift zum Kwando-Projekt in Deutsch-Südwestafrika. Darstellung von Südafrika. Der Autor schrieb auch einen Artikel über »Die Wasserverhältnisse von Südafrika«, der im Februar 1907 auch im *Lenneper Kreisblatt* abgedruckt wurde.

abfluß der Flüsse in der Regenzeit durch große Talsperrenanlagen verhinderte. Es müßten sehr große Wassermengen in besonders tiefen Becken aufgefangen werden, um in der trockenen Zeit zur Bewässerung des Landes dienen zu können.

Die Verdunstungshöhe einer ruhenden Wasserfläche beträgt in Deutschland einen Meter das Jahr, sie würde dagegen in der trockenen, warmen Luft Südafrikas vielleicht das Fünf- bis Zehnfache betragen. Die Talsperrenbecken müßten demnach eine solche Wassertiefe besitzen, daß trotz der Verdunstung von 10 m Wasserhöhe noch eine erhebliche für Bewässerungszwecke dienliche Wassermenge zur Verfügung bleibt. Im Departement »Vaucluse« im südlichen Frankreich werden große trockene Landflächen durch einen Kanal von dem Fließchen Duranee, das aus den Alpen kommt, bewässert, und zwar braucht man da im Mittel pro Hektar und Sekunde einen Liter Wasser. Nimmt man an, daß für Südwestafrika die dreifache Wassermenge zur genügenden Bewässerung des Landes notwendig sei, so ergibt sich bei neunmonatiger Trockenperiode und stetigem Zufluß in der Hälfte der Zeit eine Wassermenge von 85 000 cbm pro Hektar und Jahr. Eine Talsperre, die demnach 35 Millionen cbm Bewässerungswasser liefern könnte, würde genügen, um 1 000 Hektar Land kulturfähig zu machen. Rechnet man bei dem außerordentlich günstigen warmen Klima einen Nettomehrertrag durch die Bewässerung pro Hektar von 1 000 Mark, so würde man jährlich eine Million Mark zur Verzinsung und Tilgung der Anlagekosten zur Verfügung haben, was nicht allein reichlich genügen dürfte, sondern noch sehr erhebliche Überschüsse ermöglichte. In Südfrankreich werden durch mehrmalige Ernten oder wertvolle Kulturen bei dem mäßig warmen Klima schon Bruttoerträge von 3 000 bis 4 000 Francs pro Hektar bewässertes Land erzielt. Bei dem mehr tropischen Klima Südwestafrikas würde durch Bewässerung des Landes eine so üppige Vegetation des Landes erreicht werden können, daß oben angenommener Nettomehrertrag von 1000 Mark pro Hektar als Minimum des jährlichen Nutzens angesehen werden kann.

Durch Talsperrenanlagen an passenden Stellen der Flußtäler würden demnach große Flächen der Talgründe kulturfähig gemacht werden können. Aber auch höher liegende Flächen könnten in den großen, immer Wasser führenden Strömen dadurch der Kultur gewonnen werden, daß man Berieselungswasser auf die Höhen pumpt. Man hat nur nötig, das Gefälle der Ströme zu Wasserkraftanlagen, welche zum Fördern von einem Teil des Wassers auf größere Höhen benutzt würden, auszunutzen. Fast sämtliche südafrikanischen Ströme haben in der Nähe der Meeresküste großes Gefälle, sie bilden teilweise Wasserfälle oder Stromschnellen, da sie von dem hochgelegenen Tafellande des Innern herunterfließen. Wenn man beispielsweise von der Wassermenge, die der Oranjestrom in den trockenen Zeiten zur Verfügung hat, etwa 200 cbm pro Sekunde entnimmt und an einer Stelle, wo großes Gefälle vorhanden ist, durch einen Kanal den Turbinen zuführt, so würde man bei etwa 50 m Gefälle eine Wasserkraft von 100 000 Pferdekraften erzeugen können. Durch Kuppelung der Turbinen mit Hochdruckpumpen würde man in rationeller Weise einen großen Teil des Wassers auf hochgelegene Flächen pumpen können. Nimmt man an, daß die zu bewässernden Flächen 200 m höher liegen als die Pumpanlage, und daß die Rohrleitungen oder Druckstellen so bemessen werden, daß die Reibungswiderstände nicht über 5 % der Druckhöhe betragen, so würde man mit 100 000 Pferdekraften 25 000 Sekundenliter Berieselungswasser fördern können. Eine solche Wassermenge führt in Deutschland die Wupper bei einer mäßigen Hochflut bei Barmen.

Wenn in den hochgelegenen Gebieten, die bewässert werden sollen, an geeigneten Stellen Zwischenbecken geschaffen würden, die in der Regenzeit nicht allein das Niederschlagswasser, sondern auch das gepumpte Wasser aufspeichern könnten, so würden die Pumpen auch in der Regenzeit, in der eine Berieselung unnötig ist, arbeiten und auf diese Weise das ganze Jahr hindurch ununterbrochen obige Wassermenge fördern können. Die gesamte Wassermenge zur Berieselung würde demnach 750 Millionen cbm das ganze Jahr betragen, und bei einem Verbrauch von 35 000 cbm Berieselungswasser pro Hektar und Jahr könnten also 22 000 Hektar Land bewässert werden. Nimmt man wieder den Reinertrag von einem Hektar zu 1 000 Mark an, so würden jährlich 22 Millionen Mark Reingewinn zu erzielen sein, wovon vielleicht nur der vierte Teil zur Verzinsung und Tilgung der Anlagekosten nötig sind.

Die Wassermenge des Oranjestroms ist nach Murray gleich derjenigen des Rheins, so daß man die oben angenommenen 200 cbm in der Trockenperiode zur Wasserkraft unbedenklich benutzen könnte, obwohl Deutschland nur berechtigt ist, die Hälfte des vorhandenen Wassers auszunutzen, weil der Oranje die Grenze bildet zwischen dem englischen Kapland und Deutsch-Südwestafrika. Die Victoriafälle des Sambesi, die Wasserkraft von mehreren Millionen Pferdestärken liefern, sollen von einer deutsch-englischen Gesellschaft nächstens ausgenutzt werden, um Betschuanaland, Transvaal usw. mit Elektrizität zu versorgen. Sie liegen nahe an der Grenze des sogenannten Caprivizipfels, des nördlichen schmalen Gebietes von

Deutsch-Südwestafrika, und es würde nicht unmöglich sein, von dort aus diesen Teil der Kolonie zu bewässern.

Die Bewässerungsanlagen haben in allen Gegenden, wo sie errichtet wurden, das Gedeihen der Landwirtschaft in hohem Grade gefördert. Ganz besonders aber im französischen Süden haben sie einen Reichtum hervorgebracht, der Jahrhunderte trotz mancher Widerwärtigkeiten überdauern wird. In wärmeren Gegenden, die über die große Trockenheit zu klagen haben, deren Boden aber sonst geeignet ist, hat die Berieselung eine noch weit größere Bedeutung, da es an Sonnenschein und Wärme nicht mangelt und diese im Verein mit dem nötigen Wasser eine so üppige Vegetation hervorrufen, daß bei richtiger Auswahl der Erzeugnisse kolossale Werte geschaffen werden.

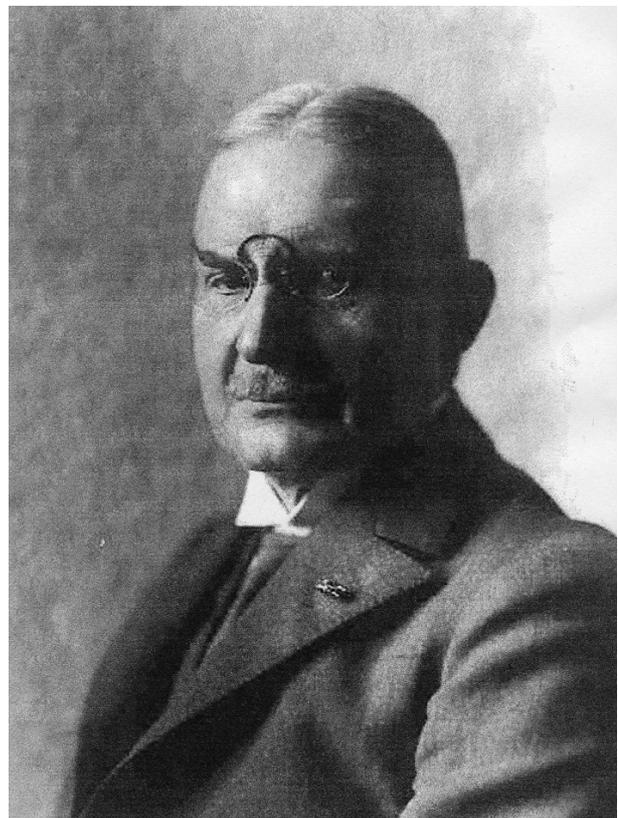
Wenn es dem neuen Kolonialdirektor Dernburg gelingt, die Verwaltung unserer Kolonien in neue Bahnen zu leiten, in denen Wissenschaft und Technik sich vereinigen zur rationellen Umgestaltung der Länder, so kann man annehmen, daß die Morgenröte einer neuen Zeit angebrochen ist, in der für die immer mehr anwachsende Bevölkerung Gebiete geschaffen werden, die eine Überproduktion an Menschen in solche Bahnen leiten, daß sie für die Zukunft des Deutschen Reiches in nationaler Beziehung von großer Bedeutung sind.

In der zweiten Hälfte des Jahres 1906 war in kolonialpolitischer Beziehung eine neue Aera angebrochen, welche durch den neuen Kolonialdirektor eingeleitet wurde. Die Kolonien sollten mehr kaufmännisch, wissenschaftlich und technisch verwaltet werden, es war eine allgemeine Kolonialbegeisterung eingetreten.

Ich hatte damals ein sehr schönes wissenschaftliches Werk, die Reisen des Geologen Passarge durch Südafrika, studiert und mir die Kriegskarten von Südwestafrika kommen lassen, die für wenig Geld in Berlin zu haben waren. Außerdem hatte ich damals die Wüstenbewässerungen in Ägypten durch die Niltalsperren, die Bewässerungsanlagen in Südkalifornien und dem südlichen Frankreich studiert, da alle diese Anlagen mit meiner Lieblingsbeschäftigung, der Förderung der Wasserbautechnik, übereinstimmten. Es ist deshalb begreiflich, daß ich versuchte, meine wassertechnischen Erfahrungen zur Förderung unserer Kolonien zu verwerten, mindestens aber anzuregen, daß man bei dem neuerdings eingetretenen allgemeinen Interesse für unsere Kolonien die Bewässerungsfragen zu lösen versuchen sollte.

Im Lennepener Kreisblatt vom 2. Febr. 1907 wurde vorstehend wiedergegebener Artikel »Die Wasserhältnisse von Südwestafrika« von mir veröffentlicht. Sodann hatte ich ein Talsperrenprojekt an dem Kwandofluß, welcher aus dem wasserreichen Kongogebiet durch den großen Sumpf im sogenannten Caprivizipfel über die Sehubafälle in den Sambesi abfloß, auf Grund der Kriegskarten und der Nivellements in dem Werk von Passarge angefertigt und dem Kolonialdirektor Dernburg eingesandt.

Das in Broschürenform mit Zeichnungsbeilagen, Karten und Tabellen ausgestattete Projekt fand bei unseren Ministerialbehörden allgemeinen Beifall, und wurde ich damals gebeten, 2 Exemplare des Projekts an den Gouverneur von Südwestafrika Lindequist nach der Hauptstadt Windhuk zu senden, welches auch geschehen ist. Die Ausführbarkeit der Anlage beruhte auf der begründeten Annahme, daß der ungeheure Kwandosumpf von 150 km Länge und 8 km Breite durch Hebung des Wasserspiegels bei einer verhältnismäßig kleinen Talsperrenmauer oberhalb der Sehubafälle zu einem Aufspeicherungsbecken von 5 Milliarden cbm Inhalt gemacht werden konnte, wel-



Staatssekretär Friedrich von Lindequist. An ihn schickte Albert Schmidt zwei Exemplare seiner Denkschrift zum Kwandoprojekt. Er sollte sodann den Kolonialdirektor Dernburg auf eine Informationsreise in die Kolonien begleiten, »welches ich aber ablehnte, da ich mit meinen 66 Jahren schwerlich genügende Tropenfestigkeit besessen hätte«.

ches mit Berücksichtigung einer Verdunstungshöhe, welche die in Deutschland das Zehnfache übertraf, mit dem Gefälle des Wasserfalls von 100 m eine Wasserkraft von 66 000 Pferdekraften erzeugte. Diese ungeheure Wasserkraft könnte in der Kolonie verwertet werden, wenn in großzügiger Weise ein Stromnetz für elektrische Kraft- und Lichtverwendung angelegt würde, wie es die Engländer in der benachbarten Kap-Kolonie Rhodesia durch die A.E.G. in Berlin ausgeführt haben, indem sie die Victoriafälle des Sambesi, welche nur 50 km von den Kwandofällen entfernt liegen, mit 1 Million Pferdekraften ausgenutzt haben. Sie haben ganz Südafrika bis Kapstadt mit Leitungsdrähten überspannt. Dernburg schrieb mir damals, ich möchte ihn auf seiner Informationsreise in die Kolonien begleiten, welches ich ablehnte, da ich bei meinem Alter von 66 Jahren schwerlich genügende Tropenfestigkeit besessen hätte.

Wenn auch die Anlage nicht sofort zur Ausführung kommen konnte und später, wie so vieles Gute, zukünftig Richtige, in dem ungeheuren Kriegsstrudel untergegangen ist, so hatte ich doch eine gewisse Befriedigung darüber, daß ich eine wertvolle Sache angeregt hatte, welche mir angenehme geistige Beschäftigung gebracht hatte.

Eine Talsperre im Kwandotal, Deutsch-Südwestafrika

Die klimatischen Verhältnisse Süd-Westafrikas sind im wesentlichen bedingt durch die Verschiebung der Region der tropischen Regen in der Nähe des Äquators, veranlaßt durch die Wanderung der Sonne innerhalb der Wendekreise. Im südlichen Winter, wenn die Sonne und mit ihr das Regengebiet des aufsteigenden Luftstroms nach Norden gewandert ist, befindet sich Südafrika in der Region der Passatwinde und es herrscht andauernde Trockenheit, im südlichen Sommer dagegen verschiebt sich das Regengebiet nach Süden und die Regenzeit tritt ein.

Deutsch-Südwestafrika wird nur in dem nördlichen Teil von dem eigentlichen tropischen Regengebiet berührt, der mittlere und südliche Teil bleiben in der Region der Passatwinde, die sich durch die stärkere Erwärmung des Landes gegenüber derjenigen des Meeres zu Südwestwinden umkehren. Dieser Südwestpassatwind, der hauptsächlich im Sommer vorherrscht, führt, da er vom Meere kommt, Wasserdämpfe mit sich, die beim Aufsteigen auf das hochliegende Plateau des Festlandes durch Abkühlung kondensieren und an den Küsten erhebliche Niederschläge verursachen. Im Innern des Landes dagegen erwärmt sich der Wind wieder und wird, da er seine Wasserdämpfe schon zum Teil abgegeben hat, zum trockenen Wind. Der deutsche Teil Südwestafrikas liegt nun größtenteils in diesem Gebiet vorherrschender Trockenheit, weshalb auch die Flüsse, die nicht aus anderen regenreicheren Gebieten herkommen, den größten Teil des Jahres vollständig wasserlos sind und nur zeitweise bei starkem Gewitterregen plötzlich Wasser erhalten und sogar stark anschwellen.

Nördlich von Deutsch-Südwestafrika liegt die portugiesische Kolonie Angola, inmitten derselben befindet sich in der Nähe der Westküste ein Hochland, welches das Quellengebiet bildet für die meisten Flüsse des südlichen Zentralafrika.

Nach Norden hin wird das Quellgebiet entwässert durch die südwestlichen Nebenflüsse des Kongo, nach Osten und Südosten durch den Sambesi mit seinem Hauptnebenfluß Kwando, nach Süden durch die Grenzflüsse mit Deutsch-Südwestafrika Okavango und Cunene.

Da der Gebirgskamm in der Nähe der Westküste von Angola liegt, so sind die nach Westen hin abfließenden Flüsse nur klein und unbedeutend.

Das Quellgebiet dieser Ströme liegt auf einer mittleren Höhe von 1 600 m und steigt auf dem Gebirgskamm auf 3 000 m. Da es in der Region der tropischen Regen liegt, so erhält es, wenn die Sonne in den südlichen Wendekreis rückt, gewaltige Niederschläge, die sämtliche Flüsse so hoch anschwellen lassen, daß bedeutende Überschwemmungen eintreten. Das ganze Land ist mit einem sehr undurchdringlichen Urwald bedeckt, dessen starker Humusboden ein großartiges Reservoir bildet zum Zurückhalten der großen Niederschläge und Überschwemmungswässer. Die aus diesem Waldgebiet kommenden Flüsse haben deshalb auch in der langen Trockenperiode des südlichen Winters noch reichlich Wasserabfluß.

Deutsch-Südwestafrika wird von diesen Flüssen nur in den nördlichen Grenzen berührt, der Cunene und Okavango bilden die nördliche Grenze mit Angola.

Der Okavango fließt alsdann quer durch den schmalen Teil des deutschen Gebietes, den sogenannten Caprivizipfel und endet in der nördlichen Kalahari, der großen Wüste im englischen Betschuanaland. Der Okavango versickert in der Sandumgebung des Ngamiseeuferes, er erreicht den See nicht mehr, wird aber jedenfalls unterirdisch zur Erhaltung des Seewasserstandes beitragen, da der See in der fast regenlosen

Wüste längst vollkommen verdunstet wäre, er ist schon jetzt zeitweise nur Sumpf. Außer dem Cunene und Okawango erhält der schmale nördliche Zipfel des deutschen Gebietes noch einen großen Zufluß durch den Kwando, den Hauptnebenfluß des Sambesi. Der Kwando kommt aus dem wasserreichen Waldgebiet von Angola, durchquert den schmalen Teil des deutschen Landes und bildet dann die südliche Grenze mit Betschuanaland bis zur Mündung in den Sambesi, der als östliche Grenze des schmalen deutschen Landteiles in mehreren Wasserfällen aus dem Gebirge herabströmt.

Die Umgebung des Ngamisees in der nördlichen Kalahari, das sogenannte Okawangobecken im Gebiet des englischen Betschuanalandes, liegt tiefer als das umliegende Land und ist deshalb abflußlos, es ist offenbar ein alter See, dessen Wassermengen allmählich verdunstet sind, da der Zufluß geringer war als die Verdunstung. Ein Rest dieses früheren großen Sees ist eben der Ngamisee. Wenn der Wasserspiegel des Sees etwa 100 m steigen würde, so würde das ganze Okawangobecken unter Wasser gesetzt sein und einen Abfluß südlich vom Kwandostrom in den Sambesi haben. Dieses Tal liegt parallel dem Kwandotal und mündet oberhalb der Victoriafälle in den Sambesi. Oberhalb Linjanti im Ueberschwemmungsgebiet des Kwandostroms liegt ein breites Tal, welches das Kwandogebiet mit dem Okawangobecken verbindet. Es ist möglich, daß früher der Kwando durch dieses Tal in den früheren großen See des Beckens abfloß, wodurch der See sich auf der Höhe erhalten konnte, da alsdann der Zufluß größer war als die Verdunstung. Durch irgend eine Ursache wurde dieser Kwandoabfluß verstopft; ob durch angeschwemmten Kies und Geröllmassen bei einer abnormen Hochflut, oder ob der Kwadowasserspiegel allmählich durch Erosion und Vertiefung des jetzigen Abflusses über die Sehubawasserfälle so viel tiefer gelegt wurde, daß der Seeabfluß höher lag, ist noch nicht festgestellt. Ein großer Binnensee von der Größe des Okawangobeckens würde die ganze Umgebung insofern günstig beeinflußt haben, als dadurch das Klima der Umgebung nicht so trocken geworden wäre; die Vegetation hätte dort bestehen können, und ein großer Teil von Deutsch-Südwestafrika, der heute wüstenartig und wasserlos ist, würde mit Vegetation bedeckt sein.

Das jetzige untere Kwandotal hat oberhalb der Sehubawasserfälle ein sehr geringes Gefälle, es würde infolgedessen von den gewaltigen Wassermengen, die der Fluß in der Regenzeit führt, weithin überschwemmt und bildete einen großen See von etwa 120 km Länge.

Der überschwemmte Teil hat eine Oberfläche von etwa 1 164 qkm und wird auch in der Trockenperiode nicht ganz wasserfrei, er bleibt auch dann ein großer Sumpf, durch welchen der Kwando in seinem tieferen Bett dahinströmt. An diesem Überschwemmungsgebiet liegt der Ort Linjanti, die frühere Residenz des Häuptlings Sekeletus, im Lande der Mokololos auf einer Meereshöhe von 1070 m.

Die Mündung des Kwandos in den Sambesi liegt auf 940 m, so daß das Gefälle des Kwandos von dem Überschwemmungsgebiet einschließlich der Sehubafälle 130 m beträgt. Wenn das Überschwemmungsgebiet durch geeignete Dämme abgesperrt würde, in welchen selbsttätige Hochwasserschleusen angebracht wären, so könnte man das ganze Hochwasser des Kwandos so weit zurückhalten, daß das ganze Jahr hindurch ein gleichmäßiger Abfluß

Eine Fallsperre

im Kwandotal, Deutsch-Südwestafrika.

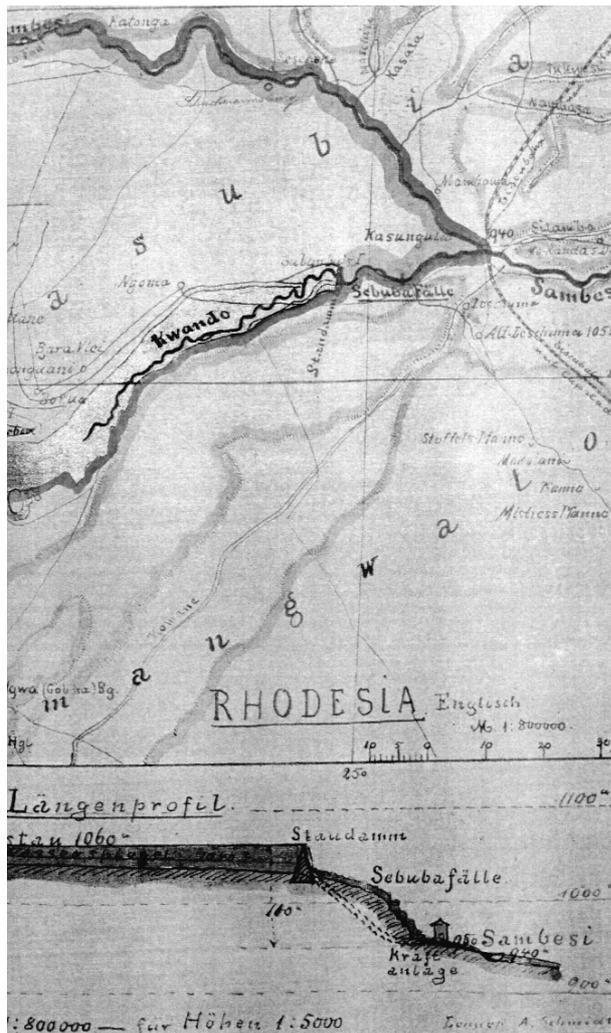
Von Alb. Schmidt, Penney.

Die klimatischen Verhältnisse Südwestafrikas sind im wesentlichen bedingt durch die Verschiebung der Region der tropischen Regen des aufsteigenden Luftstromes in der Nähe des Äquators, veranlaßt durch die Wanderung der Sonne innerhalb der Wendekreise. Im südlichen Winter, wenn die Sonne und mit ihr das Regengebiet des aufsteigenden Luftstromes nach Norden gewandert ist, befindet sich Südafrika in der Region der Passatwinde, und es herrscht andauernde Trockenheit, im südlichen Sommer dagegen verschiebt sich das Regengebiet nach Süden, und die Regenzeit tritt ein.

Deutsch-Südwestafrika wird nur in dem nördlichsten Teil von dem eigentlichen tropischen Regengebiet berührt, der mittlere und südliche Teil bleiben in der Region der Passatwinde, die sich durch die stärkere Erwärmung des Landes gegenüber derjenigen des Meeres zu Südwestwinden umkehren. Dieser Südwestpassatwind, der hauptsächlich im Sommer vorherrscht, führt, da er vom Meere kommt, Wasserdämpfe mit sich, die sich beim Aufsteigen auf das hochliegende Plateau des Festlandes durch Abkühlung kondensieren und an den Küsten erhebliche Niederschläge verurrsachen. Im Innern des Landes dagegen erwärmt sich der Wind wieder und wird, da er seine Wasserdämpfe schon zum Teil abgegeben hat, zum trockenen Wind. Der deutsche Teil Südwestafrikas liegt nun größtenteils in diesem Gebiet vorherrschender Trockenheit, weshalb auch die Flüsse, die nicht aus anderen regenreicheren Gebieten herkommen, den größten Teil des Jahres vollständig wasserlos sind und nur zeitweise bei starken Gewitterregen plötzlich Wasser erhalten und sogar stark anschwellen.

Nördlich von Deutsch-Südwestafrika liegt die portugiesische Kolonie Angola, inmitten derselben befindet sich in der Nähe der Westküste ein Hochland, welches das Quellgebiet bildet für die meisten Flüsse des südlichen Zentralafrikas. Nach Norden hin wird das Quellgebiet entwässert durch die südwestlichen Neben-

Albert Schmidt. Veröffentlichungen. Denkschrift zur Werbung für ein wasserwirtschaftliches Kolonialprojekt im heutigen Namibia, früher Deutsch-Südwestafrika, mit zwei vom Autor kolorierten Karten. Im Original heute noch in Windhoek erhalten. Filmkopie im Bundesarchiv Koblenz.



Albert Schmidt: Kolorierte Kartenzeichnung aus der Denkschrift zum Kwando-Projekt in Deutsch-Südwestafrika. Sie zeigt das Sumpfggebiet des Kwando-Flusses, der in der Nähe der Viktorialfälle in den Sambesi mündet. Die eingezeichneten Staudämme sollten den Flußpegel erhöhen, um damit die Möglichkeit von Wasserwerken für die Stromgewinnung zu erreichen. Der Autor erhoffte sich durch die Beseitigung der Sumpfflächen auch eine Eindämmung der Malaria. Die Schrift stellt eine direkte Umsetzung der vom Autor in Deutschland gewonnenen Erkenntnisse in den Bereichen Wassertechnik und Wasserwirtschaft dar. Albert Schmidt war weit davon entfernt, ein bloßer Talsperrenbauer zu sein. Vielmehr zielte seine gesamte Arbeit auf die technische Verbesserung der menschlichen Lebensverhältnisse, gestützt auf naturwissenschaftliche Erfahrung.

Bedeutung sein, wenn die Oberfläche des Staubeckens so gering wie möglich gehalten würde und die Wassertiefe möglichst groß, da alsdann das Verhältnis zwischen der der Verdunstung ausgesetzten Oberfläche und dem Wasserinhalt ein günstigeres wird. Ob dasselbe beim Kwandobecken möglich ist, kann nur durch genauere Aufnahmen und Studien festgestellt werden. Nach Süden hin besteht ein Bergrücken, der die Ausdehnung der Wasserfläche begrenzt, während im Norden des Beckens eine waldbedeckte Ebene sich bis zum Sambesi hinzieht.

Vielleicht könnte der in späteren Zeiten beim Vordringen der Kultur jedenfalls angelegte Eisenbahndamm mit der englischen Nordsüdbahn von Ägypten bis Kapstadt eine Begrenzung bilden für die Ausdehnung der aufgestauten Wassermengen nach Norden hin.

Das Niederschlagsgebiet des Kwando von den Quellen bis zum Linjantibecken beträgt annähernd bei etwa 800 km Länge des Flußlaufes 150 000 qkm. Nimmt man den Wasserzufluß im Jahresdurchschnitt ähnlich wie Gestert beim Cunene zu 5 Sekundenlitern pro qkm Niederschlagsgebiet an, so würde der Zufluß zum Stauee 23 625 Mill. cbm betragen.

über die Sehubafälle in den Sambesi ermöglicht würde.

Der Wasserspiegel des dadurch gebildeten dauernd beständigen Sees würde auch in der Trockenperiode nur unwesentlich sinken, da der Kwandozufluß genügte, die Verdunstung zu decken und zur Erreichung eines gleichmäßigen Abflusses nur ein 10 m hoher Teil des Wasservorrats gebraucht würde. Die Umwandlung des sumpfigen Überschwemmungsgebietes in einen dauernden See, dessen ganze Grundfläche immer mit Wasser bedeckt ist, würde in hygienischer Beziehung für die ganze Umgebung von großer, weittragender Bedeutung sein. Die dem Sumpfe entsteigenden Miasmen einer Menge dem Sumpfggebiet eigentümlichen schädlicher Insekten wie Tsetsefliege und ähnliche würde dadurch verschwinden und eine Ansiedlung von Europäern in der Umgebung des Sees erst möglich machen.

Aber auch in meteorologischer Beziehung würde ein solcher See vorteilhaft wirken durch Abkühlung der Atmosphäre infolge der starken Verdunstung, er würde in weiterer Umgebung auf die Kulturfähigkeit der trockenen Landstriche vorteilhaft einwirken. Wenn auf den angrenzenden deutschen Gebieten sich eine Minenindustrie entwickeln würde, wie es ja allem Anschein nach in Aussicht steht, so würde der See zu einem regen Schiffsverkehr zwischen den einzelnen Ortschaften sehr geeignet sein, da er bei seiner Länge von 120 km eine äußerst vorteilhafte Fahrstraße bilden würde. Das natürliche Flußgefälle des Kwando in dem Überschwemmungsgebiet wird immerhin noch zu groß sein, um die ganze Fläche durch einen einmaligen Aufstau dauernd mit Wasser bedecken zu können. Man wird deshalb an einer geeigneten Stelle, etwa oberhalb Linjanti, einen zweiten Aufstau mit geeigneten Vorrichtungen zur Regulierung des Wasserstandes und mit Schleuseneinrichtung zur Ermöglichung eines Schiffsverkehrs auf der ganzen Seestrecke errichten müssen. Für die Aufspeicherung der großen Wassermengen der tropischen Regenzeit würde es von

Der Wasserabfluß des Kongo ist erheblich größer, er hat bei einem Niederschlagsgebiet von 3 400 000 qkm einen sekundlichen Abfluß von 500 000 cbm oder 14 Sekundenlitern pro 1 qkm Niederschlagsgebiet. Der Kongo liegt eben im tropischen Regengebiet, dem Kalmengürtel des Äquators. Nimmt man ferner an, daß die Verdunstungshöhe einer ruhenden Wasserfläche etwa 10 mal so groß ist wie in der mittleren Rheinprovinz, sie also 10 m hoch ist, so würde bei einer Seeoberfläche von 1 100 qkm eine Wassermenge von 11 000 Mill. cbm jährlich verdunsten, fast die Hälfte des jährlichen Zuflusses. Es würden demnach 12 000 Mill. cbm Wasser gleichmäßig das ganze Jahr hindurch zum Abfluß gebracht werden können. Dieser gleichmäßige Abfluß würde also rund 360 cbm pro Sek. betragen, Tag und Nacht hindurch.

Mit Hilfe der Sehubawasserfälle, die zwischen dem Becken und dem Sambesi liegen, über welche der Strom in Stromschnellen und Kaskaden herabstürzt, würde man von den 130 m Gefälle, die zwischen Linjanti und dem Sambesi vorhanden sind, etwa 100 m für eine Wasserkraftanlage zur Ausnutzung bringen können. Die Wasserkraft beträgt alsdann 360 000 P.S. Eine Verwendung dieser großen Wasserkraft ist nur durch Minenbetriebe oder durch Betrieb von Eisenbahnen denkbar, sie würde aber auch, da sie allmählich ausgebaut werden könnte und einen außerordentlich sicheren und billigen Betrieb ermöglichte, darauf hinwirken, daß das deutsche Gebiet der Kultur erschlossen werden könnte. Es würde nahe liegen, die schon teilweise fertige Otavibahn durch den schmalen Landstreifen der Nordgrenze entlang bis zum Sambesi fortzuführen, um dort in Kalomo Anschluß an die Bahn nach Kapstadt zu finden.

Die dadurch entstandene Querbahn durch Afrika von Swakopmund über die Viktoriafälle, Buluwgio, Salisbury nach Beira am Indischen Ozean würde zur Erschließung von Afrika für die Kultur und für die Ausbeutung seiner Mineralschätze von großer Bedeutung sein.

Alle diese Bahnen sowohl wie auch alle industriellen Werke könnten von den ungeheuren Wasserkraften des Kwandobeckens und der Victoriafälle auf das billigste durch elektrische Kraftübertragung betrieben werden. Wenn man den außerordentlich billigen Satz von 10 M für eine Pferdekraft und Jahr, an der Turbinenwelle gemessen, annimmt, so würde man bei 10 %iger Verzinsung und Amortisation 36 000 000 Mark anlegen können.

Bei nicht zu schwierigen Geländebeziehungen und geeigneter geologischer Beschaffenheit des Untergrundes würde eine Anlage von etwa zwei Hochwasserdämmen (Talsperren), die zur Aufspeicherung der Wassermengen nötig wären, und die Anlage zur Ausnutzung der entstandenen Wasserkraft für obige Summe wohl ausführbar sein. Aber wenn selbst die doppelte Summe notwendig wäre, so würde die Wasserkraft doch noch außerordentlich billig sein, daß sie zur Erschließung der Kultur in diesem Gebiet die beste Anregung geben könnte. Wenn eine vollständige Ausnutzung der Wasserkraft durch Industrie und Eisenbahn in absehbarer Zeit noch nicht zu erreichen wäre, so könnte dieselbe auch dazu benutzt werden, selbst in beträchtlicher Entfernung durch elektrische Kraftübertragung auf unfruchtbare, wasserlose Ländereien Berieselungswasser zu pumpen.

Die Entfernungen bis zu immer wasserhaltenden Flüssen oder Seen im nördlichen Deutsch-Südwestafrika sind nicht so bedeutend, daß dadurch unrationelle Anlagekosten oder übermäßige Kraftverluste entstehen könnten. Wenn man beispielsweise annimmt, daß durch Umsetzung der Wasserkraft in Elektrizität durch Leitung von mehreren 100 km Länge durch Wiederumsetzung der Elektrizität in Kraft die vorhandenen Kräfte um 33 % vermindert werden, so hätte man doch noch 240 000 P.S. zum Pumpen von Wasser zur Verfügung. Es können damit auf eine mittlere Höhe von 100 m 750 Mill. cbm pro Jahr gepumpt werden.

Der Wasserbedarf für eine Berieselungsfläche kann nach den anderwärts gewonnenen Erfahrungen für die trockene Luft Südafrikas zu 37 800 cbm pro Hektar und Jahr angenommen werden. Es würden demnach 20 000 Hektar in rationeller Weise bewässert werden können. Nimmt man den Mehrertrag der Grundstücke durch Kultivierung hochwertiger Produkte, was bei dem Zusammenwirken von Sonne, Wärme und Wasser wohl möglich wäre, zu 1 000 M pro Hektar und Jahr an, so würde ein Reinertrag von 20 000 000 Mark zu erzielen sein, ein Reinertrag, der kaum zum vierten Teil durch Verzinsung und Amortisation der Berieselungseinrichtungen absorbiert werden könnte.

Ein großer Teil der Landflächen an der nördlichen Grenze von Deutsch-Südwestafrika, die in der Nähe der beiden wasserreichen Flüsse Cunene und Okavango liegen und in der Trockenperiode nicht genügendes Wasser haben, um einen intensiven landwirtschaftlichen Betrieb, eine Kultivierung besonders wertvoller Produkte zu ermöglichen, könnte übrigens durch Ableitung von Berieselungswasser aus genannten Flüssen auf einfache und billige Weise einer höheren Kultur erschlossen werden.

Wenn diese Ländereien auch so viel Wasser besitzen, daß es gute Weideplätze sind und Korn darauf erzeugt werden kann, so ist es doch nicht möglich, wertvolle Produkte wie Baumwolle, Reis, Tabak usw. zu

erzielen, da die lange Trockenperiode und das dadurch bedingte Sinken des Grundwassers eine solche Kultivierung nicht zuläßt. Andererseits sind die Bedingungen zur Erzeugung hochwertiger Landesprodukte, Sonne und Wärme, in reichstem Maße vorhanden; wenn man deshalb aus den wasserreichen Flüssen genügend Berieselungswasser herbeileiten könnte, so würden dadurch sehr große Werte geschaffen werden können, wie die großartige Berieselung trockener Landflächen im südlichen Kalifornien, in Arizona und im südlichen Frankreich gezeigt hat.

Das Wasser der südafrikanischen Ströme, welches aus den überschwemmten Waldgebieten von Angola kommt, enthält übrigens eine solche Menge organischer Stoffe, daß es sich wegen der darin enthaltenen Düngerteile sehr zur Berieselung eignen würde. Die beiden Flüsse Cunene und Okavango kommen mit großem Gefälle aus dem hochgelegenen Bergland Angola, sie haben an der Grenze des deutschen Gebietes eine Reihe von Stromschnellen und Wasserfällen, so daß sie zur Berieselung der tiefer liegenden Landesteile von Deutsch-Südwestafrika zwischen der nördlichen Grenze von Otavi besonders gut geeignet sind. Ebenso könnten die Stromschnellen des Okavango oberhalb Andorra zur Erzeugung von außerordentlich wertvollen Wasserkräften benutzt werden, welche wie diejenigen des Kwando zu allen Arten von Industrie und Landwirtschaft verwertet werden können. Die Grenzgebiete an den beiden Flüssen Cunene und Okavango sind wasserlose Sandfelder mit dichtbewaldeten Dünen, von Kung-Buschmännern bewohnt. Die geologische Beschaffenheit des Untergrundes dieser Flächen ist noch nicht genügend untersucht, es ist aber wahrscheinlich, daß der etwas südlicher auftretende Kalaharikalk direkt unter dem Sand liegt, und daß dieser auf der Primärformation ruht, die etwas südlicher im Otavilande und nördlich in Angola zu Tage tritt. Ob in dieser Primärformation wie bei Kimberley am Witwatersrand und bei Kaloma Gold oder sonstige wertvolle Mineralien angetroffen werden, muß die Zukunft lehren.

Um vorbeschriebenes Projekt einer Kwandotalsperre zur Ausführung bringen zu können, müßten natürlich eine große Menge Erhebungen an Ort und Stelle gemacht werden, da das vorliegende Material durchaus ungenügend ist. Selbst das großartige Werk von Dr. Siegfried Passarge »Die Kalahari« gibt für eine hydrotechnische Verarbeitung des Kwandobeckens nur wenige Anhaltspunkte, auch in geologischer Beziehung nur Andeutungen, die zur technischen Benutzung ungenügend sind. Das vorhandene Kartenmaterial konnte nur Veranlassung sein, bei der anscheinend günstigen Lage des Ueberschwemmungsgebietes oberhalb der Sehubawasserfälle an einen Ausbau und eine Ausnutzung der erheblichen Wasserkräfte zu denken. Wenn man einem solchen Ausbau nähertreten wollte, so müßten genaue topographische Aufnahmen der ganzen Umgebung, Nivellements des Tales, geologische Untersuchungen des Untergrundes, Feststellungen der Besitzverhältnisse, der Transportmöglichkeiten usw. vorher gemacht werden. Es würde beispielsweise sehr darauf ankommen, ob in nicht zu großer Tiefe fester und dichter Felsboden anzutreffen ist, da die Talsperrenanlagen davon abhängig sind.

Bei der großen Bedeutung eines solchen Projektes für die kulturelle Erschließung des deutschen Randgebiets mögen vorstehende Ausführungen eine Anregung sein, die notwendigen Vorarbeiten und Erhebungen in Erwägung zu ziehen.

(Lennep, 1907)

Zur Entstehungsgeschichte der Ziegelei Neuenhof, gegründet 1851, später Klinkerwerk Eberhardi

Nach den Revolutionswirren der Jahre 1848-1849 war ein geschäftlicher Aufschwung in Lennep und Umgegend, besonders bei den zu Lennep gehörenden Tuchfabriken an der Wupper entstanden, so daß mein Vater den kühnen Gedanken faßte, eine eigene Ziegelei anzulegen. Er kaufte im Jahre 1851 von dem Landwirt Johann Fischer am Neuenhaus ein Grundstück von annähernd 12 Morgen Flächengröße zwischen den Wegen, die von Lüttringhausen nach Ober- und Mittel-Garschagen führten, und eröffnete dort eine Feldbrandziegelei. Da die Ziegelformer nur im Sommer von Mitte April bis Ende August arbeiten konnten, weil die frisch geformten Ziegel zuerst flach auf die Erde gelegt wurden, bis sie so weit getrocknet waren, daß sie zu lockeren Mauern, sogenannte Hagen, zum Trocknen aufgestellt werden konnten, und in den Herbstmonaten wegen der langen Nächte mit zeitweisen Nachtfrösten der Trockenprozeß zu unsicher war, so wurde nur ein schuppenartiger Unterkunftsraum erbaut, in dem die Ziegelarbeiter wohnten. Die aus Holland oder auch aus dem Siegerlande, Dattenfeld und Umgegend, kommenden Ziegelformer bildeten meistens eine Familie. Der Mann war Formermeister, Frau und Kinder mußten die geformten Ziegel von dem Streichtisch abtragen und sie vorher auf den geebneten Boden hinlegen zum Trocknen. Die Lehmacher durchkneteten den schon im Herbst gegrabenen Lehm, der im Winter durch den Frost aufgelockert war, mit den nackten Füßen. Der homogen durchgeknetete Lehm wurde dann in kleinen Haufen auf den mit Sand bestreuten Formtisch gelegt.

Der Former nahm einen Teil dieses Lehms, drückte ihn in die nassen, oben und unten offenen Formen, strich ihn mit der Hand ab und schob die gefüllte Form den Abtragekindern zu, die sie dann vorsichtig auf den Trockenplatz trugen, die Form abhoben und zurückbrachten. Auf diese Weise wurden täglich bis zu 6000 Ziegel geformt. Nachdem die geformten Steine soweit getrocknet waren, daß sie aufgekantet werden konnten, wurden sie auf die eine schmale Seite gelegt und nach weiterem Trocknen auf die Hagen gestellt, mit so großen Zwischenräumen, daß der Wind hindurchstreichen konnte. Die Hagen wurden durch Strohmatte abgedeckt, welche von den Arbeitern beim Beginn der Arbeit und in Regentagen angefertigt wurden. Die vollständig lufttrockenen Steine wurden alsdann in meilerartigen Haufen etwa 30 Lagen hoch aufgestellt. Zwischen jede Lage wurden Kohlen gestreut, unten dicker als oben. Am Boden waren Luftkanäle angelegt, die mit Kohlenstücken gefüllt waren.

Nach dem Anzünden der Kohlen brannte ein solcher Meiler etwa vier Wochen lang und brachte die geformten Lehmsteine durch volle Rotglut von etwa 1000° C zum leichten Sintern, wodurch sie fest, hart und wetterbeständig wurden. Damit die äußere, der Luft ausgesetzte Steinschicht nicht zu stark abgekühlt und durch den Regen beschädigt wurde, mußte der Meilerofen von außen mit Lehm verputzt werden.

Diese äußere Lage, ebenso einige Lagen von oben und unten waren meistens ungenügend gebrannt und konnten nicht benutzt werden. Man rechnete immer, je nach Größe des Ofens, die zwischen 100 000 und 500 000 Steinen wechselte, auf 25 bis 30 vom Hundert Verlust.

Der Former, seine Familie und die Lehmacher wohnten in der Kantine, die Frau kochte und besorgte das Hauswesen, ihre übrige Zeit widmete sie dem Lehmverarbeiten. Die Einsetzer und Brenner gehörten meistens nicht zu der Formerfamilie, sie wohnten in hiesiger Gegend und gingen nach Feierabend nach Hause. Eine Formergesellschaft konnte etwa 500 000 Ziegelsteine in einem Sommer fertig bringen. Da der Bedarf häufig größer war, so wurden zwei bis drei Formergesellschaften angestellt. Die fertig gebrannten Ziegel wurden dann nach den Baustellen abgefahren, und da zum Verladen und zur Verwaltung des Ziegelplatzes zum Vorbereiten für die nächstjährige Saison, zum Lehmgraben im Herbst, zum Aufbewahren von Strohmatte, Geräten und dergl. Arbeitskräfte und Raum gehörte, so baute mein Vater 1857 ein kleines Meisterwohnhaus und dahinter eine Kantine mit zwei Abteilungen, die etwas solider gebaut waren, damit sie jedes Jahr gebraucht werden konnten. Gleichzeitig konnten im Winter Geräte und Vorräte darin aufbewahrt werden. Das Wohnhaus wurde in den ersten sechs Jahren vor unserem Vetter Ferdinand Halbach bewohnt. Der Ziegeleiverwalter hatte nur ein Zimmer.

Als Verlater und Verwalter der Ziegelei funktionierte von der Gründung der Feldbrandziegelei im Jahre 1851 bis 1902 Carl Vormstein. Er bewohnte das Meisterhaus von 1863 an mit seiner Familie. Die Familie wohnte vorher im Oberbergischen und hatte alle Wandlungen von der primitivsten Einrichtung bis zur

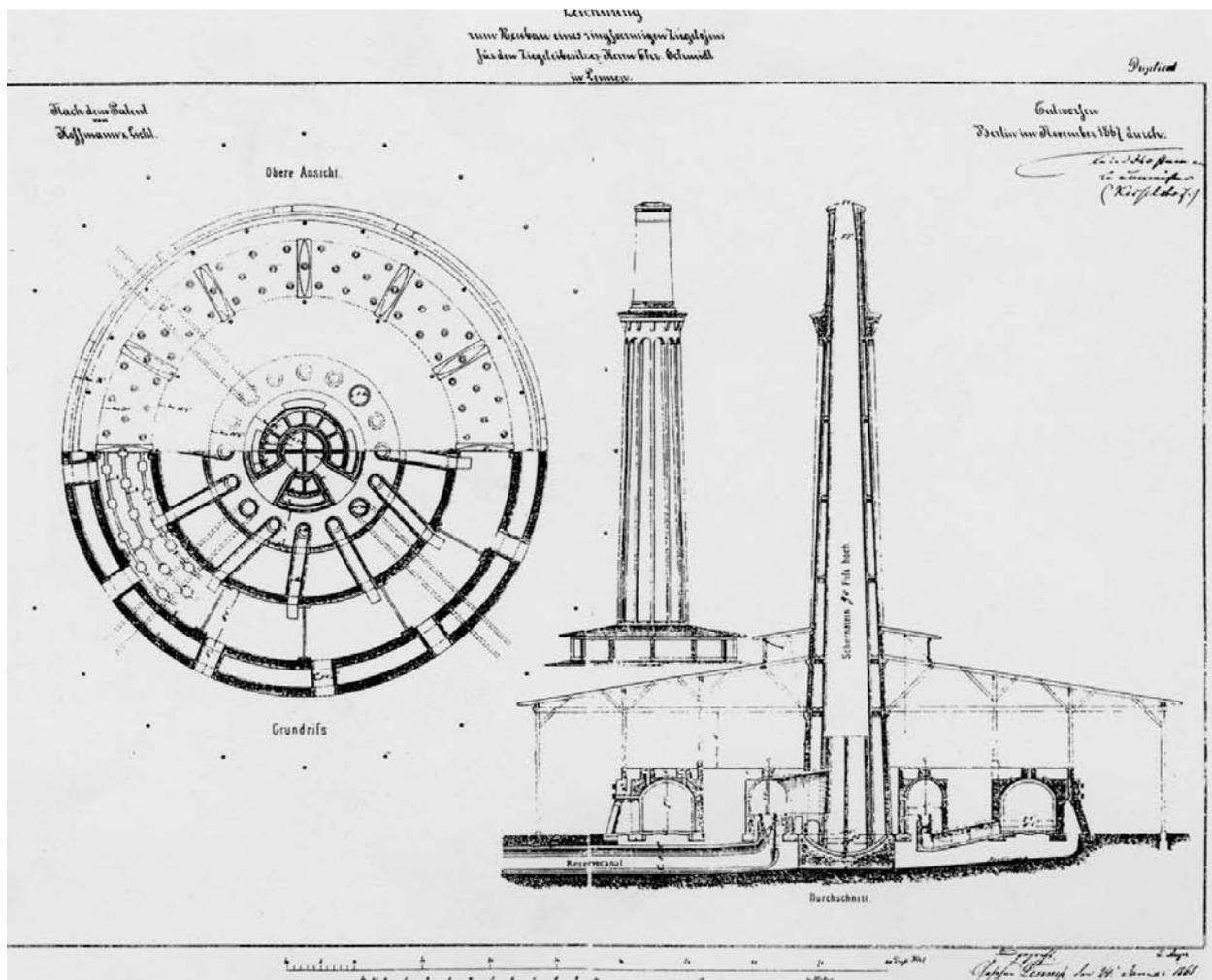
modernen Ringofenziegelei durchgemacht. Beim Ankauf des Ziegeleigrundstücks im Jahre 1851 hatte mein Vater eine Hypothek von 1400 Talern von Böker in Remscheid aufgenommen, die ich nach seinem Tode, nach Beginn des neuen geschäftlichen Aufschwungs abgetragen habe. Die Feldbrandziegelei brachte meiner Mutter und in den ersten Jahren unserer Ehe auch meiner Frau im Winter viel Arbeit. Sämtliche Betten der Formerfamilien und ihrer Hilfsarbeiter mußten im Winter ausgebessert und teilweise erneuert werden; ebenso die übrigen zum Kantinenwesen gehörenden Geräte und Utensilien.

Da mein Vater sich für Geflügelzucht interessierte, so richtete er einen großen Hühnerhof ein, wir hatten zeitweise bis zu 100 Hühner, Gänse und Enten, die auf dem großen Ziegeleigrundstück, das auch im tiefliegenden Teile einen kleinen Teich enthielt, Gelegenheit hatten, sich im Freien zu ergehen. Aber Eier haben wir dadurch nicht besonders viele für den eigenen Haushalt erhalten, da mein Vater nicht im Stande war, die Bitten seiner Freunde und Schmeichler wegen Überlassung von Eiern zurückzuweisen. Er hatte keine Fähigkeit zum rücksichtslosen Eigennutz, wie er im Allgemeinen in der menschlichen Gesellschaft vorhanden ist. Er konnte niemandem etwas abschlagen, wenn er freundschaftlich gebeten wurde, auch wenn es ihm schädlich war. Diese Schwäche des Charakters führte dazu, daß er im Kampf ums Dasein ein schlechter Kämpfer war. Trotz den vielen Bauten, die er ausgeführt hat, wurde er nicht einmal wohlhabend, von Reichtum konnte keine Rede sein.

An der Feldbrandziegelei wurden im Laufe der Jahre einige Verbesserungen des Betriebes vorgenommen. Da bei vollständig freistehenden Ziegelmeileröfen alle vier Seiten und die Oberfläche durch Abkühlung große Verluste verursachten, so wurde eine Mauer angelegt sowie die unteren Luftkanäle an beiden Seiten der Mauer, soweit aus bestehen bleibendem Mauerwerk, so daß die abkühlenden, verlustbringenden Außenflächen der Ziegelöfen erheblich verringert wurden, weil immer eine Seite des Ofens sich an die Mauer anlehnte, abwechselnd in der Weise, daß, wenn an der einen Seite der Mauer ein Ofen am Brennen war und abgefahren wurde, an der anderen Seite ein neuer aufgestellt werden konnte. Mein Vater hatte damals den Einsetzmeister gewechselt, da einige Male durch unrichtiges Einsetzen der Ziegel in die Öfen erhebliche Verluste entstanden waren. Um die Arbeit des neuen Meisters in Mißkredit zu bringen und aus Rache für die Verabschiedung hatte man einige Male nachts die gemauerten Luftkanäle des neu in Brand gesetzten Ofens heimlich verstopft. Die Verstopfung wurde aber am Morgen gleich entdeckt und beseitigt, und es wurde beschlossen, in den nächsten Nächten zu wachen, um die Übeltäter zu entdecken und zu verjagen. Ich war damals befreundet mit dem Lennep Stadtförster Hammelrath, ein intelligenter, wenn auch etwas leichtsinniger Mensch. Wir beschlossen, eine Nacht mit Gewehren bewaffnet am Neuenhof zu wachen, um die Übeltäter zu fassen. Nachdem wir von abends 10 Uhr bis Mitternacht im Gartenhaus versteckt gewacht hatten, gelang es uns bei einer Runde, zwei Mann in der Nähe des Ofens anzutreffen. Wir stürzten uns sofort auf die Beiden und ergriffen sie. Aber es waren keine Verbrecher, es war der Meister Vormstein und ein bei ihm wohnender Fuhrknecht, die ohne von unserer Wache eine Ahnung zu haben, ebenfalls gewacht hatten, weil es sehr wichtig war, daß die Luftkanäle in Wirkung blieben.

Das vom eigentlichen Ziegelfeld durch den Weg nach Mittel-Garschagen getrennte Grundstück war von vornherein als Gartenland benutzt und durch Hecken begrenzt worden. Am oberen Ende wurde eine Trauerweide gepflanzt, mit rundem Tisch als Laube und an beiden Seiten einige Apfelbäume. Der größere Teil des Gartens diente als Hausgarten für unsere Familie, während der kleinere Teil dem Ziegelmeister Vormstein überlassen wurde. Der westliche Teil des Ziegelfeldes neben dem Wohnhause wurde, nachdem der Ziegellehm davon genommen war, durch den abgedeckten Mutterboden der Lehmgruben wieder angefüllt und mit Obstbäumen bepflanzt. Die ganze Anlage hatte durch das kleine Wohnhaus, den Garten und den Obsthof, sowie Land für eine Kuh, solche Bedeutung, daß sie für den bescheidenen Sinn meines Vaters genügen konnte, dort seine alten Tage zuzubringen, wenn etwa das Baugeschäft durch ihn nicht mehr betrieben werden konnte. In den Ferienzeiten mußten wir Kinder bei der Gartenarbeit mithelfen. Ich erinnere mich, daß ich an dem Tage, in welchem ein Teil unseres Hauses in Lennep abbrannte, am 19. September 1855 mit Schwester Laura einen Korb Kartoffeln ausgemacht hatte. Wir trugen den Korb zwischen uns nach Hause, etwa kurz vor 12 Uhr mittags. Gegen 1 Uhr entstand im Pferdestall Feuer, wodurch ein Teil des Hauses und der Stall zerstört wurden. Das war meine letzte Gartenarbeit gewesen, da im nächsten Frühjahr meine berufliche Lehrzeit begann. Im Jahre 1862 habe ich dann noch das kleine massive Gartenhaus als Gesellenstück, vor dem Meisterexamen, eigenhändig ausgeführt.

Bis zum Tode des Vaters am 23. Februar 1865 und auch noch zwei Jahre nachher blieb die Feldbrandziegelei in alter Weise bestehen, obwohl ich schon längere Zeit über eine Umwandlung des Betriebes in rationellerer Weise nachgedacht hatte. Ich konnte mich nicht damit befreunden, daß man von 100 000 geform-



»Zeichnung zum Neubau eines ringförmigen Ziegelofens für den Ziegeleibesitzer Christian Schmidt in Lennep«, bzw. dessen Witwe nach dem Patent des Berliner Baumeisters Fr. Hoffmann. Albert Schmidt reformierte mit dem Ringofenbau und einer Ziegelpresse von Schlyckeisen Berlin sowie gebrauchten Teilen von Dampfmaschinen die Ziegelproduktion. »Die gesamten Anlagen haben 25.000 Mark gekostet und sind im Spätsommer 1868 fertig geworden.« Die oben stehende Zeichnung schmückt heute eine Forschungsarbeit über die Geschichte der Bergischen Ziegelindustrie von Beate Battenfeld (vgl. Lit.-Verz.).

ten Ziegelsteinen nur höchstens 70 000 Stück verkaufen konnte. Der Abfall, die ganze äußere Umhüllung der Feldbrandöfen wurde zwar als Mauersand noch verwertet, aber ohne großen Nutzen. Um auf dem Gebiete des Ziegeleiwesens alle neuen Erfindungen studieren zu können, hatte ich mich auf die Tonwarenzeitung abonniert und erhielt bald die Überzeugung, daß eine mechanische Formung der Ziegel und eine bessere Verarbeitung des Lehmbodens durch Walzen und Tonschneider, sowie ein Brennen in geschlossenen Öfen, nicht allein ein besseres Baumaterial schaffen müsse, sondern auch der Gestehungspreis der Ziegel geringer würde. In den ersten Jahren meiner Selbständigkeit nach dem Tode meines Vaters konnte ich natürlich nicht daran denken, kostspielige Anlagen zu machen, da die Hinterlassenschaft nur in 615 Mark Geschäftsschulden bestanden hatte. Die Ziegeleianlage gehörte natürlich der Mutter und ihren Kindern, sie erhielt laut unserem Geschäftsvertrag zwei Drittel und ich ein Drittel des Geschäftsverdienstes. In den Jahren 1866 und 1867 wurde durch die große Bautätigkeit, besonders in Dahlhausen, so viel verdient, daß wir im Anfang des Jahres 1868 daran denken konnten, die Ziegelei nun rationeller zu gestalten und die neuen Erfindungen auf dem Gebiet des Ziegeleiwesens uns zu Nutzen zu machen. Auf der Pariser Weltausstellung von 1867 hatte eine Ziegelmaschine von Schlyckeisen in Berlin große Erfolge erzielt, sodann hatte Baumeister Fr. Hoffmann in Berlin den Ringofen erfunden, so daß ich im jugendlichen Optimismus glaubte, wenn wir diese Anlagen machen könnten, so würde eine neue Zeit für die Ziegelei gekommen sein und der Betrieb sich vorteilhafter gestalten lassen. Die Bilanz am 1. Januar 1868 ergab einen reinen Überschuss des Geschäftsverdienstes von 1866 und 1867, nach Abzug der Haushaltskosten für beide Familien, von 24 766 Mark. Es war anzunehmen, daß im Jahre 1868 bei den großartigen Bauten in Dahlhausen, Len-

nep und Beyenburg auch noch ein erheblicher Überschuß verbleiben würde. Ich faßte deshalb den Entschluß, obwohl die Überschüsse eigentlich als Geschäftskapital notwendig waren, eine Ringofenziegelei mit Maschinenbetrieb zum Ziegelpressen anzulegen. Die Mutter hatte nichts dagegen einzuwenden.

Auf einer Reise nach Berlin mit Freund Wilhelm Wender wurde der Vertrag mit dem Erfinder und Patentinhaber des Ringofens, Fr. Hoffmann, abgeschlossen. Er lieferte die Baupläne des Ofens und stellte einen Bauführer zur Ausführung, der natürlich von uns bezahlt wurde.

Als Entschädigung erhielt Hoffmann von jedem Tausend Ziegel der Produktion 50 Pfg. für 10 Jahre. Da der Ofen für eine Produktion von jährlich 2 000 000 Ziegel eingerichtet war, so erhielt er ein jährliches Honorar von 1000 Mark. Gleichzeitig kaufte ich von der Firma Schlykeisen in Berlin eine Ziegelpresse, die auf der Pariser Weltausstellung gearbeitet hatte. Es war eine sogenannte Strangpresse mit Walzwerk und Abschneideapparat. Der ziemlich steinige Lehm sollte im Walzwerk so fein gemahlen werden, daß wenn durch eine Tonschneidemaschine der Lehmstraße in Breite der Ziegellänge und in Höhe der Ziegelbreite auf den Abschneideapparat gepreßt wurde, die einzelnen Steine durch Drähte abgeschnitten werden konnten und auf ein bewegliches Band geschoben wurden, von dem sie dann abgefahren und zum Trocknen im Trockenschuppen, der den Ringofen umgab, aufgestellt wurden. Sodann wurde ein Dampfkessel und ein Maschinenhaus für die Dampfmaschine und Ziegelpresse erbaut. Die Dampfmaschine, ein sogenannter Schnellläufer von der Baroper Maschinenfabrik, hatte früher bei Vorländer in Hückeswagen gearbeitet und stand in der Werkstelle von Bêché & Grohs in Hückeswagen zum Verkauf. Die Maschine leistete 12 Pferdekraft und kostete nur 900 M. Der Dampfkessel war von einem Feuerrohr des explodierten Dampfkessels von Haas, welches noch gut erhalten war, zurecht gemacht worden, so daß er recht billig erstanden wurde. Die gesamten Anlagen hatten 24 690 M gekostet und waren im Spätsommer 1868 fertig geworden. Die Lehrzeit einer Maschinenziegelei für ein sehr schwieriges Material konnte jetzt beginnen. Da der Ziegel-lehm auf dem ursprünglichen Grundstück schon meistens verarbeitet war, so mieteten wir einige angrenzende Grundstücke nach Garschagen hin und kauften das Grundstück, unterhalb dem Wege nach Ober-garschagen, der Eisenbahn entlang. Die Ziegelmaschine konnte nur Lehm verarbeiten, der nicht zu viele Steine enthielt, in Folge dessen konnten nur die oberen Lehmschichten der Grundstücke verwertet werden, so daß große Landflächen nötig waren.

Das untere Grundstück an der Eisenbahn wurde später, nachdem ausgeziegelt war, an Dav. Halbach von Garschagen verkauft, der sich ein Haus darauf erbaute. Später wurde dann noch ein zwei Morgen großes Grundstück neben dem Garten angekauft, um es zur Ziegelfabrikation zu verwerten. Die Strangziegel-presse von Schlykeisen ist nur einige Monate im Betrieb gewesen, weil sie für unseren steinigen Lehm nicht paßte. Durch das Walzwerk konnten die Steine nicht fein genug gemahlen werden, so daß durch die kleinen Steinstücke im Lehm der Draht des Abschneideapparates die Ziegelsteine zerriß und unbrauchbar machte. Wir gerieten dadurch in arge Verlegenheit, der Ringofen war am Brennen und verlangte täglich 6000 Steine, die wir durch das Versagen der Maschine nicht schaffen konnten. Es blieb nichts anderes übrig, als schleunigst zwei Handpressen anzuschaffen, welche den gewalzten Lehm trocken preßten, dadurch wurde es möglich, den Ringofen in Betrieb zu erhalten.

Die Trockenpressen konnten wir zufällig von einem Ziegeleibesitzer Horsthämken in Bochum sofort haben. Für jede Presse waren vier Mann nötig, welche 3000 Steine täglich fertig brachten. Das Walzwerk und der Tonschneider der Ziegelmaschine wurden deshalb benutzt, um den Lehm zum Pressen zu verarbeiten. Auch der Ringofen brachte uns im ersten Jahre mancherlei Schwierigkeiten, welche ihre Begründung hatten in falscher Sparsamkeit beim Neubau. Wir hatten die Zwischenräume zwischen den äußeren und inneren Mauern, anstatt mit feinem Rheinsand, mit Ziegelmehl und Schutt gefüllt. Der feine Rheinsand hatte den Zweck, die unvermeidlichen Brennrisse im Mauerwerk durch Einrieseln immer luftdicht zu verschließen, damit keine äußere kalte Luft durch den Schornstein in den Ofen dringen konnte, wodurch das Feuer abgekühlt und die davon betroffenen Steine ungenügend gebrannt wurden. Durch den falschen Zug verzögerte sich der Brennprozeß, das Feuer wanderte nicht schnell genug voran, so daß Schmolz und bleiche Steine erzeugt wurden.

Wir mußten die Zwischenräume so weit wie möglich nachträglich von Schutt befreien und feinen Sand einfüllen. Außerdem den ganzen Ofen von außen mit einem starken Verputz versehen, um ihn luftdicht zu machen. Wie immer beim Bau zeigte sich auch hier wieder, daß Sparsamkeit bei einer baulichen Anlage Verschwendung ist. Man muß das Ersparte später mit größeren Kosten und Betriebsverlusten nachholen. Der Betrieb mit Walzen, Tonschneider und Handpressen konnte natürlich nicht dauernd bleiben, weil er zuviel Arbeitslohn erforderte. Wir konstruierten deshalb eine sogenannte Durandpresse, die mechanisch

betrieben wurde, sie war am Ende des Tonschneiders so angebracht, daß der gewalzte und vorbereitete Lehm in den Trichter über der Preßkammer fiel. Der Preßkolben, welcher durch eine Kurbelwelle betrieben wurde, holte sich den nötigen Lehm aus dem Trichter und schob ihn in den Preßkasten. Durch einen zweiten Kolben, der ihm entgegenkam, wurde dann der Lehm auf das richtige Ziegelmaß zusammengepreßt, beide Kolben wurden bis außerhalb des Preßkastens durch Excenter hinausgeschoben.

Dann ging der Hauptkolben wieder zurück, während der äußere eine kurze Zeit stehen blieb, damit der gepreßte Stein weggenommen werden konnte. An dieser Abnahmestelle saß ein Arbeiter, welcher die gepreßten Steine wegnahm und sie auf den Transportwagen zum Einsetzen in den Ofen legte. Die Maschine preßte täglich 6000 Steine und brauchte nur einen Mann Bedienung, während die Handpresse acht Mann benötigte. Aber die Maschine hatte einen Hauptfehler, wenn der gepreßte Stein nicht rechtzeitig fortgenommen wurde, so ging er wieder in den Preßkasten zurück und traf dort mit dem Material des neuen Steines zusammen. Dadurch entstand ein so gewaltiger Druck, daß der Preßkolben nicht mehr weiter konnte. Da nun aber die Kurbelwelle nicht plötzlich stehen bleiben konnte, so brach entweder die Kurbel oder das Zahnrad zwischen Antrieb und Kurbelwelle. Wir waren demnach von der Aufmerksamkeit des Abnehmers abhängig, und da die menschliche Tätigkeit niemals wie eine Maschine ununterbrochen wirken kann, so hatten wir sehr häufig Maschinenbrüche, Stillstand und Kosten.

Durch das Studium der Literatur über Ziegeleiwesen und Tonmauern war mir das Bewußtsein erwacht, daß wir mit unseren unzureichenden Maschinen vorläufig nicht im Stande waren, die großen Übelstände unseres mangelhaften Maschinenbetriebs zu beseitigen, weil dazu große Geldmittel gehörten, die uns nicht zur Verfügung standen. Drei Jahre hatten wir, wenn auch nur mit geringen Schulden, das Geschäft begonnen, der ganze Überschuß dieser Zeit über den Haushaltsbedarf war angelegt worden, so daß gar kein Geschäftskapital vorhanden war. Wenn ich die Maschinenziegelei so einrichten wollte, daß sie rationell arbeiten konnte, so mußten mindestens 20 000 Mark angelegt werden, die unter den vorliegenden Umständen nicht beschafft werden konnten. Ich entschloß mich deshalb, den ganzen Maschinenbetrieb einzustellen und von 1870 an wieder mit Handbetrieb zu arbeiten. Nur der Ringofen blieb in Betrieb, das Dach wurde nach außen hin um etwa 10 m Breite verlängert, damit die naßgeformten Ziegel, nachdem sie halb getrocknet waren, dort zur vollständigen Trocknung aufgestellt werden konnten. Im Winter mußte der Ofen ausgehen und konnte erst im Frühjahr, nachdem genügend frisch geformte Steine trocken geworden waren, von Neuem angesteckt werden, wodurch sich der Betrieb natürlich verteuerte. Dieser vereinfachte Ziegeleibetrieb durch Ringofen mit Handformerei blieb bis zum Jahre 1888 bestehen. Das Baugeschäft nahm mich so vollständig in Anspruch, daß ich die Ziegelei als etwas Nebensächliches betrachtete.

Von 1877 an war die Mutter aus dem Geschäft getreten, da sie ihre Kinder versorgt hatte und von den Zinsen ihrer Ersparnisse gut leben konnte. Für die Benutzung der Ziegelei erhielt sie jährlich 1300 Mark für Miete und Abnutzung. Das Geschäft ging von da ab unter meinem Namen und Bruder Ernst trat ein, zuerst mit Gehalt und Tantieme, bis er später nach dem Ankauf der Ziegelei vollbeteiligt war. Ernst übernahm von 1888 an die selbständige Leitung der Ziegelei und studierte die Theorie des Ringofenbetriebes, so daß er durch Umbau des Ofens eine Verbesserung des Schmauchverfahrens einführen konnte. Der Maschinenbetrieb für Ziegeleien mit steinigem Lehm Boden hatte mit der Zeit große Veränderungen und Verbesserungen erfahren. Nach dem Vorgehen auf der Zeche Bismarck in Gelsenkirchen, welche den Kohlenschiefer durch Kollergänge fein mahlte und dann durch kräftige Pressen mit Revolvertischen sehr gute und feste Ziegelsteine fabrizierte, hatte man die Erfahrung gemacht, daß der Schieferfelsen nach seiner Mahlung und festen Pressung im Ringofen zu ausgezeichneten Ziegelsteinen gebrannt werden konnte, wenn die Ofenhitze so gesteigert wurde, daß eine Sinterung des Mahlgutes eintrat. Man konnte die Ziegel direkt von der Presse in den Ofen befördern, wodurch die großen Trockenschuppen unnötig wurden. Außerdem konnte man die Ziegelfelder bis zu beliebiger Tiefe ausnutzen, man war nicht mehr auf die dünne obere Lehmkruste beschränkt und ersparte dadurch außerordentlich an Grunderwerb. Diese Umwandlung in der Anlage und der Betrieb einer rationellen Ziegelei, welche auch ein sehr viel besseres Baumaterial zu liefern im Stande war, mußte naturgemäß von uns für die Ziegelei Neuenhof erstrebt werden, da sie aber bedeutende Geldmittel erforderte, so war in den ersten Jahren nach der selbständigen Übernahme des Baugeschäftes und der Ziegelei nicht daran zu denken, besonders da die Jahre 1876 bis 1880 sehr geringe Überschüsse gebracht hatten.

Mit dem Neubau der Kammgarnspinnerei und dem Wiederaufbau von Dahlhausen nach dem am 12. Dezember 1880 erfolgten Brande besserten sich die Verhältnisse, der Geschäftsverdienst überstieg den Familiengeldbedarf so erheblich, daß sich allmählich ein, wenn auch mäßiges, Vermögen ansammelte. Von 1877

bis 1888 hatte ich 82 000 Mark und Ernst 52 000 Mark überverdient. Für das Vermögen, welches ich vor 1877 erworben hatte, war unser Wohnhaus angekauft, das Bürogebäude umgebaut und das Baumateriallager angelegt worden. Es war indes immerhin so viel Kapital vorhanden, daß man an einen Umbau der Ziegelei denken konnte. Da ich meine ganze Kraft zur Förderung des Baugeschäfts und der damals anfangenden Talsperrenideen verwenden mußte, so war mir der Ziegeleiumbau nicht so dringend. Mein Bruder Ernst hatte naturgemäß andere Ideen und war der Ansicht, daß jetzt eine Umwandlung vorgenommen werden könne. Nach mancherlei Überlegungen entschlossen wir uns dann 1888, den Umbau vorzunehmen. Die alte Ziegelei war bis zum Betrag von 15 000 Mark amortisiert. Wir kauften dieselbe von der Mutter für diese Summe und beschlossen, sie vollständig umzubauen, neue Maschinen anzulegen und einen modernen Ziegeleibetrieb einzurichten.

Ernst und ich wurden nun gemeinschaftlich Besitzer der Anlage und zwar jeder zur Hälfte.

Zur vollständigen Neuorientierung der Ziegelei, wodurch große Anlagekosten entstanden, gehörte vor allem, daß genügendes Rohmaterial, also Schieferfelsen, beschafft wurden, der in unbegrenzter Menge den ganzen Unterboden des umgebenden Geländes bildete. Wir kauften deshalb von August Fischer am Neuenhaus den Ziegelboden, Lehm und Felsen des 28 Morgen großen Ackerlandes oberhalb unseres Gartens. Das Grundstück blieb im Besitz von Fischer, wir hatten nur das Recht, nach Abtragung des Mutterbodens, der später wieder auf das gebrauchte Land angefüllt werden mußte, den Lehm und Felsen bis zur beliebigen Tiefe abzutragen und zu verwenden. Die Bezahlung geschah jährlich und richtete sich nach der verbrauchten Oberfläche. Wir mußten für den Morgen Oberfläche 750 Mark bezahlen. Der Kaufpreis war außerordentlich billig. Wenn man auf eine Abtragung von durchschnittlich 10 Meter rechnete, so erhielt ein Morgen 25 000 cbm Maße und, da von 1 cbm Maße 400 Ziegel gemacht wurden, so konnte man 10 Millionen Ziegel davon herstellen. Bei Anfertigung des notariellen Kaufaktes erzählte ich dem August Fischer, wir würden das ganze Gelände so tief abtragen, daß seine Gebäude später wie eine Ritterburg auf einer hohen stehen gebliebenen Felsenklippe liegen würden. Er meinte, wenn das wahr wäre, wollte er lieber nicht unterschreiben. Er unterschrieb indessen den Akt, da er annahm, es sei Scherz gewesen. Später sind 6 Morgen an der entferntesten Stelle zwischen Blume und Neuenhaus an den Herrn Röhrich verkauft worden, der sich dort einen Sommersitz schaffen wollte. Wir verzichteten auf das Recht zur Abtragung des Ziegelbodens, da er sehr entfernt von der Ziegelei lag und erst nach vielen Jahren in Frage kommen konnte. Es ließen sich dann näher liegende Grundstücke nach der Eisenbahn hin erwerben. Fischer hat später Teile des schon abgetragenen Feldes an die Barmer Glanzgarnfabrik Zinn & Hackenberg verkauft, die eine Fabrik darauf erbaut hat. Nach Sicherstellung des Rohmaterials wurde nun eine Ziegelpresse mit Revoltiertisch und das dazu gehörende Kollergangmahlwerk mit Bechertransport zum Lehm Boden bei dem Schwelmer Eisenwerk bestellt. Ein neuer Kornwalldampfkessel von 50 qm Heizfläche wurde bei Giller & Jamart in Rittershausen bestellt und die Dampfmaschine bei Bêché & Grohs in Hückeswagen. Kessel und Maschinenhaus wurden an der Ostseite des Ringofengebäudes errichtet, und das an der Südseite gelegene frühere Maschinenhaus wurde abgebrochen.

Der Kollergang lag so, daß der Ziegelbogen von beiden Seiten mit Kippwagen auf Schienengeleise hinzugefahren werden konnte, von den oberen Feldern mit natürlichem Gefälle, von dem unterhalb liegenden alten Ziegelfeld, welches 3 Meter tiefer lag, durch eine Aufzugskabelwinde. Die ganze Anlage war für eine tägliche Produktion von 20 000 Steinen berechnet. Der Ringofen wurde ebenfalls umgebaut, an den runden alten Teil wurde ein länglicher Teil mit 6 Abteilungen nach der Westseite hin angebaut. Die Feuer- und Schmauchkanäle wurden erneuert und dem Umbau angepaßt. Der Ofen hatte nun 12 Abteilungen von je 10 000 Steinen, gegen 6000 früher, und er konnte bei vollem Betrieb das ganze Jahr hindurch 3 Millionen Ziegel liefern. Die Dampfmaschine hatte Kondensation und es wurde für die Abkühlung des Kühlwassers ein Gradierwerk in der Wiese unterhalb des Maschinenhauses angelegt. Die gesamte Neuanlage hatte 69 384 Mark gekostet, so daß die Ziegeleianlage mit 84 384 Mark zu Buch stand.

In den nun folgenden 13 Jahren von 1888 bis 1901 wurden die gesamten Anlagekosten amortisiert und in Summa 73 318 Mark überverdient. Die Jahre waren sehr verschieden in ihren Erträgen, je nach der Geschäftslage und den zu erzielenden Verkaufspreisen. Das durchschnittliche Jahresverdienst einschließlich der Amortisation war 12 130 Mark, und da im Mittel jährlich 2 Millionen Ziegel verkauft wurden, so kann man 6 Mark Verdienst für eine Mille Ziegel annehmen, ohne Amortisation 3 Mark, = 12 % des Verkaufspreises. Im Jahre 1901 brannten die ganzen Holzteile der Ofen- und Maschinenanlage ab. Der Ofen wurde dadurch unbrauchbar, Maschinen und Dampfkessel waren dagegen betriebsfähig geblieben.

Meine persönliche Tätigkeit war in dieser Zeit durch die Förderung der Talsperrenidee und den Bau der

Lenneper- und Bevertalsperre, sowie der großen Bauten an der Wupper, derartig in Anspruch genommen, daß ich mich mit dem Ziegeleibetrieb nicht befassen konnte. Derselbe wurde ausschließlich durch Bruder Ernst geleitet. Sohn Arthur war zwar 1898 in das Baugeschäft eingetreten, war aber an der Ziegelei nicht beteiligt, das Verdienst derselben wurde zwischen Ernst und mir zu gleichen Teilen geteilt.

Nach dem Brande im Jahre 1901 wollten wir anfangs die Anlage nicht wieder aufbauen und die einzelnen Teile, Maschinen und Apparate verkaufen, weil ja doch alles amortisiert war und nicht mehr zu Buch stand, außerdem waren die geschäftlichen Aussichten nicht die besten. Da nun aber im nächsten Jahre 3 Millionen Ziegel an den Neubau des Provinzial-Gefängnisses in Lüttringhausen abgesetzt werden konnten, so entschlossen wir uns, doch den Ringofen von Grund aus neu zu erbauen und die Maschinenanlage wieder in Stand zu setzen. Der Ofen wurde nach den Plänen von Bruder Ernst vergrößert und nach den neuesten Prinzipien wieder aufgebaut, er erhielt jetzt 16 Abteilungen zu 12 000 Steinen, so daß wöchentlich 100 000 bis 105 000 Ziegel darin gebrannt werden konnten. Diese vollständige Renovierung der Anlage verursachte, daß sie am 1. Januar 1902 wieder mit 70 000 Mark zu Buch stand.

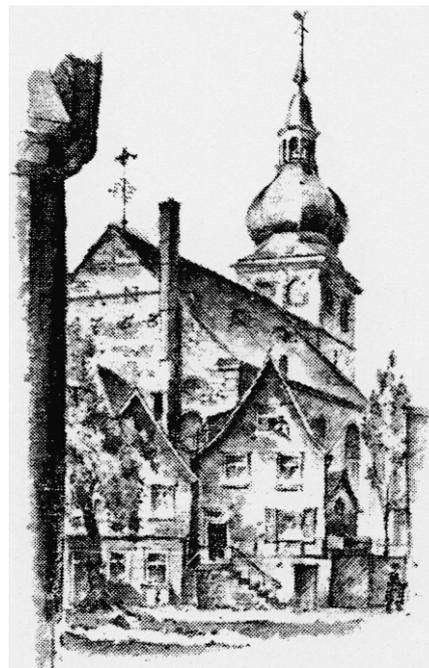
Am 1. Januar 1903 trat ich aus dem Geschäft, um mich ganz den wassertechnischen Aufgaben zu widmen. Sohn Arthur, Bruder Ernst und Walter Eberhardi übernahmen das Baugeschäft, welches alsdann in meinem Namen weitergeführt wurde. Da Ernst aber auch dem Ziegelbetrieb kein Interesse mehr zuwandte, so verkauften wir die Ziegelei mit allem Zubehör zu dem Buchpreise von 70 000 Mark an Arthur und Walter, gegen eine Amortisationshypothek von 10 vom Hundert. Bei 4 % Zinsen und 6 % Tilgung war der Kaufpreis in 13 Jahren abgetragen. In den nun folgenden 6 Jahren bis zum 1. Januar 1909 wurde im Baugeschäft mit Ziegelei recht viel verdient, welchen Anteil der Ziegeleibetrieb daran hatte, ist mir nicht bekannt. Am 1. Januar 1909 trennten sich die Gesellschafter. Die Firma Albert Schmidt hörte auf, die Ziegelei übernahm Walter Eberhardi zu der bis dahin amortisierten Summe von 49 000 Mark.

Er hat dann in den folgenden Jahre die Anlage durch eine neue Dampfmaschine und einen neuen, sehr viel größeren Schornstein erheblich verbessert. Durch das Ziegeleisyndikat konnte immer ein guter Absatz und guter Preis erzielt werden, bis der Weltkrieg allem ein jähes Ende bereitete. Die Ziegelei ist nach dem Kriege nur zeitweise betrieben worden und kann erst nach Überwindung der Marxistischen Revolution wieder zu richtigem Betrieb kommen. Von 1851-1909 sind 58 Jahre dahingegangen, in denen der Name Schmidt mit der Ziegelei verbunden war, sie hat in dieser Zeit mancherlei Umwandlungen erfahren. Trotz mancher überschwenglicher Hoffnungen und der erlittenen Enttäuschungen kann man doch eine stetige Entwicklung nach aufwärts feststellen.

Möge die Ziegelei Neuenhof unter dem neuen Namen sich stetig weiter entwickeln und für die neuen Besitzer Glück und Segen bringen.



Lennep. Zeichnung von Heinz Hadem (1915-1977).



Lennep. Zeichnung von Heinz Hadem (1915-1977).



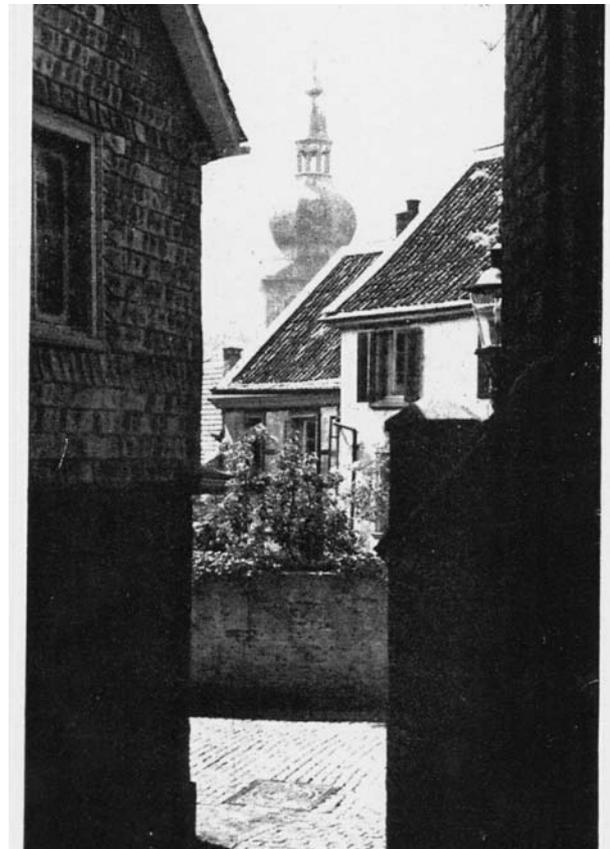
*Lennep. Blick von der kath. Kirche auf die historische Innenstadt.
Foto: Privatbesitz, Datum der Aufnahme unbekannt.*



Ein immer wieder beliebtes Motiv. Foto: 1999, Privatbesitz.



*Lennep. Blick vom Schwelmer Tor auf die evang. Kirche im Holzschnitt.
Bildvorlage: Stadtarchiv Remscheid.*



*Lennep. Blick von Ackermanns Gäßchen auf die evang. Kirche.
Bildvorlage: Stadtarchiv Remscheid.*



Lennepe. Am Schellenberg. Wer weiß heute noch, daß derartige Straßennamen auf Gemarkungserhebungen verweisen, die damals relativ weit außerhalb des bebauten Raumes lagen. So ist der Schellenberg eigentlich die Erhebung über der Lenneper Gartenstraße.



Am Schellenberg, früher einmal Barner Straße. Foto: Privatbesitz, nicht datiert.



Lennepe. Die Neugasse in einer historischen Postkartenaufnahme. Verlag von R. Schmitz. Postkarte: Privatbesitz, nicht datiert.



Und immer wieder die Altstadt. Eine Reminiszenz an »Foto Schurig« in Lennep.



Friedhofskapelle Mühlenstraße 20

*Friedhofskapelle Mühlenstraße 20 in Lennep. Der von Albert Schmidt im klassizistischen Stil errichtete Bau wurde 1979 endgültig ein Opfer der so oft beschriebenen Lennep-er Wasserverhältnisse. Aufsteigendes Wasser hatte den Baukörper so geschädigt, daß sich niemand in der Lage sah, die Restaurierungskosten zu bezahlen. Auch eine Erklärung des Verkehrsvereins konnte nicht helfen.
Foto: Evang. Gemeinde. Undatiert.*



Anwesen Eugen Kuhstoss, Elberfelder; heute Lüttringhauser Straße. Aus einem Prospekt des jetzigen »Wuppertaler Hof«.



Der Rundling Lenep. Postkarte um 1965.



*Lenep. Berliner Straße mit St. Bonaventura. Postkarte, um 1999,
Originalfotografie: Georg Eichenauer.*



BERGISCHES LAND

Wetterauer Straße mit Ev. Stadtkirche in Lenep

*Lenep. Wetterauer Straße mit evang. Stadtkirche. Postkarte, um 1999,
Originalfotografie: Georg Eichenauer.*

Liste der ausgeführten Hochbauten (1865–1902) in Lennep und Umgebung

1865:

Neu- und Umbau der früheren Strohn'schen Tuchfabrik im Uelfetal in Dahlhausen zu einer großen Wollwäscherei für Joh. D. Fuhrmann
Neubau einer Schmiede für Albert Gross an der Kölnerstraße
Färbereianbau für Fritz Karsch am Neunteich
Aufbau des hinteren Fabrikgebäudes für Gebr. Hilger, Wilhelmstal
Schlossereineubau mit Wohnungen für Joh. Wülfig & Sohn, Dahlerau
Waschküchenanbau für Pet. Schürmann, Kölnerstr. und Poststraße, Lennep
Kessel- und Maschinenhaus für Pet. Schürmann & Schröder, Vogelsmühle

1866:

Saalbau für A. Jütte, Lennep, Markt
Fabrikneubauten für Joh. Wülfig & Sohn, Dahlhausen
Aufbau des Maschinenhauses und Verschiedenes, sowie ein 4-faches Arbeiterwohnhaus für Joh. Wülfig & Sohn, Dahlerau
Gasfabrik für Gebr. Hilger, Wilhelmstal.
Aufbau des Trockenhauses, Vogelsmühle
Wohnhaus für Wilh. Hilger in Lennep – Elberfelderstraße

1867:

Färbereiaufbau zur Wohnung für Pet. Schürmann & Schröder, Vogelsmühle
Fabrikbauten, Färbereineubau und ein 2-faches Arbeiterwohnhaus für Joh. Wülfig & Sohn, Dahlhausen
Anbau bei Wilh. Hilger, Lennep
Kohlenschuppen und Verschiedenes für Gebr. Hilger, Wilhelmstal
Wollager für J. D. Fuhrmann in Uelfetal, bei Dahlhausen
Pferdestall für Fritz Bechen, Dahlhausen
Ölkeller für Ed. Hammacher, Lennep
Aufbau des Trockenhauses für Joh. Wülfig & Sohn und Shedbau, Dahlerau
Wohnhaus für C. Schmitz, Frielinghausen

1868:

Lagerhaus mit Kontor, Färberei, Oberes Shed und 3-faches Arbeiterwohnhaus für Joh. Wülfig & Sohn, Dahlhausen
Umbau für Fr. Hardt sen., Alleestr., Lennep
Höhere Bürgerschule, Lennep
Brauerei für Herm. Braselmann, Beyenburg
Wohnhaus für Fritz Bechen, Dahlhausen
Wollager für Joh. D. Fuhrmann, Uelfetal, Dahlhausen
Kirchenturmrenovierung, Halver
Kesselhaus für Richartz & Pastor, Nagelsberg
Ringofen und Maschinenhaus am Neuenhof (Ziegelherstellung)

1869:

Höhere Bürgerschule, Lennep
Wohnhaus für Rob. Kluthe, Lennep, Wupperstraße
Blumenhaus für Herm. Hardt, Lennep
Wohnhaus für Jul. Hilger, Lennep, Wupperstraße
Schreinerei für Wender & Dürholt, Lennep, Wupperstraße

Wohnhaus für Joh. Lewenz, Hardtbach bei Dahlhausen
Gasanstalt für Richartz & Pastor, Nagelsberg

1870:

Wäschereineubau und Verschiedenes für Joh. Wülfig & Sohn, Dahlhausen
Arbeiterwohnhaus, Shedbau an der Wupper, Gasanstalt und Färberei, desgl. Kinderschule, Lennep, Hardtstraße
Wohnhaus und Fertigbau für Rob. Kluthe, Lennep
Färberei für Budde-Karsch, Krebsöge
Wupperbrücke für Pet. Schürmann & Schröder, Vogelsmühle
Arbeiterwohnhaus für Gebr. Hilger, Wilhelmstal
Rathaus, Lüttringhausen

1871:

Anbau an Hauptfabrik, Wäscherei und Kesselhausanbau, Veranda an Direktorhaus, Wehrkopfbau, Färbereianbau, Arbeiterwohnhaus, Raderberg, für Joh. Wülfig & Sohn, Dahlhausen
Wohnhaus C. Windgassen, Vogelsmühle
Lagerhaus, Arbeiterwohnhaus für Pet. Schürmann & Schröder, Vogelsmühle
Wohnhaus für Wender & Dürholt, Lennep, Wupperstraße
Kesselhaus, Obergrabenshed, Farbholzlager und Arbeiterwohnhaus für Joh. Wülfig & Sohn, Dahlhausen (*oder Dahlerau?*)
Anbau an alte Fabrik für Gebr. Hilger, Wilhelmstal
Fabrikbau für Hager & Schüssler, Feldbacherhammer
Mauer Froweinsecke, Lennep

1872:

Färberei, Kesselhaus, Direktorenwohnhaus, Arbeiterwohnhaus für Pet. Schürmann & Schröder, Vogelsmühle
Arbeiterwohnhaus, Shedbau hinter der Fabrik, Aufbau der Kardenstube Gebr. Hilger, Wilhelmstal
Economiser, Pelissenhaus, Färbereianbau, Oberes Shed breiter Teil, Lagerschuppen, Pferdestall, Wäschereianbau für Leviathan, Joh. Wülfig & Sohn, Dahlhausen
Saalbau für Rob. Berghaus, Dahlhausen
Hauptfabrikanbau, Ziegelfabrikanbau, Direktorenwohnhausanbau, Räuchereished, Trockenmaschinen-shed, Arbeiterwohnhaus, Zugkanal und Kamin auf dem Berg für Joh. Wülfig & Sohn, Dahlerau
Anbau für C. Hager, Lennep
Kirchenturmverblendung, Lennep
Kirchenheizung, Lennep
Hauptfabrik, Feldbacherhammer

1873:

Oberes Shed, Sortiershed, Remise, Wollager, Pelissenhaus, Arbeiterwohnhaus, Schulbau, Herrenwohnhaus im Garten für Joh. Wülfig & Sohn, Dahlhausen
Färberei, Fabrikbau am Obergraben, Arbeiterwohnhaus auf dem Berg für Pet. Schürmann & Schröder, Vogelsmühle
Farbmühle, Maschinenhaus, Dampfschornstein, Kardenstube, Dekatierhaus, Arbeiterwohnhaus für Gebr. Hilger, Wilhelmstal
Färbereineubau, Arbeiterwohnhaus, Joh. Wülfig & Sohn, Dahlerau
Saalbau für Ew. Lorenz, Krebsögersteg
Pferdestallneubau, Albert Hardt, Lennep
Wohnhaus Hochstraßen-Ecke für Ferd. Leysieffer, Lennep
Wohnhaus Gärtner Pütz, Lennep
Schmiede Albert Gross, Lennep, Knusthöhe
Wohnhaus für Lisner, Lennep, Kölnerstr.

1874:

Oberes Shed, Direktorenhaus, Wollager und Arbeiterhaus für Joh. Wülfig & Sohn, Dahlhausen
Gasfabrik, Arbeiterhaus für Pet. Schürmann & Schröder, Vogelsmühle
Arbeiterhaus für Ferd. Leysieffer, Lennep
Färberei, Arbeiterwohnhaus, Joh. Wülfig & Sohn, Dahlerau
Arbeiterwohnhaus für Gebr. Hilger, Wilhelmstal

1875:

Lagerschuppen, Sortiershed, Vorbau und Aufbau der Wäscherei, Dampfmaschine für oberes Shed,
J. Wülfig & Sohn, Dahlhausen
Wohnhaus für Schöneweiss, Lüttringhausen
Wohnhaus Garschagen, Remscheid, Bismarckstraße
Wohnhaus Rittershaus, Remscheid
Krankenhaus, Lennep
Kaufmannsgesellschaft, Lennep
Wohnhaus für Kormannshaus, Frielinghausen
Wohnhaus für J. Seibel, Lennep, Schwelmerstraße

1876:

Wohnhaus Herm. Groß, Lennep, am Bahnhof
Wohnhaus L. Dürholt, Lennep, Leverkusenerstraße
Kegelbahn für Felbik, Lennep
Pferdestall für Rud. Hardt, Dahlhausen
Wohnhaus Aug. Gläser, Dahlhausen
Wohnhaus Kundorf, Herbeck
Wohnhaus Adrian, Mixsiepen
Färberei für Hager & Schüssler, Feldbacherhammer
Anbau für C. Luckhaus, Ibruch bei Remscheid
Pumpenstation, Bahnhof Lennep
Schloßfabrik H.W. Rocholl, Radevormwald
Trockenanlage für Albert Keller, Hammerstein
Teichbau für Pet. Schürmann & Schröder, Vogelsmühle

1877:

Wohnhaus für Lothringer, Dahlerau
Fabrikbau H.W. Rocholl, Radevormwald
Kaufmannsgesellschaft, Kegelbahn, Lennep
Projekt Lütgman & Wiehager, Hückeswagen
Projekt Bergmann & Simons, Mühlheim a/Rhein

1878:

Wohnhaus, Stall für W. Bergerhoff, Oberdahlhausen
Mühlenanbau Ferd. Leysieffer, Lennep
Schloßfabrik H.W. Rocholl, Radevormwald
Färberei Hager & Schüssler, Feldbacherhammer
Wohnhaus J. Voss, Wermelskirchen
Anbau C. Windgassen, Vogelsmühle
Fabrikbau H. Mühlinghaus, Lennep
Wohnhaus und Stall Halbach, Mixsiepen
Maschinenhaus A. Budde-Karsch, Wassermühle

1879:

Projekt Fabrikbau Leop. Krawinkel, Vollmershausen
Kontorbau A. Budde-Karsch, Vogelsmühle

Umbau für P. Hammacher & Co. Krebsöge
Fabrikkbau E. & W. Kattwinkel, Wermelskirchen
Anbau Heinr. Külpmann, Lennep
Wohnungshausumbau Arn. Hardt, Lennep
Färbereished Joh. Wülfig & Sohn, Dahlhausen
Aufbau der Garnkammer Joh. Wülfig & Sohn, Dahlerau
Butterfabrik, Franz Hammacher, Lennep
Lackfabrik Bauer & Ulmann, Lennep
Wohnhaus W. Kattwinkel, Wermelskirchen
Erdarbeit Fabrikkbau Kammgarnspinnerei, Joh. Wülfig & Sohn, Lennep

1880:

Kammgarnspinnerei Joh. Wülfig & Sohn, Lennep
Färbereianbau, Joh. Wülfig & Sohn, Dahlhausen
Arbeiterwohnhaus für Joh. Wülfig & Sohn, Dahlerau
Schmiede für Otto Spannagel, Schnellensiepen, bei Vogelsmühle
Treibhaus H. Linden, Lennep
Anbau Fabrik, Herm. Mühlinghaus, Lennep
Anbau Wohnhaus Herm. Hardt, Lennep
Wohnhausumbau Fritz Hardt, Lennep
Fabrikkbau E. & W. Kattwinkel, Wermelskirchen
Gewächshaus Arnold Hardt, Lennep
(Am 12.Dez. großer Brand, Dahlhausen)

1881:

Umbauten Fabrik P. Hammacher & Co., Krebsöge
Lackfabrik E. Röttgers, Gräfrath
Treibhaus H. Linden, Lennep
Anbau Chr. Bergerhoff, Dahlhausen
Wiederaufbau Fabrik für Joh. Wülfig & Sohn, Dahlhausen
Shedbau, Arbeiterhaus für Joh. Wülfig & Sohn, Kammgarnspinnerei
Wohnhaus Karl Penker, Lennep
Wollager J. D. Fuhrmann, Wilhelmsmühle
Wiederaufbau Stall und Scheune, Carl Groß am Wiedenhof
Anbau Heinr. Külpmann, Lennep

1882:

Shedbau II. Teil, Arbeiterwohnhäuser Joh. Wülfig & Sohn, Lennep
Aufbau der Fabriken Joh. Wülfig & Sohn, Dahlhausen
Fabrikkbau Gebr. Schnabel, Hückeswagen
Fabrikkbau Alb. Keller, Hammerstein
Erdausschachtung Postanbau, Lennep
Fabrikanbau C. Mühlinghaus & Sohn, Lennep
Fabrikkbau Herm. Mühlinghaus, Lennep
Butterfabrik Franz Hammacher, Lennep
Wohnhaus Ed. Spannagel, Vogelsmühle
Wohnhaus Heinr. Lohmann, Lennep
Aufbau der Walkerei, Pet. Schürmann & Schröder, Vogelsmühle

1883:

Saalbau, Konsumbau, Arbeiterwohnhaus, Joh. Wülfig & Sohn, Dahlerau
Patenttrockenapparat, Doktorhaus, Joh. Wülfig & Sohn, Dahlhausen
Wollager, Shedbau III. Teil, Arbeiterhaus, Joh. Wülfig & Sohn, Lennep
Aufbau Maschinenhaus, Pet. Schürmann & Schröder, Vogelsmühle

Wohnhaus Jean Bêché, Hückeswagen
Shedprojekt O. Herz & Co., Frankfurt a.M.
Wohnhaus, Aug. Reinhoff, Lennep
Brennerei Pickardt, Herkingrade
Wohnhaus Dr. Rheinen, Blankenstein a.d. Ruhr
Wohnhaus Goldhorn, Lennep, Wiesenstraße
Fabrikbau Alb. Keller, Hammerstein
Saalanbau C.W. Vollmer, Lennep
Umbau Hagenkötter, Lennep, Kölnerstraße
Kirchhofkapelle, Lennep

1884:

Projekt Baldus, Friedrichstal a.d. Agger
Shedbau, Engstfeld, Radevormwald
Trocknerei für Joh. Wülfig & Sohn, Dahlhausen
Shedbau Nr. 4, Meisterwohnhaus, Arbeiterwohnhaus, Joh. Wülfig & Sohn, Lennep
Umbau Kegelsaal, Kaufmannsgesellschaft, Lennep
Stallbau, Waschküchenanbau, Herm. Hardt, Lennep
Lagerhaus C. vom Berg, Lennep, nach dem Brande
Presse und Kontorbau, Gebr. Schnabel, Hückeswagen
Fabrikanbau Herm. Mühlinghaus, Lennep
Anbau Alb. Hardt jun., Lennep
Wohnhaus Rud. Hardt, Lennep

1885:

Umbau Lagerhaus, H. Kühner, Lennep
Wohnhausanbau J. Voss, Wermelskirchen
Maschinenhaus, Shedbau J.D. Fuhrmann, Wilhelmsmühle
Schmiede H. Jansen, Neuenhof
Postgebäude Chr. Bergerhoff, Dahlhausen
Wohnhaus, Schlachthaus, Gust. Bergerhoff, Dahlhausen
Auf- und Anbau Fabrik Fr. Haas, Lennep
Wasserreinigungsanlage Joh. Wülfig & Sohn, Kammgarnspinnerei, Lennep
Bau der Wupperbrücke zum Bahnhof, Joh. Wülfig & Sohn, Dahlerau
Wohnhaus für Betriebsamt A. Schmidt, Lennep, Düstere Gasse

1886:

Orangerie Arn. Hardt, Lennep
Shedbau, Maschinenhaus, 2 Direktorenwohnhäuser, Joh. Wülfig & Sohn
Wohnhaus Böse, Lennep, Druckerei
Wohnhaus J. Grobel, Lennep, Kaiserstraße
Wohnhaus H. Heuck, Lennep, Kaiserstraße
Wohnhaus Fr. Hardt, Lennep, Kaiserstraße
Gemeinnütziger Bauverein, Lennep, 4 kleine Einzelhäuser, Hackenberger- und Diepmannsbacherstraße
Gießereibau, Ernst Temsfeld, Lennep
Projekt Spinnerei, Erkenzweig, Dieringhausen
Badeanstalt, Lennep

1887:

Anbau Eug. Schnabel, Hückeswagen
Hausanbau Geschw. Engels, Lennep, Wieschen
Wohnhaus Weber, Dahlhausen
Shedbau, Mädchenheim, Kohlenschuppen, Wohnhaus, Färbereianlage, Kammgarnspinnerei,
Joh. Wülfig & Sohn

Arbeiterhaus, Hermannstraße, Lennep, Eulenburg
Fabrikbau Hager & Troost, Hückeswagen, Brandaufbau
Shedbau Alb. Keller, Hammerstein
Wohnhaus Ernst Temsfeld, Lennep
Arbeiterwohnhaus Pet. Schürmann & Schröder, Vogelsmühle
Wohnhaus Meyer, Dahlhausen
Spinnereineubau D. Fuhrmann, Dahlhausen
Umbau Frau Dir. Hentzen, Lennep, Knusthöhe
Kesselhaus, Joh. Wülfing & Sohn, Dahlerau
Wohnhaus für C. Hanner, Dahlhausen
Wellblechwollager für Hardt, Pocorny & Co., Dahlhausen
Wohnhausanbau für Hardt, Lennep
Arbeiterwohnhaus Fr. Hardt, für Badeanstalt, Lennep
Treibhaus Herm. Hardt, Lennep
Operationssaal, Krankenhaus, Lennep
Kardenstube, Fabrikbau, Gebr. Schnabel, Hückeswagen
Rathaus, Radevormwald
Pressebau Herm. Mühlinghaus, Lennep
Eismaschinenbau Lausberg, Krebsöge
Schlachthaus Becker, Lennep
Kontor Wender & Dürholt, Lennep

1888:

Dampfziegelei Neuenhof, Umbau
Umbau alte kath. Kirche zur Fabrik C. Mühlinghaus & Söhne
Wohnhaus und Keller, Wicküler, Lennep
Maschinenhaus C.&E. Hamm, Wipperfürth
Werkstätte A. Reinhoff, Lennep
Shedbau, Schuhart, Radevormwald
Postgebäude für Budde, Radevormwald
Umbau Jul. Schröder, Lennep, Poststraße
Weinkeller, Kaufmannsgesellschaft, unter dem Garten, Lennep
Kriegerdenkmal, Lennep

1889:

Wohnhaus D. Witscher, Lennep, Kaiserstraße
Wohnhaus W. Teytmeyer, Lennep, Knusthöhe
Wohnhaus Dr. Stricker, Poststraße, Lennep
Fabrikbau H. Mühlinghaus, Lennep
Anbau H.W. Rocholl, Radevormwald
Treibhaus Herm. Hardt, Lennep
Stallgebäude Meyer, Peckinghausen (?)
Wohnhaus Diederichs, Lennep, Wetterauerstraße
Wohnhaus Herweg, Lennep, Friedrichstraße
Schlachthofanlage Lennep
Vereinshaus, Lennep, Kaiserstraße
Wohnhaus Friedrich, Lennep, Christhauserstraße
Rathaus, Lennep Kaiserstraße
Wohnhaus Schmiedessen, Lennep, Hackenbergerstraße
Fabrik H. Mühlinghaus, Lennep
Arbeiterwohnhaus Rauschenbusch & Thieme, Friedrichstal
Kleinere Bauanlagen, Joh. Wülfing & Sohn, Dahlerau
Kleinere Bauanlagen, Hardt, Pocorny & Co., Dahlhausen

1890:

Großer Webereibau, J. Wülfig & Sohn, Dahlerau
Kaiserhof, Lennep
Schulbau 8 Klassen, Lennep, Kölnerstraße
Fabrikbau Rauschenbusch & Thieme, Friedrichstal
Hinterer Fabrikaufbau Gebr. Hilger, Wilhelmstal
Krankenhausbaracke Lennep
Fabrikbau C. Bockhackers Nachflg., Hückeswagen
Wohnhaus & Stall, W. Bergerhoff, Oberdahlhausen
Mühlenanbau Ferd. Leysieffer, Lennep

1891:

Webereibau, J. Wülfig & Sohn, Dahlerau
Wehrbau in Beyenburg
Stallbau, F. Hilbert, Endringhausen
Teichbau, J.D. Fuhrmann, Dahlhausen
Shedbau, Bockhacker-L. Wiehager, Hückeswagen
Kontorgebäude, Rauschenbusch & Thieme, Friedrichstal
Anbau Gießerei E. Temsfeld, Lennep
Stellwerk, Bahnhof, Lennep
Postgebäude, Beyenburg
Pavillon Herm. Hardt, Lennep

1892:

Wehrbau Gebr. Pinell, Schaltkotten Müngsten
Wohnhaus Lager A. Schmidt, Lennep
Stallgebäude, Voss, Gemarkte
Stallgebäude Fr. Hardt, Lennep
Maschinenhaus Leysieffer, Lennep
Wasserleitung, Teichbauten, Kammgarnspinnerei Diepmannsbachertal, Joh. Wülfig & Sohn

1893:

Talsperre, Lennep, Panzertal
Kirchenbau, Keilbeck, Dahlerau
Umbau Bezirkskommando, Lennep
Wohnhaus C. Rockhoff, Krebsöge
Umbau Th. Pocorny, Lennep, Alleestraße
Fabrikbau H.W. Rocholl, Radevormwald
Fabrikbau E. & W. Kattwinkel, Wermelskirchen
Fabrikbau J.D. Fuhrmann, Dahlhausen-Uelfetal
Wehrbau Alb. Römer, Leichlingen

1894:

Wohnhaus Fr. Hardt, Lennep, Gartenstraße
Hochbehälter, Wasserleitung, Lennep
Volksschule 6 Klassen, Lennep, Kölnerstraße
Saalbau Neveling, Lennep
Anbau Wohnhaus Hoppe, Lennep, am Bahnhof
Aufbau H. Windgassen, Oscar Groß, Lennep, Bismarckplatz
Doppelwohnhaus Arn. Hardt, Lennep, Mittelstraße
Einfaches Haus, Arn. Hardt, Lennep, Mittelstraße
Wohnhaus, Kirchner, Lennep, Mittelstraße
Wohnhaus, Arn. Hardt, Lennep, Waldanlagen Westerholt
Wohnhaus, Neuhaus, Keilbeck

Fertigbau Kirche, Keilbeck
Wasserleitung, Beyenburg

1895:

Wohnhaus Fr. Hardt, Lennep, Mittelstraße
Wohnhaus und Stall Hausmann, Hackenberg
Gasometer, Lennep
Fabrikbau A. Römer, Opladen
Fabrikbau Bern. Meyer, Wipperfürth, Leyersmühle
Schlachthofanbau, Lennep
Saalbau, Luckhaus, Grüenthal

1896:

Bevertalsperre bei Hückeswagen
Kochschule, Lennep, Mittelstraße
Wohnhaus Lambeck, Fr. Hardt, Lennep, Gartenstraße
Stallgebäude A. Hardt, Lennep, Waldanlagen Westerholt
Arbeiterwohnhaus für Hardt, Pocorny & Co., Dahlhausen
Stallbau Emil Schröder, Lennep, Wupperstraße
Kath. Schule, Lennep, Raderstraße
Berg. Elektrizitätswerk, Müngsten

1897:

Bevertalsperre bei Hückeswagen
Umbau Fr. Hardt, Höh, im Bevertal
4 Häuser, Gemeinnütziger Bauverein, Lennep
Wohnhaus, Saal für Langenberg, Bevertalsperre
Fabrikanbau H. Mühlinghaus, Lennep
Stallbauanlagen, Arn. Hardt, Lennep
2 Arbeiterhäuser, sowie Waschanstalt, Kammgarnspinnerei, Lennep
Arbeiterhaus Pet. Schürmann & Schröder, Vogelsmühle
Wohnhaus Herm. Hardt jun., Lennep, Mittelstraße
Konsumgebäude, Meisterwohnhaus, Fabrikbau, Joh. Wülfing & Sohn, Dahlerau
Fahrradfabrik »Elite«, Diepmannsbach
Druckerei und verschiedene kleinere Bauten, Joh. Wülfing & Sohn, Lennep

1898:

Bevertalsperre bei Hückeswagen
Turbineneinbau, Joh. Wülfing & Sohn, Dahlerau
Färbereianlage, Hardt, Pocorny & Co., Dahlhausen
Shedanbau, Hardt, Pocorny & Co., Dahlhausen
Umbau A. Cäsar, Wilhelmstal
Wohnhaus Specht, Lennep, Mittelstraße
9 Wohnhäuser Gemeinnütziger Bauverein, Lennep
Shedbau H. Mühlinghaus, Lennep
Anbau Fr. Schürmann, Lennep, Wupperstraße
Kontoraufbau A. Schmidt, Lennep, Knusthöhe
Anbau R. Isenburg, Lennep, Wetterauerstraße
Anbau Gießerei A. Temsfeld, Lennep, Friedrichsstraße
Umbau H. Windgassen, Lennep
Stallbau E. Elberzhagen, Diepmannsbach
Halle im Stadtgarten Lennep
Wehrbau Elektrizitätswerke, J. Wülfing & Sohn, Schlenke
Wohnhaus & Stall Pickardt, Herkingrade
Wohnhaus Eug. Kuhstoss, Lennep, Elberfelderstraße

1899:

Neu- und Umbauten C. Cäsar, Wilhelmstal
Kardenstube auf Obergraben, Umbau Gashaus, Wolltrocknerei, Joh. Wülfing & Sohn, Dahlerau
Anbau Frau Geheimrat Herm. Hardt, Lennep, Kölnerstraße
Drei Fabrikbauten, Arbeiterhaus, Mädchenheim, Kammgarnspinnerei, Joh. Wülfing & Sohn, Lennep
Wege und Verschiedenes, Bevertalsperre bei Hückeswagen
Wasserleitung Pickardt, Herkingrade
6 Wohnhäuser, Gemeinnütziger Bauverein, Lennep
Wohnhaus Elektrizitätswerk, Schlenke
Leichenhalle, Krankenhaus Lennep
Wohnhaus, Stall, Oelbermann, Schrepperheide
Wohnhaus H. Potthoff, Lennep, Mittelstraße
Wohnhaus Heilmann, Lennep, Mittelstraße
Wohnhaus Volksbank, Lennep, Elberfelderstraße
Anbau Gasanstalt, Lennep
Fabrikbau Odenthal, Lennep, Elberfelderstraße
Wohnhaus Adrian, Remscheiderstraße
Wohnhaus Beutelstahl, Lennep, Mittelstraße
Wohnhausanbau E. Kuhstoss, Lennep, Elberfelderstraße
Wohnhaus A. Kluthe, Lennep; Kölnerstraße
Lagerhaus E.&W. Grüderich, Lennep, Franz- Heinrichstraße
Eisfabrik Fr. Lausberg, Krebsöge
Färbereiumbau, Verschiedenes, Hardt, Pocorny & Co., Dahlhausen
Projekt Fahrradfabrik, Bismarck, Bergerhof
Filteranlage, Wasserwerk, Lennep

1900:

Pfarrhaus Heim, Lennep
Fabrikbau Erfurt, Niederdahlhausen
Wohnhaus H. Hausmann, Lennep
Wohnhaus Lindenhof, Lennep, Hermannstraße
Fabrikbau Vorberg & Co., Lennep, Rospattstraße
Fabrikbau vom Heede, Wilhelmsmühle
Papierfabrik C. Cäsar, Wilhelmstal

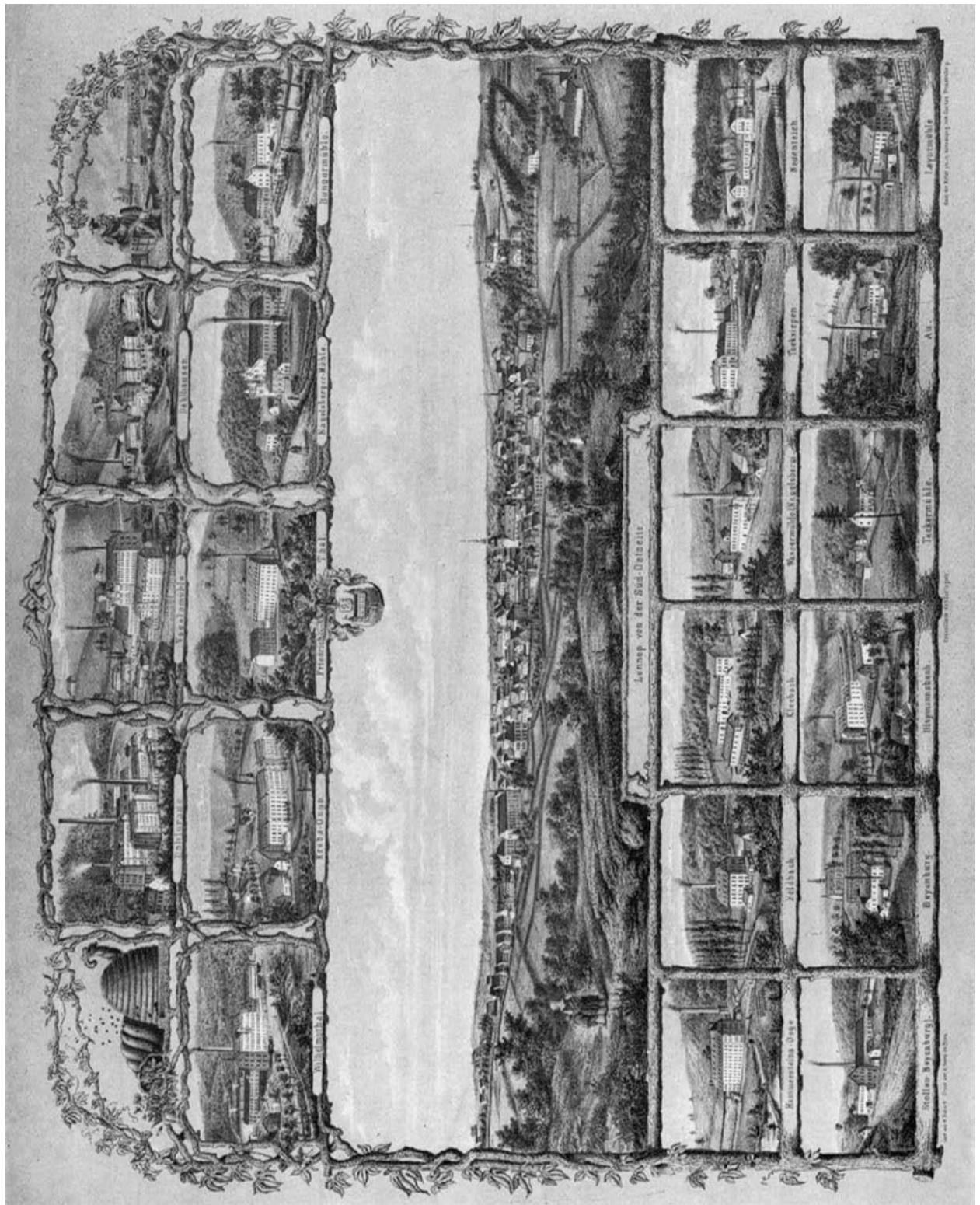
1901:

Kühlanlage, Anbauten, Kammgarnspinnerei Lennep, Joh. Wülfing & Sohn
Keller an Realschule, Lennep
Eiskanal, Pet. Schürmann & Schröder, Vogelsmühle
Anbau Fr. Hardt jun., Lennep, Poststraße
Fabrikanbau, Barthels-Feldhoff, Krebsöge
Stall und Lager, Rob. Mühlinghaus, Lennep, Knusthöhe
Wohnhaus Kamper, Lennep Sauerbronnstraße
Veranda Fr. Hardt, Höh, Bevertalsperre
Anbau Emil Kuby, Lennep
Wohnhaus, Stall, Hoffmann, Lennep, Friedrichstraße
Wohnhaus Herm. Giradet, Lennep, Kölnerstraße
5 Wohnhäuser, Gemeinnütziger Bauverein, Lennep
Anbau D. Auffermann, Remlingrade
Maschinenhaus C. Cäsar, Wilhelmstal
Wasserleitung Burg a/W.
Haus und Stall, Sonnborn, Krebsöge
Aufbau Mühle, Maj. Leysieffer, Lennep
Wohnhaus W. Kluthe, Lennep, Mittelstraße

1902:

Maschinenfundament, Joh. Wülfig & Sohn, Schlenke
Kühlanlagen, Kammgarnspinnerei, Joh. Wülfig & Sohn
Anbau Eug. Kuhstoss, Lennep, Elberfelderstraße
Umbau O. Hoesterei, Lennep, Poststraße
Wohnhaus Elberzhagen, Diepmannsbach
Anbau Fr. Hardt jun., Lennep, Poststraße
Spritzenhaus, Dachumbau, Joh. Wülfig & Sohn, Dahlerau
Einfriedung Klarenbachdenkmal, Neuenhaus
2 Bauvereinshäuser Gemeinnütziger Bauverein, Lennep
Saalanbau C.W. Vollmer, Lennep
Wohnhaus R. Schmitz, Lennep, Wetterauerstraße
Umbauten Barthels-Feldhoff, Krebsöge
Anbau Rathaus, Lennep
Anbau Oberes Shed über Obergraben, Hardt, Pocorny & Co., Dahlhausen
Wohnhaus Stein, Lennep, Hackenbergerstraße

1903-1909 hat die nachfolgende Baugesellschaft ohne meine Beteiligung viele Bauten ausgeführt. Ich habe nur die Ausführung der Talsperrenvergrößerung nach meinen Plänen, welche ich für die Stadt Lennep gemacht hatte, für die neue Firma geleitet. Der Bau hat 200.000.– Mark gekostet. Diese Fülle von Tätigkeit hat sich natürlich nicht so glatt abgespielt, wie sie sich am Lebensabend darstellen läßt, es waren damit eine Menge Sorgen und Mühen verbunden, aber die dunklen Lebensstunden werden zum Glück leichter vergessen als die lichten und schönen. In den ersten Jahren hatte ich mit dem Mangel an Betriebskapital zu kämpfen; ich hatte mir von vornherein zum Prinzip gemacht, alles so schnell wie möglich abzuwickeln und zu bezahlen. Da mir jedes Betriebskapital fehlte, so war ich genötigt, die Abschlagszahlungen auf die Bauten so frühzeitig zu beschaffen, daß eine pünktliche Zahlung möglich war. Die Firma Joh. Wülfig & Sohn hat mir darin niemals Schwierigkeiten gemacht, wohl aber die Firma P. Schürmann & Schröder, die ich zeitweilig durch Drohungen, daß ich ihnen die Arbeiter auf das Kontor schicken würde, zum Zahlen veranlassen mußte. Da indessen in den ersten Jahren viel verdient wurde, so besserte sich der Zustand schnell.



Lennep und seine Fabriken. Nach der Natur aufgenommen und herausgegeben von Gustav Freudenberg am 1860. (Eigentum der Firma Johann Wülfing & Sohn).

Die wirtschaftlichen Folgen des Weltkriegsbeginns sowie Konzeptionen zur Rettung der Wasserqualität der Wupper

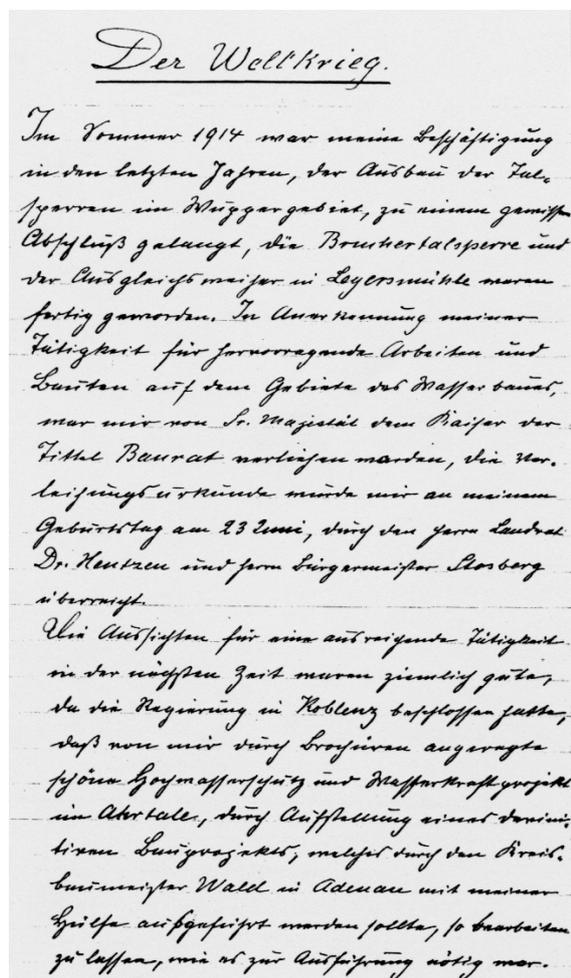
Im Sommer 1914 war meine Beschäftigung in den letzten Jahren, der Ausbau der Talsperren im Wuppergebiet, zu einem gewissen Abschluß gelangt, die Bruchertalsperre und der Ausgleichsweiher in Leyersmühle waren fertig geworden. Die Aussichten für eine ausreichende Tätigkeit in der nächsten Zeit waren ziemlich gut, da die Regierung in Koblenz beschlossen hatte, das von mir durch Broschüren angeregte schöne Hochwasserschutz- und Wasserkraftprojekt im Ahrtale durch Aufstellung eines definitiven Bauprojekts, welches durch den Kreisbaumeister Wald in Adenau mit meiner Hilfe ausgeführt werden sollte, so bearbeiten zu lassen, wie es zur Ausführung nötig war. Sodann war durch den Regierungspräsidenten Dr. Kruse in Düsseldorf ein Zweckverband gegründet worden zur Reinhaltung der Wupper. Ich war Mitglied des Ausführungsausschusses und es bestand Aussicht, an den Projekten mitarbeiten zu können.

Da trat ein Ereignis ein, durch welches der politische Horizont von Europa und dadurch der ganzen Welt verdüstert wurde. Am 28. Juni wurden der österreichische Kronprinz Franz Ferdinand und seine Gemahlin durch serbische Mörder auf einer Reise durch Bosnien in Sarajewo erschossen. Die Mörder wurden ergriffen, und es stellte sich heraus, daß sie die Ausführenden einer serbischen Verschwörung waren, deren Hintermänner in der serbischen Regierung saßen. Die großserbische Propaganda, welche bezweckte, die serbischen Völker Österreichs, die in Bosnien wohnten, mit dem Königreich Serbien zu einem großen Reich zu vereinigen, glaubte, durch Beseitigung des österreichischen Kronprinzen, dessen Energie sie fürchteten, ihre Zwecke erreichen zu können. In dem Lande, welches von den Königsmördern regiert wurde, war bei dem Tiefstand der serbischen Kultur ein politischer Mord nichts Neues.

Wenn auch die nationale Selbstbestimmung der Regierungsform der verschiedenen Völker, welche unter dem habsburgischen Kaiserreich zusammengefaßt waren, ihre Berechtigung hat, so konnte sich doch die gemeinsame Regierung diesen Mord nicht gefallen lassen, sie forderte von Serbien Bestrafung der Mörder und ihrer Auftraggeber. Österreich drohte bei Nichterfüllung der Forderung in Serbien einzurücken und sich selbst Gerechtigkeit zu erzwingen. Damit war das politische Gewitter am Horizont erschienen. Man hatte in den ersten Wochen noch Hoffnung, daß Serbien nachgeben würde, aber Rußland trat auf seine Seite und veranlaßte Serbien, die österreichische Untersuchung des Mordes in Serbien selbst abzulehnen.

Da nun Deutschland verpflichtet war, seinem Bundesgenossen beizustehen, so verstärkte sich der Konflikt und wurde zu einer Weltfrage. Die politische Lage in

Europa war schon seit Jahren äußerst gespannt. Durch den gewaltigen Aufschwung, den Industrie und Handel in Deutschland seit 1870 genommen hatten, war England außerordentlich verstimmt. Von 1870 bis 1913 hatte die Stahlproduktion in Deutschland um 285 %, in England nur um 155 % zugenommen. Die Gesamtausfuhr in Deutschland um 400 %, in England um 200 %. Die Gesamteinfuhr in Deutschland



Schriftprobe aus Albert Schmidts Schrift »Der Weltkrieg«.
Vorlage: Stadtarchiv Remscheid.

um 300 %, in England um 218 %. Die Handelstonnage in Deutschland um 338 %, in England um 109 %. Die industrielle und Handelsentwicklung hatte demnach in Deutschland in einem solchen riesigen Tempo England gegenüber zugenommen, daß es begreiflich ist, wenn die englische Großindustrie und Handelsherrn einem Krieg gegen Deutschland nicht ausweichen wollten. Das englische Geschäftsinteresse, die französischen Revanchegefühle wegen 1870, die russischen Orientpläne und die südslawischen Interessen vereinigten sich, die Mittelmächte einzukreisen und den Weltkrieg vorzubereiten und in Szene zu setzen. Dadurch wurde dem internationalen Großkapital, welches seine Hauptvertreter in Wallstreet in New York hatte, Gelegenheit gegeben, sich die ganze Welt dienstbar zu machen, indem es die nötigen Gelder zum Kriegführen besorgte. 23 Staaten erklärten den barbarischen Deutschen, welche bisher die Hauptvertreter von Kunst und Wissenschaft gewesen waren, den Krieg. Der großartigste Kampf der Weltgeschichte setzte ein und würde trotz der riesigen Übermacht wenigstens zu einem solchen Resultat geführt haben, daß ein erträglicher Friede zustande kam, wenn unsere eigenen Truppen uns nicht verraten hätten; dadurch wurden wir wehrlos den uns jetzt austräuernden Feinden preisgegeben. Die Ereignisse des Weltkrieges habe ich, soweit es mir möglich war, in zwei Bänden beschrieben, welche während der Kriegszeit entstanden sind, so daß ich es hier nicht nötig habe, näher darauf einzugehen.

Die Wirkung des Krieges auf die Daheimgebliebenen war außerordentlich verschieden, die für militärische Zwecke und Bedürfnisse Arbeitenden wurden reich und Kriegsgewinnler, während die Anderen, besonders die Bauhandwerker, Bauingenieure, kleinen Rentner und Hausbesitzer zu den Notleidenden gehörten. Die Lebenshaltung verteuerte sich in riesigem Maße, während die Zinsen, Mieten und sonstigen Einkünfte, welche nicht zu den Kriegsgewinnen gehörten, dieselben blieben. Der Eintritt der Revolution am 9. November 1918 und der Zusammenbruch des früheren Staatensystems und ihrer Vertreter, sodann der Friedensvertrag von Versailles, den uns die Feinde diktierten und aufgezwungen haben, hat die Zustände derartig verschlimmert und die Teuerung zu einer solchen Höhe gebracht, daß wir jetzt im Sommer 1922 vor dem Zusammenbruch stehen, wenn es nicht bald gelingt, durch das Zusammenwirken aller Staaten, welche den auch für sie gefährlichen Standpunkt erkannt haben, eine Herabsetzung unserer uns aufgezwungenen Verpflichtungen zu erreichen und unseren Kredit zu heben und zu festigen.

Meine Berufstätigkeit war im Anfang des Krieges noch von den letzten Friedensarbeiten beeinflusst, da die vollständige Fertigstellung des Ausgleichsweihers in Leyersmühle noch einige Beschäftigung brachte, und auch die Aufstellung einer neuen Art von Beitragsberechnung für die Mitglieder der Wuppertalsperren-Genossenschaft mich zeitweise beschäftigte. Dann habe ich eine nicht bestellte große Arbeit im Interesse des Zweckverbandes der Wupperreinigung angefertigt, die ich nach Beendigung des Krieges dem Regierungspräsidenten zur Verfügung stellen wollte, sie hatte den Zweck, einen gangbaren Weg zu zeigen zur Beseitigung der Übelstände, welche durch Ableitung der Abwässer der Städte und Fabriken in die Wupper entstehen. Die Wupper war zu einem Abwasserkanal geworden, und für die Anwohner unterhalb Elberfeld bis zum Rhein war bei Kleinwasser wegen des widrigen Fäkaliengestanks ein Bewohnen ihrer Heimstätten kaum noch möglich. Man hatte einen Verein für Heimatschutz gegründet und suchte bei der Regierung und durch direkte Beschwerden beim Kaiser um Hilfe, da die Städte sich weigerten, eine Verbesserung des gräßlichen Zustandes vorzunehmen, weil sie behaupteten, die Wupper sei schon verseucht, bevor sie die Städte erreichte. Der Prozeß des Vereins »Heimatschutz« gegen die Städte ist heute noch nicht beendet. Auf Veranlassung des Kaisers hatte der Regierungspräsident Dr. Kruse eine Besichtigung der Wupper durch Behörden und Interessenten vornehmen lassen und dann einen Zweckverband aller Beteiligten gegründet, der die Aufgabe hat, die durch die Besichtigung festgestellten Übelstände zu beseitigen.

Ich wurde damals als Vertreter der Wuppertalsperren-Genossenschaft und als bester Kenner der Wasserhältnisse der Wupper in den Arbeitsausschuß des Zweckverbandes gewählt.

In dem Jahre vor dem Ausbruch des Krieges hatte ich schon verschiedene Möglichkeiten zur Beseitigung der Übelstände untersucht und in Broschüren beschrieben. Besonders hatte ich die Frage einer Ableitung sämtlicher Abwässer der bergischen Städte im Wuppergebiet nach einem Rieselfeld in der Richrather Heide bei Opladen klargelegt und nachgewiesen, daß es möglich sei, eine radikale Lösung der Abwasserfrage dadurch zu erreichen. Landrat Lukas von Solingen-Land war empört darüber, daß ich den Dreck aus dem ganzen Bergischen Land in das Gebiet der beliebtesten Spaziergänge leiten wollte. Ich sagte ihm, daß bei richtiger Anlage der Berieselungsanlagen keine Übelstände entstehen könnten, sowohl in Berlin wie auch in Dortmund liegen beliebte Sommerausflugsorte inmitten der Rieselfelder. Wir verabredeten alsdann, mit seinem Auto am 1. August 1914 eine Fahrt nach Dortmund zu machen, um die Sache an Ort und Stelle zu besichtigen. Wegen Ausbruchs des Krieges mußte natürlich die Reise unterbleiben. Es gab nun

aber noch einen anderen Weg, eine befriedigende Lösung der Aufgabe zu erwirken.

Bei der Besichtigung der Wupper und ihrer Zuflüsse hatte sich herausgestellt, daß das Abwasser von den Vorfluten der Wupper aufgenommen und durch Verdünnung unschädlich gemacht werden konnte, wenn in Niedrigwasserzeiten genügend Wasserabfluß der Wupper vorhanden, und die Abwässer durch Emscherbrunnen oder ähnliche Einrichtungen vorher bis zu einem gewissen Grade vorgereinigt waren. Während des Krieges habe ich dann ein Projekt ausgearbeitet, durch weitere Talsperrenanlagen im oberen Wuppergebiet den Wasserabfluß in Niedrigwasserzeiten so zu verstärken, daß die Wupper imstande war, das vorgereinigte Wasser aufzunehmen und durch Verdünnung und biologische Umwandlung unschädlich zu machen.

VOM FRONHOF ZUR KREISSTADT UND ZUM STADTTEIL VON REMSCHEID	
1170	Erste Erwähnung des Lennep-er Fronhofes
1276	Lennep wird erstmals „Stadt“ (<i>oppidum</i>) genannt. Diese verdankt ihren Aufstieg der Lage an einer Fernhandelsstraße und gilt später als „fürnehmste [wichtigste] und älteste Hauptstadt“ des Bergischen Landes.
1525	Erster großer Stadtbrand
Um 1550	Mit TYLE WEVER begegnet uns der erste Lennep-er Weber, der seinen Berufsnamen als Eigennamen trägt. – Das Tuchgewerbe entwickelt sich zum „ergiebigsten Nahrungszweig“.
1558	Das älteste Lennep-er Stadtsiegel ist kein getreues Abbild von Lennep, sondern ein Sinnbild der Stadt schlechthin.
1495	Vermutliches Geburtsjahr des bergischen Reformators ADOLF CLARENBACH, der wahrscheinlich in Lennep die Schule besuchte
1563	Zweiter großer Stadtbrand
1677	Die Katholiken, die in Lennep wieder Fuß gefaßt haben, legen den Grundstein für Kloster und Klosterkirche (1700 eingeweiht).
1695	Fünf Lennep-er Kaufleute und Weber schließen sich zu einer Gesellschaft zusammen, um feine Laken aus spanischer Wolle zu fertigen.
1715	Erste Stadtansicht (von ERICH PHILIPP PLOENNIES)
1746	Der dritte große Stadtbrand vernichtet rd. 450 Häuser mit etwa 1000 Haushaltungen.
1790	Man beginnt, Mauern und Tore, die ihre Funktion verloren haben, zu schleifen (abzutragen).
1795	Französische Truppen dringen auch nach Lennep vor.
1799	Rektor GIERIG gründet eine „Harmonische Lesegesellschaft“, um die Gedanken der Aufklärung zu verbreiten.
1806	Auflösung des Herzogtums Berg. Ende der „altbergischen Zeit“
1807	Nach Einführung der französischen Städteverfassung wird Lennep Hauptort eines Kantons.
1816	Nachdem Jülich und Berg durch die Beschlüsse des Wiener Kongresses (1815) an Preußen gefallen sind, werden in den neuen Rheinprovinzen Regierungsbezirke gebildet, die sich in Kreise gliedern. Lennep wird Verwaltungssitz des gleichnamigen Kreises Lennep, also Kreisstadt.
1828	Die ersten beiden Dampfmaschinen werden in Lennep aufgestellt.
1850	Rektor JOHANN HEINRICH MÜLLER gründet das Lennep-er Kreisblatt.
1841	Die Sparkassen in Remscheid und Lennep öffnen ihre Tore.
1842/1843	Die Gasanstalt an der Mühlenstraße wird in Betrieb genommen. Lennep erhält als eine der ersten deutschen Städte eine Gasbeleuchtung.
1848	Gründung eines Lennep-er Arbeiter-Vereins
1851	Einweihung des ersten Lennep-er Krankenhauses (heute Hardtstraße 20)
1856	Nach der preußischen Städteordnung erhält Remscheid erneut die Stadtrechte, Lennep und Lüttringhausen erst nach intensiven Bemühungen.
1868	Die Eisenbahnstrecke von Barmen-Rittershausen (Oberbarmen) nach Lennep und Remscheid wird eröffnet.
1885	Inbetriebnahme einer Kanalisation
1886	Errichtung des Lennep-er Hallenbades (heute Jugendzentrum)
1888	Remscheid scheidet aus dem Kreis Lennep aus. – Gründung des Gemeinnützigen Bauvereins Lennep
1906	Am Bahnhof wird ein Elektrizitätswerk errichtet, das mit Dampfkraft arbeitet.
1907	Die Straßenbahn von Remscheid über Lennep nach Lüttringhausen wird eröffnet. – Errichtung der ersten Gartententengüter
1925	Beim Einfall in das „Ruhrgebiet“ besetzen französische Truppen Lennep.
1928	Aufnahme des Autobusverkehrs im Kreis Lennep. Drei von vier Linien führen über den Bismarckplatz.
1929	Der Kreis Lennep wird aufgelöst und Lennep nach Remscheid eingemeindet. Aus den Resten der Landkreise Lennep und Solingen wird 1950 der Rhein-Wupper-Kreis gebildet (aufgelöst am 31. Dezember 1974).
1952	Eröffnung des Röntgen-Museums
1945	Amerikanische Truppen besetzen Lennep. Sie werden später von den Briten abgelöst.
1952	Einrichtung von Bezirksausschüssen in Lennep und Lüttringhausen
1975	An Remscheid fällt im Zuge der Kommunalen Neuordnung Bergisch-Born, das dem Stadtteil Lennep zugeordnet wird. Die neue Bezirksvertretung erhält erweiterte Befugnisse.
1978	Lennep wird förmlich festgesetztes Sanierungsgebiet.
1982	Satzung zum Schutz des Lennep-er Ortsbildes
1987	Eröffnung der Klosterkirche als kulturelles Zentrum

M. Metschies

Lennep-er Geschichte: Vom Fronhof zur Kreisstadt und zum Stadtteil von Remscheid. Diese knappe, aber sehr erhellende kurze Übersicht von Michael Metschies wurde der 1991 erschienenen »Schulgeschichte des Röntgen-Gymnasiums« entnommen.

Die Wupper, ihre Talsperren und die Gründung der Wuppertalsperren Genossenschaft

Die Wupper, der größte Fluß des Bergischen Landes, entspringt zu Börlinghausen bei Marienheide, im Kreise Gummersbach. Die Quelle liegt auf 415 m über NN, dagegen die Wasserscheide, die das Wupper- und Volmegebiet scheidet, auf der höchsten Höhe von 483,8 m über NN. Die Wupper beginnt ihren Lauf in einem winzigen Bächlein, vergrößert sich jedoch unterwegs dadurch, daß sie eine Anzahl Seitenbäche aufnimmt, von denen die größten der Brucher-, Lingese-, Rönsahl- und Kerspebach sind. Nachdem sie unter dem Namen Wipper das obere Flußtal durchflossen hat, setzt sie nach der Vereinigung mit der Kerspe, die fast die gleiche Wassermenge führt wie die Wipper, unter dem Namen Wupper ihren Lauf fort durch den Kreis Wipperfürth, an der gleichnamigen Stadt vorbei und tritt oberhalb Hückeswagen in den Kreis Lennep ein, nachdem sie vorher als Hauptzuflüsse die Hönnige, den Gaulbach und die Neye aufgenommen hat. Von Hückeswagen aus fließt die Wupper nach Norden bis Beyenburg, von hier an bis unterhalb Elberfeld in westlicher, dann bis Burg in südlicher Richtung. Auf diesen Strecken, in großen Windungen fließend, durchschneidet die Wupper in einem großen Bogen, in dessen Mittelpunkt die alte bergische Kreisstadt Lennep liegt, die industriereichste Gegend des Bergischen Landes. Innerhalb der beiden großen Wupperstädte Barmen und Elberfeld dient der Fluß dem gewaltigen Verkehr derselben als Verkehrsstraße, dort führt über ihn von Rittershausen bis Sonnborn die Schwebbahn. Bei Müngsten ist er von der riesenhaften, 107 m hohen Kaiser-Wilhelm-Brücke der Eisenbahnlinie Lennep-Düsseldorf überspannt. Von Burg an nimmt die Wupper in ihrem Lauf eine andere Richtung, sie strebt jetzt westlich dem Rhein zu und mündet bei Rheindorf in diesen.

Das Niederschlagsgebiet der Wupper liegt vollständig an dem westlichen Abhänge des sauerländischen und Ebbegebirges. Dasselbe steigt allmählich aus dem Rheintale von 34 m über NN bis zu den höchsten Stellen der Wasserscheide bei Holzwipper im Kreise Gummersbach auf, 483,8 m über NN. Der mittlere Niederschlag beträgt im Rheintale etwa 700 mm und steigt bis in das Quellgebiet bis 1350 mm. Der Wupperfluß war früher ein unstetes Gewässer, das in trockener Jahreszeit nur außerordentlich geringe Wassermengen führte, dagegen aber in Zeiten der Hochflut durch Überschwemmung der Ufer große Verheerungen anrichtete, Brücken zerstörte, Gebäude zum Einsturz brachte und eine Gefahr für das Wuppertal, insbesondere für die Wupperstädte bildete. Im ersteren Falle, namentlich bei längeren Trockenperioden, war den Wuppertriebwerken die Benutzung des Wupperwassers für ihre Fabrikationszwecke nur wenig, zeitweise überhaupt nicht möglich, im letzteren Falle richtete ihnen der reißende Strom vielfach unersetzlichen Schaden an. Bei der seit Menschengedenken größten Hochflut im Wuppertale am 24. November 1890 wurden von dem brausenden Element ganz besonders die beiden Städte Barmen und Elberfeld heimgesucht, neben materiellem Schaden von mehreren Millionen Goldmark waren auch vier Menschenleben zu beklagen. Es lag bei dieser schwankenden Wasserführung des Wupperflusses nun nichts näher, als auf Abhilfe zu sinnen, und die Industrie des Wuppertales hatte hieran das größte Interesse. Um diese für den ganzen Wupperbezirk so hochwichtige Frage zu prüfen, hatte sich im Jahre 1887 ein vorläufiges Komitee gebildet, das sich die Förderung der Errichtung von Talsperren im Gebiete der Wupper zur Aufgabe stellte. Nachdem Herr Professor Intze an der technischen Hochschule zu Aachen auf Grund seiner Studien im Gebiet der oberen Wupper und der Verfasser zu Lennep nach seinen langjährigen Beobachtungen des Wupperabflusses die große Bedeutung der Anlage von Sammelbecken für die an der Wupper gelegenen Städte und industriellen Werke dargetan hatten, wurde von dem Komitee die erste Versammlung zur Beratung über die vorgeschlagenen Anlagen auf den 23. März 1888 in Lennep anberaumt, zu der die Staats- und Gemeindebehörden, sowie 138 an der Wupper gelegene industrielle Firmen eingeladen wurden. Die erschienenen Vertreter der Regierung zu Düsseldorf, der beteiligten Kreise und Gemeinden, wie auch 80 industrielle Firmen und Werkbesitzer des Wupperbezirks erkannten den großen Nutzen der Anlage von Talsperren und die Ausführung solcher Bauwerke als dringend wünschenswert an. Es wurde aber auch eingesehen, daß ein diesbezüglicher Erfolg nur zu erreichen sei, wenn eine öffentliche Genossenschaft mit Beitrittszwang, behufs Anlage von Sammelbecken, gebildet würde.

Die Vorbereitungen zur Bildung dieser Genossenschaft zogen sich aber noch jahrelang hin. Das Gesetz vom 1. April 1879 betreffend die Bildung von Wassergenossenschaften ließ den Beitrittszwang für Ent-

und Bewässerungsgenossenschaften zu, für die Errichtung von Talsperren mußte aber erst ein neues Gesetz geschaffen werden. Der unermüdlichen Tätigkeit des Landrats Koenigs zu Lennep in dieser Sache gelang es auch, an allerhöchster Stelle den Erlaß eines Gesetzes unterm 19. Mai 1891 zu erwirken, nach welchem der Eintritt in eine neu zu bildende Genossenschaft im Gebiete der Wupper und ihrer Nebenflüsse zur Anlegung, Benutzung und Unterhaltung von Sammelbecken für gewerbliche Anlagen gegen widersprechende Eigentümer erzwungen werden konnte. Diesem folgte am 29. November 1895 eine Interessenten-Versammlung zur Beschlußfassung über die Bildung einer öffentlichen Talsperrengenosenschaft. Als Kommissar zur Bildung der Genossenschaft war von dem Oberpräsidenten der Rheinprovinz Landrat Koenigs bestimmt worden, der dann in der Versammlung die Gründung der »Wuppertalsperren-Genossenschaft« und die Abnahme des vorgelegten Statuts als einen Erfolg seiner rastlosen Bemühungen buchen konnte.

Der erste Vorsteher war Bürgermeister Hagenkötter in Neuhückeswagen. In dem Herrn Bürgermeister Hagenkötter hatte die Genossenschaft einen äußerst befähigten Führer gefunden. Während seiner Amtszeit als Vorsteher von der Gründung bis zu seinem Tode am 28. April 1910 wurden die Bevertalsperre bei Hückeswagen (Kreis Lennep), die Lingesetalsperre bei Marienheide (Kreis Gummersbach) und die Ausgleichweiher zu Dahlhausen (Kreis Lennep), Beyenburg (Kreis Lennep), und Buchenhofen (Kreis Elberfeld) erbaut. Zum Nachfolger des ersten Vorstehers wählte die Mitglieder-Versammlung am 4. Juli 1910 Herrn Kommerzienrat Arnold Hueck zu Neuhückeswagen, den reiche Erfahrungen im Wasserbauwesen und allen wasserwirtschaftlichen Fragen auszeichneten. Unter seiner Leitung kamen die Bruchertalsperre bei Marienheide (Kreis Gummersbach) und der Ausgleichweiher zu Leyersmühle (Kreis Wipperfürth) zustande. Außer den aufgeführten genossenschaftlichen Anlagen wurde in den Jahren 1908–1909 (zu Lebzeiten des ersten Vorstehers) die Neyetalsperre bei Wipperfürth und in den Jahren 1911–1912 die Kerspetalsperre bei Rönsahl (Kreis Altena) erbaut, die neben der Erhöhung des Niedrigwassers der Wupper der Trinkwasserversorgung der Städte Remscheid und Barmen dienen. Am 23. Juli 1921 folgte Herr Geheimer Kommerzienrat Hueck seinem Vorgänger in den Tod. Seit 26. November 1921 liegt das Vorsteheramt in den Händen des Fabrikanten Herrn Max Schnabel zu Hückeswagen.

Laut der von der Mitglieder-Versammlung am 29. Mai 1920 beschlossenen neuen Satzung (die Neuaufstellung war durch das Wassergesetz vom 7. April 1913 notwendig geworden) hat die Wuppertalsperren-Genossenschaft ihren Sitz in Hückeswagen (Kreis Lennep) und hat den Zweck, eine bessere Ausnutzung der Wassertriebwerke an der Wupper und ihren Nebenflüssen herbeizuführen, das Wasser für die Entnahme brauchbarer zu machen und das ihren Niederschlagsgebieten durch Wasserentnehmer schädlich entzogene Wasser zu ersetzen. Dieses geschieht: 1. durch Errichtung und Betrieb eigener Talsperren und anderer Sammelbecken; 2. durch Förderung der Einrichtung und des Betriebes fremder Talsperren, 3. durch Herstellung und Betrieb anderer Anlagen.

Über die genossenschaftlichen Anlagen im Kreise Lennep (Bevertalsperre, Ausgleichweiher zu Dahlhausen und Beyenburg) ist folgendes anzuführen: Die Bevertalsperre ist etwa 4 km von Hückeswagen in dem romantisch gelegenen Bevertal bei Rasselstein erbaut. Sie staut das Wasser des Beverbaches durch eine Mauer von 250 m Kronenlänge, 4 m Kronenbreite, 17 m größter Sohlenbreite, 25 m größter Höhe, 16,60 m über Talsohle auf. Der Stauspiegel des Beckens hat eine Oberfläche von ca. 56 ha. Der Stauinhalt beträgt 3 300 000 cbm. Beim Überlauf der Sperre stürzt das Wasser in einer Überfallänge von 54,6 m über die Mauer in Kaskaden ab, was einen imposanten Anblick gewährt. Der Stausee erstreckt sich oberhalb der Mauer in zwei langen Armen in das Bever- und das Lütgenau-Tal, in deren Mitte als eine Halbinsel ein Bergrücken liegt, auf dem weithin sichtbar sich das Gut Höhe erhebt. Umrahmt ist der Stausee von Waldungen, die zu der romantischen Lage des ganzen Bauwerkes wesentlich beitragen. Die Sperre staut ein Gebiet von 22,4 qkm ab. Der mittlere Niederschlag beträgt 1260 mm, der mittlere Zufluß beläuft sich auf 20,6 Mill. cbm im Jahr. Im Verhältnis zu dem Niederschlagsgebiet ist die Bevertalsperre viel zu klein angelegt, denn es laufen im Durchschnitt von 23 Jahren jährlich rund 9 Mill. cbm Wasser nutzlos über. Nach den technischen Untersuchungen und Prüfungen ist eine Vergrößerung des Stauraumes durch Erhöhung der alten Mauer oder durch Errichtung einer neuen Mauer auf rund 12 Millionen cbm möglich. Die Wuppertalsperren-Genossenschaft hat diese Möglichkeit schon vor dem Kriege ins Auge gefaßt, aber die Kriegs- und Nachkriegszeit machte die Ausführung eines solchen Projektes zunichte. Die Talsperre dient der Versorgung des Wupperflusses mit dem nötigen Ersatzwasser, um den an der Wupper gelegenen und der Wuppertalsperren-Genossenschaft angeschlossenen 130 industriellen Werken Kraft- und Gebrauchswasser zuzuführen. Sie wurde in den Jahren 1896 bis 1898 vom Verfasser, damalig Architekt zu Lennep,

nach den Plänen des Geheimen Regierungsrats Professor Dr. Ing. Intze zu Aachen erbaut.

Das Wasser aus den Talsperren fließt in Niedrigwasserzeiten der Wupper an den Talsperren oberhalb Wipperfürth Tag und Nacht und an den Sperren unterhalb Wipperfürth nur in den Tagesstunden. Damit das Wasser der Wupper und das Zuschußwasser aus den Talsperren für alle Werke möglichst nutzbar gemacht würde, war im Flußlauf in gewissen Abständen die Anlage von sogenannten Ausgleichsweihern erforderlich, die das ihnen in unregelmäßigen Wellen zufließende Wasser aufstauen und in gleichmäßigen Mengen nutzbar für die unterliegenden Werke abgeben können.

Der erste Ausgleichsweiher im Kreise Lennep ist der zu Dahlhausen. Dieser liegt unmittelbar bei dem gleichnamigen Orte. Er war ursprünglich eine Stauanlage der angrenzenden Spinnerei der Firma Hardt, Pocorny & Co. zu Dahlhausen. Im Jahre 1900 wurde die bestehende Wehranlage seitens der Wuppertalsperren-Genossenschaft um 0,50 m erhöht und dadurch eine Stauweiheranlage von 56 000 cbm Inhalt gebildet. Es zeigte sich bald, daß die Anlage zu klein war, besonders als in den Jahren 1909 bis 1914 noch 3 Talsperren am oberen Wupperlauf hinzugekommen waren. Deshalb wurde im Jahre 1921 die bestehende Anlage durch Errichtung eines neuen Stauwehres erheblich erweitert und auf einen Stauinhalt von 200 000 cbm bzw. einen Nutzraum von 103 000 cbm gebracht. Gleichzeitig wurde die Kraftzentrale der Firma Hardt, Pocorny & Co. in die Wehranlage eingebaut und dadurch das aufgestaute Wasser zur Erzeugung von elektrischer Energie ausgenutzt. Die neue Wehranlage besteht aus einem festen Betonwehr, ist bis in den Felsen des Untergrundes gegründet und hat zwei Überläufe von je 17,50 m Breite. Auf der festen Wehrkrone ist noch eine 1,30 m hohe Stauklappe aufgesetzt, die den Stauspiegel des Weihers automatisch reguliert, d.h. bei größerem Wasserzufluß neigt sie sich und bei nachlassendem Wasser hebt sie sich selbsttätig wieder hoch, wodurch der Oberwasserspiegel konstant erhalten bleibt. Anschließend an das Wehr ist das übrige Tal durch eine Staumauer mit Staudamm abgesperrt.

Etwa 6 km unterhalb befindet sich der Stauweiher zu Beyenburg. Der Wupperfluß ist hier ebenfalls durch ein festes Wehr mit Staustützen abgesperrt. Das Wehr besteht aus zwei Durchflußöffnungen von je 19,70 m. In der Mitte des Wehres ist außerdem ein sogenanntes Drehtor als Grundschleuse eingebaut, das zur Abführung von Hochwasser dienen kann. Der Stauinhalt des Weihers beträgt 72 000 cbm, aber auch dieser ist für seinen eigentlichen Zweck nicht ausreichend, weshalb die Erweiterung durch Verlegung des Wehres etwa 327 m flußabwärts, welche letzteres gleichzeitig höher staut, von der Wuppertalsperren-Genossenschaft geplant ist. Es würde dadurch ein Stauinhalt von 177 000 cbm bzw. ein Nutzraum von 110 000 cbm geschaffen und könnte andererseits das aufgestaute Wasser zu Kraftzwecken ausgenutzt werden.

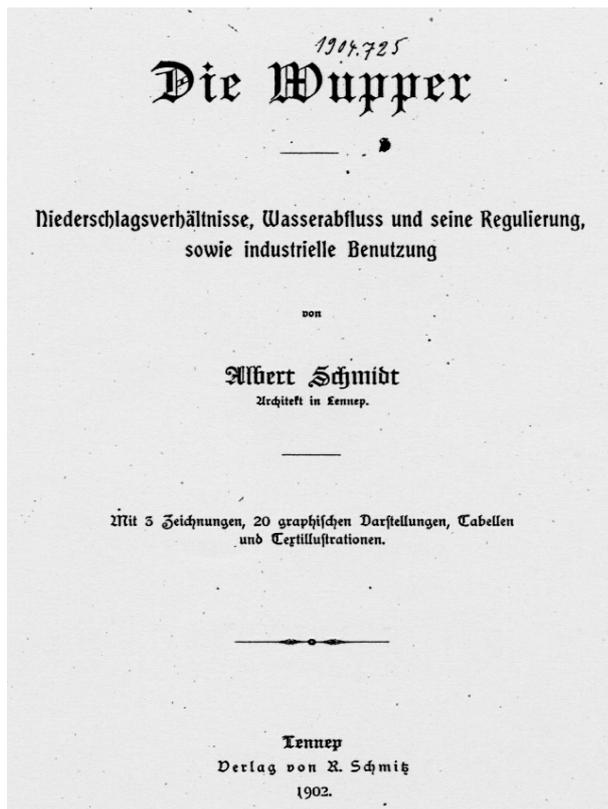
Außer diesen Anlagen der Wuppertalsperren-Genossenschaft befinden sich noch im Kreise Lennep:

a) die *Panzertalsperre* bei Lennep, die das Wasser des Panzerbaches durch eine Mauer von 144,5 m Kronenlänge, 3,33 m Kronenbreite und 12 Pfeilvorsprüngen zur Verstärkung der Mauer, 10,5 m über Talsohle aufstaut. Das Niederschlagsgebiet beträgt 1,5 qkm, die mittlere Zuflußmenge 1,2 Mill. cbm pro Jahr und der Stauinhalt der Sperre ohne Vorbecken 272 000 cbm. Der Stauspiegel des Beckens hat eine Oberfläche von 5,5 ha. Die Sperre ist Eigentum der Stadt Lennep und dient zur Trinkwasserversorgung derselben. Erbaut wurde sie im Jahre 1893 und erhöht in den Jahren 1904 bis 1905.

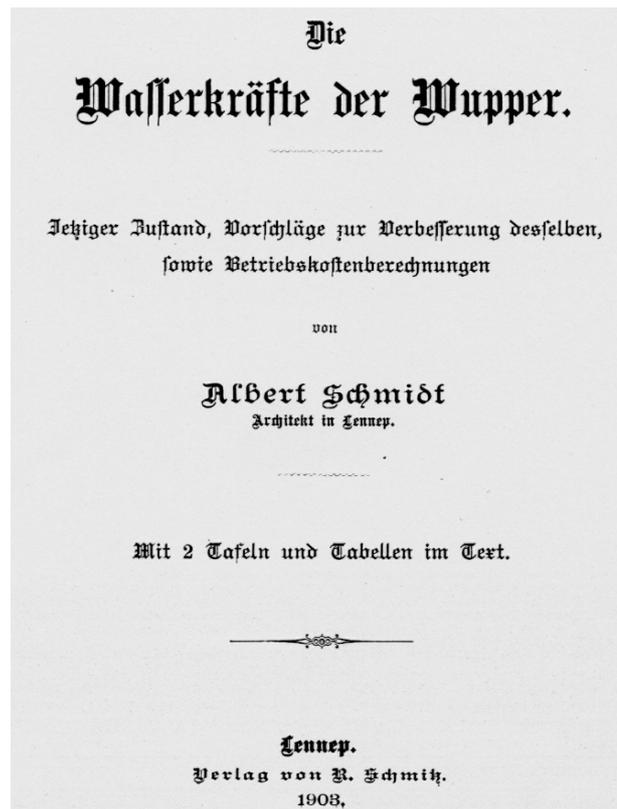
b) die *Eschbachtalsperre*, die sich zum Teil auf das Gebiet der Stadt Remscheid erstreckt, in deren Eigentum steht und zur Trinkwasserversorgung derselben Verwendung findet. Der Eschbach wird hier durch eine Mauer von 160 m Kronenlänge, 4 m Kronenbreite, 14,5 m größter Sohlenbreite und 25 m größter Höhe der Mauer, 17 m über Talsohle aufgestaut. Das Niederschlagsgebiet beträgt 4,59 qkm, die mittlere Zuflußmenge pro Jahr 3,6 Mill. cbm und der Stauinhalt der Sperre 1,1 Mill. cbm bei 13,4 ha Staufläche und vollem Becken. Erbaut wurde sie in den Jahren 1889 bis 1891.

c) die *Herbringhauser Talsperre* der Stadt Barmen. Diese sperrt das Herbringhauser Tal durch eine Mauer von 205 m Kronenlänge, 4,5 m Kronenbreite, 25 m größter Sohlenbreite, 34 m größter Höhe, 29,7 m über Talsohle ab. Das Niederschlagsgebiet beträgt 5,5 qkm, der jährliche mittlere Zufluß 4,4 Mill. cbm, der Stauinhalt 2,5 Mill. cbm bei 25,65 ha Oberfläche des Stauspiegels bei vollem Becken. Erbaut wurde sie in den Jahren 1898 bis 1900 und dient der Trinkwasserversorgung der Stadt Barmen.

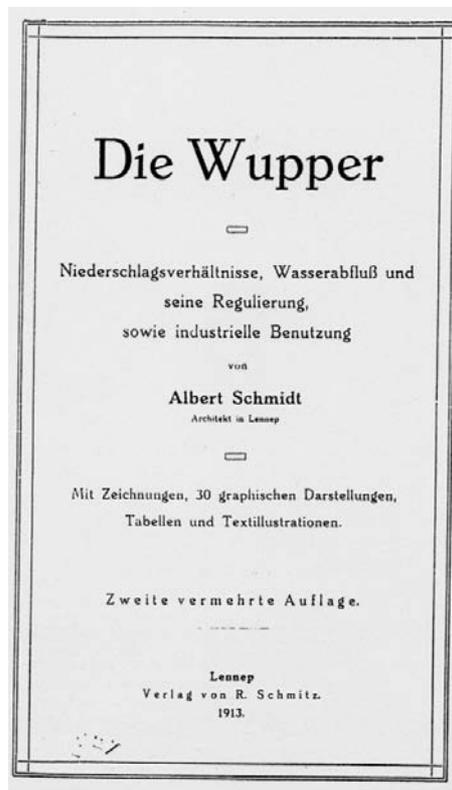
d) die *Salbachtalsperre* der Stadt Ronsdorf. Diese sperrt das Salbachtal durch eine Mauer von 180 m Kronenlänge, 4 m Kronenbreite, 15,35 m größter Sohlenbreite, 23,9 m größter Höhe, 19,28 m über Talsohle ab. Das Niederschlagsgebiet beträgt 0,87 qkm, der jährliche mittlere Zufluß 650 000 cbm, der Stauinhalt 300 000 cbm bei 4,08 ha Oberfläche des Stauspiegels bei vollem Becken. Erbaut wurde sie in den Jahren 1898 bis 1899 und dient der Trinkwasserversorgung der Stadt Ronsdorf.



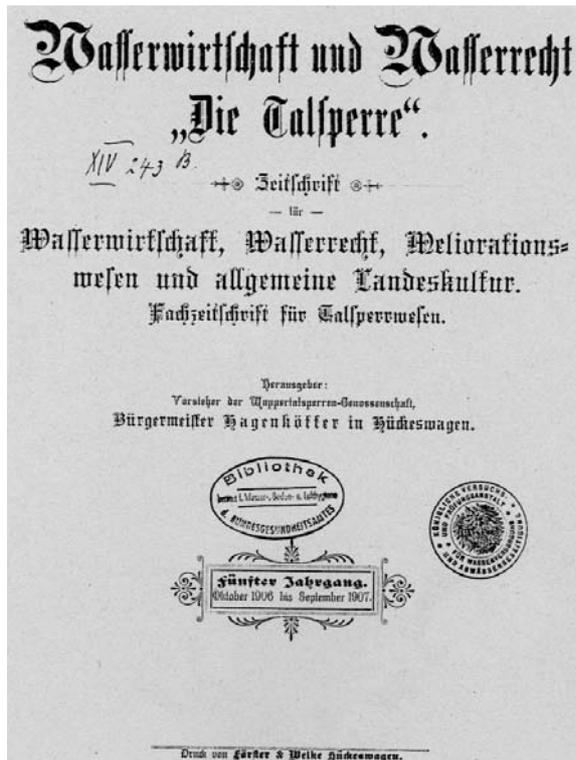
Albert Schmidt. Veröffentlichungen. »Die Wupper«, erste Auflage 1902.



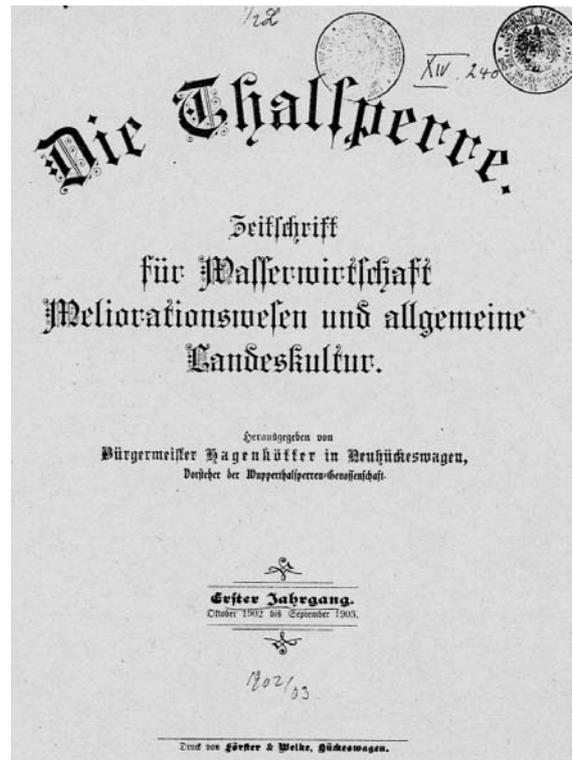
Albert Schmidt. Veröffentlichungen. Eine weitere Wupperschrift. Lennep 1903. Wie die anderen erschien sie in dem Verlag der heute noch in Lennep bestehenden Buchhandlung Schmitz.



Albert Schmidt. Veröffentlichungen. »Die Wupper«, zweite, vermehrte Auflage 1913.



Albert Schmidt. Veröffentlichungen. Die damaligen Fachzeitschriften sind heute z. T. nur noch in der Berliner Bibliothek des Umweltbundesamts erhalten, die das Material von der »Königlichen Versuchsanstalt für Wasserversorgung« übernahm.



Albert Schmidt. Veröffentlichungen. In der Zeitschrift »Die Talsperre« veröffentlichte der Autor zahlreiche Fachartikel zum Talsperrenbau bzw. zu sonstigen wasserwirtschaftlichen Fragen.

Die Talsperre.



6. Jahrgang.

Zeitschrift für Wasserwirtschaft, Wasserrecht, Meliorationswesen und allgemeine Landeskultur.

herausgeber: Vorstand der Wuppertalsperren-Genossenschaft, Bürgermeister Hagenkötter in Hückeswagen.



Nr. 8.

11. Dezember 1907.

»Die Talsperre. Zeitschrift für Wasserwirtschaft, Wasserrecht, Meliorationswesen und allgemeine Landeskultur.« In dieser Fachzeitschrift, herausgegeben von Bürgermeister Hagenkötter in Hückeswagen, der seinerzeit Vorsteher der Wuppertalsperren-Genossenschaft war, schrieb Albert Schmidt zahlreiche einschlägige Artikel. Das erste Heft der Zeitschrift erschien im Jahre 1902. Auch die Wassermessungen an der Wupper sowie Wirtschaftlichkeitsberechnungen zu verschiedenen technischen Produktionsverfahren von Albert Schmidt wurden hier, teilweise ohne Nennung seines Namens, abgedruckt. Die Zeitschrift ist vollständig heute nur noch beim Umweltbundesamt in Berlin einzusehen.

Der Abzugspreis beträgt bei einer
Einzeltitel von 45 Millimeter 10 Pfennig
für einen Millimeter Höhe.

Erscheint dreimal monatlich.
In heftigen durch alle Buchhandlungen und jeder Postamt.

Abzugspreis: Bei Aufnahme unter
Abdruck im Jahrbuch des V. V. V. V.
Ausgab. 20. L. - einseitig. Durch die
Post bezogen 20. L. 2. -

Wasserwirtschaft und Wasserrecht.

Wasserwirtschaft im Allgemeinen.

Die Wasserkräfte und das Industrierwasser
der Wupper in Esbelfeld und Barmen.
Von Albert Schmidt.

Wasserleitungen, Trinkwasser.

Grundwasserleitungen in Gebirgsgegenden.
Von Albert Schmidt in Barmen.

Talsperren.

Ueber eine bessere
Regulierung des Wasserabflusses
der Wupper

durch weitere Talsperrenanlagen in Verbindung mit Nützlichkeits-
weihern

wurde in der General-Versammlung der Wuppertalsperren-
Genossenschaft am 18. Mai d. J. in Barmen, in der 48 Ge-
nossen mit 6551 Stimmen vertreten waren, verhandelt.

Den Verhandlungen wurden die nachstehenden Ausführungen
des Baumeisters Albert Schmidt in Barmen zu Grunde gelegt.

Die Wasserkräfte der Ahr.
Von Baumeister Alb. Schmidt.

Talsperren.

Die Wuppertalsperren.
Von Alb. Schmidt.
Barmen, im November 1906.

Talsperren.

Der Schwimmerwehraufsatz
von Albert Schmidt, Barmen.

Die Talsperre.

Ein Potpourri der Veröffentlichungen Albert Schmidts
in der Zeitschrift »Die Talsperre« (1902 ff.), die zeit-
weilig auch unter dem Titel »Wasserwirtschaft und
Wasserrecht« erschien.



In meinem Verlag erschien:

Die Wupper

von Alb. Schmidt

mit 3 Zeichnungen, 20 graphischen
Darstellungen, Tabellen, Text-
illustrationen und einer Karte des
Wuppergebietes.

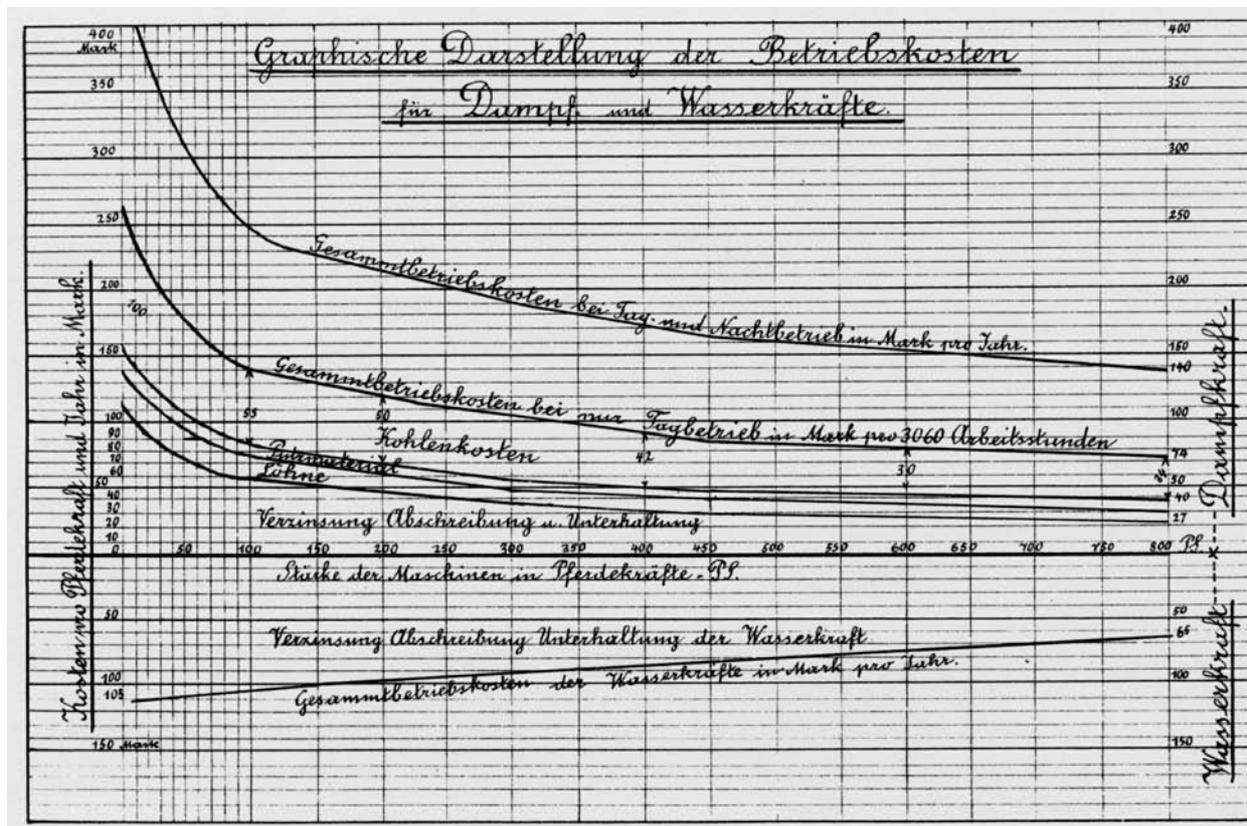
Das Buch kostet geb. 4,50 Mk.

R. Schmitz, Barmen.

Albert Schmidt. Veröffentlichungen. Zeitungsanzeige für das Hauptwerk des
Autors, der sich hier u. a. in einem sehr modernen, ökologischen Sinne Gedan-
ken über die Rettung des Flusses macht.

Name des Werkes	Größte Beaufschlagung in Seklit.	Gefälle m	Gesamtleistung PS	Wasserkraft PS	Dampfjah PS	Größe der Dampfmaschine PS	Jährliche Betriebskosten, Tagbetrieb = 3060 Stunden										Nachteil der Wasserkraft M.							
							der Wasserkraft		der Dampfkraft				Kasservertrag M.	Gesamtkosten M.	für Dampf-betrieb ohne Wasser									
							pro PS M.	im ganzen M.	Verzinsung etc. pro PS im ganzen		Kohlen etc. pro PS im ganzen				pro PS M.	im ganzen M.								
							pro PS	im ganzen	pro PS	im ganzen	pro PS	im ganzen	pro PS	im ganzen	pro PS	im ganzen								
Krege	6 500	3,5	227	144	83	200	90	20 400	45	3 730	70	5 810	2 750	32 690	115	26 100	— 6 590							
Kemna	8 000	4	320	212	108	300	88	28 100	38	4 100	64	6 900	3 130	42 230	102	32 640	— 9 590							
II Kotten	12 000	5,5	660	460	200	600	72	47 500	29	5 800	51	10 200	4 700	68 400	80	52 800	— 15 600							
Wiesenfotten	12 000	4,5	540	400	140	500	80	43 200	30	4 200	53	7 420	3 500	58 320	83	44 800	— 13 520							
Muerfotten	13 000	2,5	325	255	70	300	90	29 200	38	2 660	64	4 480	1 950	38 290	102	33 150	— 5 140							
Heilerfotten	13 000	3,5	455	357	98	400	80	36 400	35	3 430	52	5 100	2 750	47 680	87	39 580	— 8 100							
Friedrichstal	13 000	2,8	364	285	79	320	87	31 600	38	3 000	64	5 060	2 160	41 820	102	37 120	— 4 700							
Hohlepfahl	13 000	4,2	546	429	117	500	80	43 600	30	3 510	53	6 200	3 300	56 610	83	45 310	— 11 300							
Reffelrath	13 000	6	780	612	168	700	67	52 200	28	4 700	48	8 060	4 700	69 660	76	59 280	— 10 380							
													3 154		1 063								Nachteil durch Wasserkraft M. 84 920	

Albert Schmidt. Veröffentlichungen. Tabellarischer Nachweis der Vorteile des Dampfmaschinenbetriebs im Vergleich zur Nutzung der traditionellen reinen Wasserkraft für einige Wupperwerke.



Albert Schmidt. Veröffentlichungen. Graphische Darstellung der Betriebskosten für Dampf- und Wasserkräfte bei Wupperwerken.

Nettetaler Trass
als Zuschlag zu Mörtel und Beton
bei Talsperr-Bauten
vorzüglich bewährt.

Ausgeführte und übernommene Lieferungen:

Eschbach-Talsperre bei Remscheid,
Panzer-Talsperre bei Lennep,
Bever-Talsperre bei Hückeswagen,
Salbach-Talsperre bei Ronsdorf,
Lingese-Talsperre bei Marienheide,
Fuelbecke-Talsperre bei Altena,
Heilenbecke-Talsperre bei Milse,
Hasperbach-Talsperre bei Haspe,
Verse-Talsperre bei Werdohl,
Queiss-Talsperre bei Marklissa (Schles.),
Talsperre an der schwarzen Neisse bei
Reichenberg (Böhmen.)
Oester-Talsperre bei Plettenberg.

Jakob Meurin, Andernach a. Rh.

Aus der Fachzeitschrift »Die Talsperre«. Die Anzeige aus den frühen 10er Jahren des 20. Jahrhunderts läßt die allmähliche Umsetzung der Talsperrenidee erkennen, an der neben Prof. Intze Albert Schmidt bedeutenden Anteil hatte. Vorbild waren die Oderteiche im Harz, neben dem Bergischen Land und dem Sauerland war der schlesisch-böhmische Raum ein Zentrum des Talsperrenbaus.

Maschinen- und Armaturenfabrik vorm. H. Breuer & Co.
Höchst am Main

Gegründet
→ 1874 ←

Produktion
30 000 kg
— pro Tag. —



Ca.
1000 Arbeiter.

Grosse
Leistungs-
fähigkeit.

I. Referenzen.

liefert als Spezialität:

Talsperren-Armaturen.

Spezial-Modelle von Talsperrschiebern
mit Gestängen und Führungen nach Vorschrift der obersten Baubehörde.

Verzinkte Eisenkonstruktionen
zum Einbauen in die Schieberschächte und Stollen.

Gusseiserne und schmiedeeiserne Rohre und Formstücke
nach Vorschrift.

☞ ☞ **Übernommene Lieferungen und Montagen** ☞ ☞

(teils fertig, teils im Bau begriffen):

Songbach-Talsperre b. Solingen	* Jubach-Talsperre b. Volme
Versetal-Talsperre b. Werdohl	* Neustädter-Talsperre b. Nordhausen
Hasperbach-Talsperre b. Haspe	* Glör-Talsperre b. Schalksmühle
Ennepe-Talsperre b. Radevormwald	* Eschbach-Talsperre b. Remscheid
Henne-Talsperre b. Meschede	* Bever-Talsperre b. Hückeswagen
Queiss-Talsperre b. Marklissa	* Lingese-Talsperre b. Marienheide
Urf-Talsperre b. Gemünd i. Eifel	* Hellebecke-Talsperre b. Milse
Panzer-Talsperre b. Lennep	* Fuelbecke-Talsperre b. Altena.

Aus der Fachzeitschrift »Die Talsperre«. Die Höchster Firma Breuer lieferte und montierte ihre Talsperren-Armaturen 1907 bereits an 16 Talsperrenvorhaben.

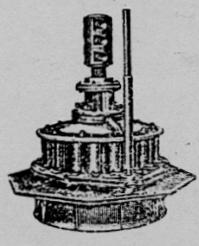
Aktien-Gesellschaft für Grossfiltration Worms
baut und projektirt:

Filteranlagen
für Talsperren-Wasser
zu Trink- u. Industriezwecken.

Enteisungsanlagen.
Moorwasserreinigung.
Weltfilter
für Wasserleitungen.

Biologische Kläranlagen für Abwässer.
Prospekte u. Kostenvoranschläge gratis.

Phönix-Turbine „S“
(Schnellläufer) D. R. P.



Nutzeffekt 80% garantiert
auch bei Rückstau.

Turbinen mit vertikaler und horizontaler Achse, mit Spiralgehäuse und für offenen Schacht.
Zahlreiche Referenzen,
sowie Kataloge zu Diensten.

Schneider, Jaquet & Cie.,
Maschinenfabrik
Strassburg-Königshofen 11 (Els.)

Aus der Fachzeitschrift »Die Talsperre«.

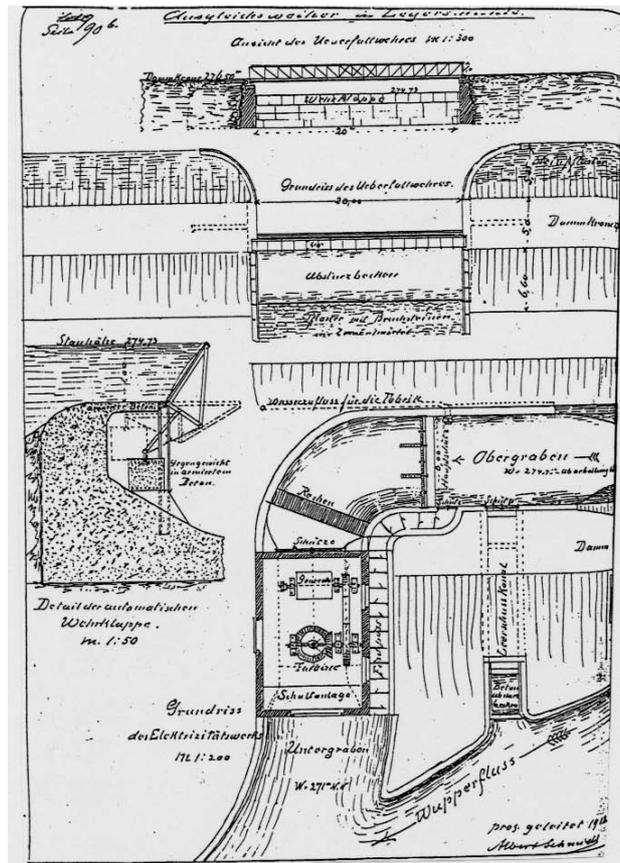
F. A. Neuman
Eisenkonstruktionswerkstätte
Eschweiler 2.

Spezialität: Intze-Behälter.

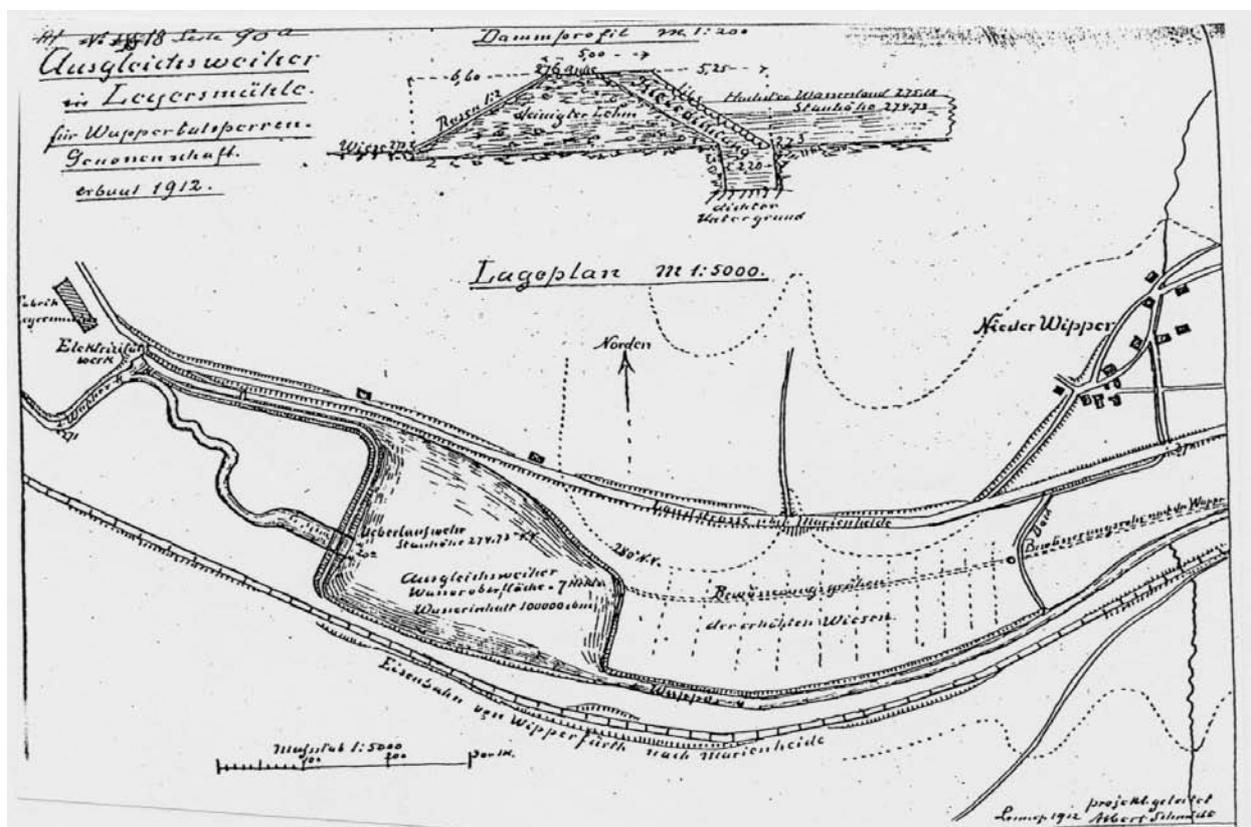
30% Bau-Ersparnis.
Ueber 500 Ausführungen.

Wasserbehälter
an Fabrikschornsteinen
System: Geheimrat Professor Intze.

Aus der Fachzeitschrift »Die Talsperre«. Die technischen Errungenschaften des Talsperrenbaus sollten sinnvollerweise auch auf anderen Gebieten Anwendung finden.



Ausgleichsweiber in Leyersmühle für die Wuppertalsperren-Genossenschaft, erbaut 1912. Darstellung des Überfallwehres, Grundriß des Elektrizitätswerkes u.a. von Albert Schmidt. Zeichnung: aus den Lebenserinnerungen, Stadtarchiv Remscheid.



Ausgleichsweiber in Leyersmühle, erbaut 1912, von Albert Schmidt.

Nachruf.

Am 20. September 1906 verschied zu Bonn, wo er vergeblich Heilung suchte,
der Geheime Kommerzienrat

Herr Fritz Hardt aus Lemnep.

Mit der Geschichte der Wuppertalsperren-Genossenschaft ist sein Name untrennbar verbunden! Seit dem Jahre 1887 hat er mit weischaudem, klaren Blick, mit unermüdlicher Schaffenskraft, zäher Ausdauer und opferwilliger Dienstbereitschaft den Erlaß eines Gesetzes vorbereiten helfen, das die Bildung öffentlicher Talsperren-Genossenschaften mit Beitrittzwang ermöglichte. Er war hierbei die Hauptstütze des verdienstvollen Förderers des Talsperrenwesens im Wuppertal, des damaligen Landrats des Kreises Lemnep, jetzigen Oberregierungsrats Herrn Richard Koenigs in Düsseldorf. Nachdem dieses Gesetz unterm 19. Mai 1891 zu Stande gekommen, trat er unter Einsetzung seiner ganzen Persönlichkeit für die Bildung der Wuppertalsperren-Genossenschaft und den Bau der großen Wuppertalsperren und deren Nebenanlagen ein. Nach Vollendung dieser Bauten drang er weiter darauf, die Wasserkräfte des heimischen Flußgebietes für das Gemeinwohl nutzbar zu machen. Auch die Bestrebungen des wasserwirtschaftlichen Verbandes der westdeutschen Industrie unterstützte er auf das wärmste.

Selbst ein großer Freund des Waldes sorgte er für dessen Wiederherstellung in den Quellgebieten der Wupper. Seine musterhaften Waldkulturen im Bergischen Lande legen bereites Zeugnis von der wackeren Gesinnung ihres Schöpfers ab.

Von Beginn der auf die Errichtung der Talsperren im Wuppertal zielenden Bewegung an, bis zur Vollendung der Talsperrenanlagen war Herr Geheimrat Hardt im wahren Sinne des Wortes der „Schäzmeister“ des provisorischen Komitees bzw. der Wuppertalsperren-Genossenschaft, deren Vorstand er als Weisiger angehörte.

Des Königs Majestät ehrte bei der Einweihung der Bevertalsperre seine verdienstvolle Tätigkeit durch Verleihung des Roten Adlerordens.

Wer Gelegenheit gehabt hat, das einfache, schlichte Wesen dieses seltenen Mannes in seiner Freimütigkeit und Selbstlosigkeit, in seinem Mitgefühl und seiner Hilfsbereitschaft kennen zu lernen, der wird ermessen, welchen Verlust wir zu beklagen haben.

Fleiß, Intelligenz und Arbeitskraft lassen sich, wenn auch sehr schwer, ersetzen, aber das warme, treue Freundesherz, das zu schlagen aufgehört hat, nimmermehr.

Sein Andenken wird uns unvergänglich bleiben!

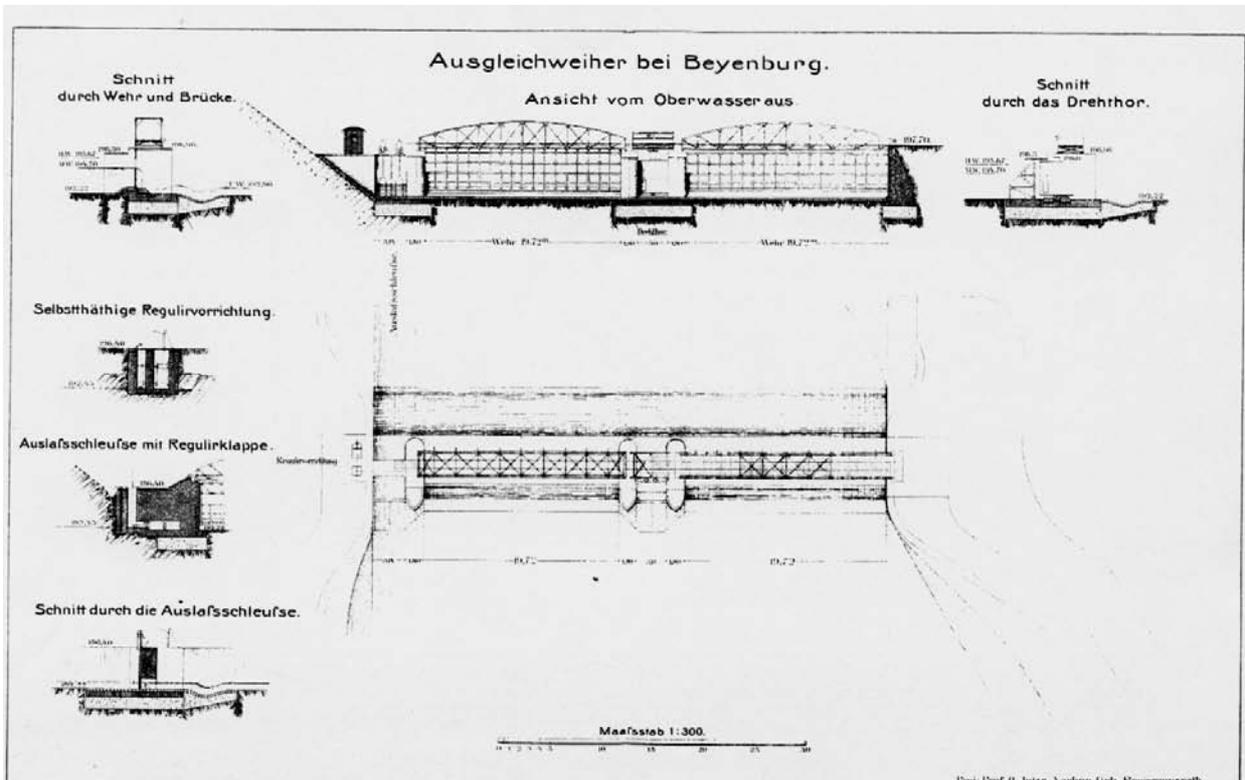
Der Vorstand der Wuppertalsperren-Genossenschaft.

N. d.:

Hagenkötter, Bürgermeister.

Guedt, Kommerzienrat.

Nachruf auf den Geheimen Kommerzienrat Herrn Fritz Hardt aus Lemnep in der Fachzeitschrift »Die Talsperre«. Sein Name ist mit der Geschichte der Wuppertalsperren-Genossenschaft untrennbar verbunden. Albert Schmidt beschreibt die Tätigkeit Fritz Hardts mit großer Dankbarkeit, von der Umsetzung der Talsperrenidee bis hin zu seiner Förderung beispielsweise des Lemneper Feuerwehrewesens: »Zusammenfassend kann ich nur sagen, daß mir die Familie Fritz Hardt vom ersten Eintritt in das berufliche Leben freundschaftlich und wohlwollend gesinnt war.«



Albert Schmidt. Veröffentlichungen. Ansicht des Ausgleichsweiers bei Beyenburg, ausgeführt von Albert Schmidt nach der Projektierung von Professor Intze in Aachen.

Aus der Vergangenheit – Aus dem alten Lennep



Für das Lennep-Kreisblatt schrieb Albert Schmidt über Jahrzehnte hin und wieder über die unterschiedlichsten Gebiete, u. a. erschien eine Erzählserie »Aus dem alten Lennep« in den Jahren 1922/23.
Bildvorlage: Stadtarchiv Remscheid.

Menschheit, oder im engeren Sinne dem Geschichtsforscher der Heimat wird es ja allerdings von Wert sein, wenn er von Augenzeugen hört, wie der Boden, die ursprüngliche Gestalt der Heimat ausgesehen hat, bevor sie durch neue Kulturanlagen vollständig verändert ist. Für unsere spezielle Heimat wird es von Interesse sein, zu erfahren, wie die ursprünglichen Wasserverhältnisse, die Quellen, Teiche und Kanäle gewesen sind, bevor sie durch Anlage von neuen Straßen und Stadtteilen, von Wasserleitung und Kanalisation vollständig verschwanden. Wir wollen unsere Berichte deshalb damit beginnen, eine Beschreibung zu geben von dem früheren Quellengebiet des Lennepbaches.

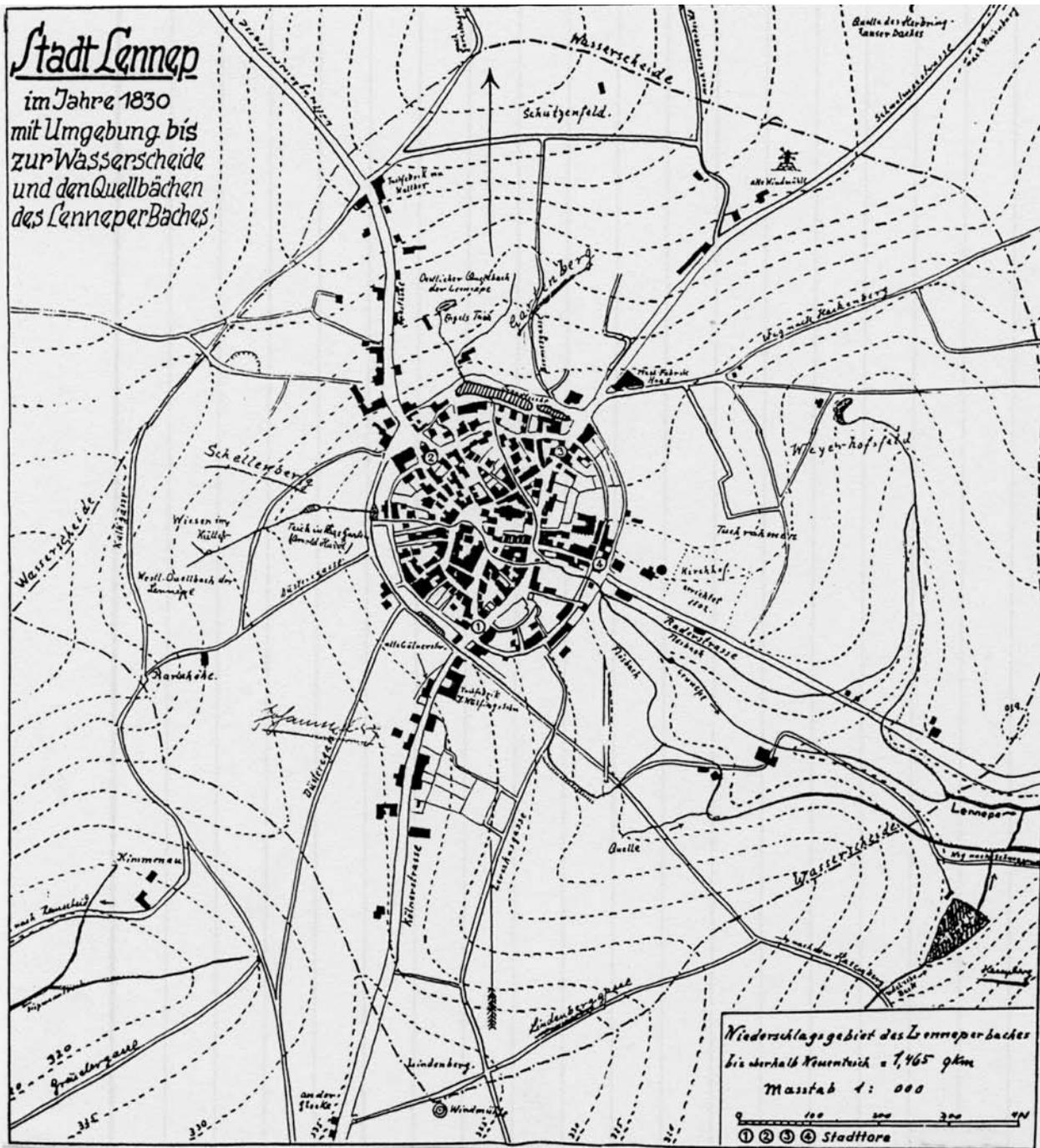
Über das Quellengebiet des Lennepbaches

Der Lennepbach beginnt jetzt an den Kanalmündungen unterhalb des Kaiser-Friedrich-Platzes, aber vor der Aufschüttung dieses Platzes und vor der Anlage der städtischen Kanalisation im Jahre 1883 konnte man den Bachlauf in mehreren Armen durch die Stadt verfolgen, da er noch zum Teil oberirdisch lief und nur teilweise durch alte unterirdische Kanäle geleitet wurde. Das Wiesental begann damals neben der alten katholischen Schule in der Mühlenstraße, an dem tiefsten Punkt des in früheren Zeiten die fast kreisrunde Stadt von 400 Meter Durchmesser umgebenden Wallgrabens. Dieser Wallgraben, zwischen den verschiedenen Wallstraßen und der Hardtstraße, dem Hindenburgwall, der Poststraße und der Splittergasse gelegen, hatte an einigen Stellen teichartige Erweiterungen und ziemlich reichlichen Wasserzufluß, da er die nordwestlich und nördlich zufließenden Quellbäche aufnahm.

Ein solcher Teich lag noch bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts auf dem sogenannten Thüringsberg, den Anlagen neben dem Hindenburgwall. Die ältesten noch lebenden Bürger unserer Stadt haben noch erlebt, daß in diesem Teich die damals in großer Anzahl hier installierten Postpferde zur Schwemme geritten wurden. Der Teich wurde Ende der vierziger Jahre überwölbt und als Brandbehälter benutzt, alsdann wurden die mit Erde überschütteten Gewölbe mit Bäumen bepflanzt und Rasenflächen angelegt. In diesen Teich mündete der östliche Quellbach der Lennepe, dessen Quellen im sogenannten Engelsteich, an der jetzigen

Bevor wir den irdischen Staub abschütteln und selbst zu Staub werden, sollen wir Alten noch vorher berichten, wie es in der Heimat früher ausgesehen hat, was damals das Interesse der Bewohner vorzugsweise berührte, welche Personen durch ihre Bedeutung für die Allgemeinheit oder für einzelne Zustände Hervorragendes geleistet oder durch ihre Originalität sich von dem großen Haufen abgehoben haben. Das Bild der heimatlichen Gefilde verändert sich ja fortwährend. Das Alte stürzt, und neues Leben wächst aus den Ruinen. Es werden hervorragende Werke geschaffen, häufig an Stellen, wo auch vorher etwas vorhanden war, was zu seiner Zeit von Bedeutung war. Die Bedeutung und mit ihr der Wert des Alten war vergangen, es mußte der neuen Zeit mit ihren anders gearteten Bedürfnissen Platz machen. Die Verwaltungen der Städte und Gemeinden mußten sich den fortschreitenden Erfordernissen der wissenschaftlichen und technischen Forschung anpassen, sie mußten Werke der Hygiene, der Volkswohlfahrt schaffen. Wie in der ganzen Natur, so kann auch in der menschlichen Gemeinschaft nichts stille stehen, alles fließt und entwickelt sich, und es entstehen immer wieder neue Gestalten.

Für den Erforscher der kulturellen Entwicklung der



Die Stadt Lennep im Jahre 1830 mit Umgebung bis zur Wasserscheide und den Quellbächen des Lennepbaches. Immer wieder beschäftigte sich Albert Schmidt mit den Wasserverhältnissen in Lennep und schrieb darüber Abhandlungen, die z.T. auch im »Kreisblatt« abgedruckt wurden. Die Zeichnung illustriert auch die Ausführungen des Autors über die bauliche Entwicklung des Stadt, z.B. den unbebauten Zustand der Poststraße, die Pferdeschwemme bzw. die Brandteiche am Thüringsberg und vieles andere mehr. Zeichnung: Privatbesitz.



Lennep. Die heutige Straßenbezeichnung Thüringsberg verweist auf die oberhalb liegende Erhebung. Lange Zeit hieß die Straße Alleestraße bzw. Hindenburgwall. Foto: Stadtarchiv Remscheid, o. J.



Alleestraße – Thüringsberg um 1880. Hinter der kleinen Böschung (linke Seite) sind die Feuerlöschteiche, die sog. »Kümpe« heute verfüllt bzw. als unterirdische Becken übermauert. Vor der Übermauerung konnten vom heutigen Mollplatz her die Postpferde in die Schwemme geritten werden. Foto: Stadtarchiv Remscheid, o. J.

Wiesenstraße, lagen, der seit einigen Jahren zugefüllt ist. Vor Anlage der Kanalisation 1883, die die unterirdischen Zuflüsse zum Engelsteich abgefangen und abgeleitet hatte, war ein offener Bach durch Engelswiese vorhanden, der die überlaufenden Wassermengen zum Brandteich leitete. Dieser gewölbte Behälter unter dem Thüringsberg hatte einen Überlauf an der alten Talsohle, der früheren Blasbergischen, jetzt Mühlinghausschen Fabrik gegenüber. Dieses Überlaufwasser bildete neben der alten Fabrik bis zum Gänsemarkt, von dort durch die Gärten der östlichen Häuserreihe der Pastoratstraße bis zur Berlinerstraße einen offenen Bachlauf. Von der Berlinerstraße durch die Bachstraße und Schwelmerstraße war ein unterirdischer Kanal vorhanden, bis zum Zusammenfluß der Bäche vor der Mühlenstraße. Vor Anlage des Straßenpflasters hat der Bach oberirdischen Abfluß durch die Bach- und Schwelmerstraße gehabt. Bei Anlage der Kanalisation fand man dort einen sogenannten Knüppeldamm, Baumstämme, die über den Bach gelegt waren und als Übergangsbrücke dienten.

Der westliche Hauptquellbach der Lennepe hatte seine Quellen in den Kütterwiesen, unterhalb des Schlachthofes. Bis zum Bau der Eisenbahn und der Gartenstraße im Jahre 1867 war ein offener Bach vorhanden bis zu einem Sammelteich, der im Arnold Hardtschen Park lag. Von dort wurde das Wasser unterirdisch dem überwölbten Brandteich, vor dem

Spritzenhause, zugeführt. Der Teichüberlauf wurde durch Kanäle, durch die Sackgasse, Markt und Kronenstraße bis zum Zusammenfluß der Bäche in der unteren Kölnerstraße geleitet. Von diesem Zusammenfluß aus war ein offener Bach hinter der südlichen Häuserreihe der Mühlenstraße vorhanden bis zu einer Wehranlage mit Schlammablagerungsbehältern hinter dem Kesselhaus der jetzigen Badeanstalt. Es war ein Überfallwehr für den Grundbach vorhanden und zwei Schutzanlagen an den großen Holzrinnen, welche das Stauwasser zum Flößen auf die an beiden Seiten des Grundbaches liegenden Wiesen leiteten. Der vor dem Spritzenhaus liegende überwölbte Brandteich hat noch einen zweiten Überlauf, der das Wasser einem jetzt überwölbten Brandteich auf dem Bismarckplatz zuführte. Von dort aus wurde das Überlaufwasser unter der Kölnerstraße her zu einem Gartenweg geleitet, der an der Stelle der jetzigen Wupperstraße lag und einen offenen Bachlauf begrenzte, der das Wasser den Wiesen zuleitete, die vor Anlage der Wupperstraße im Jahre 1866 unter dem jetzigen Holzlagerplatz lagen.

Außer den beiden Hauptquellbächen waren noch einige Seitenzuflüsse vorhanden, welche auch vor der Bebauung der äußeren Stadt außerhalb des alten Walles offene Bachläufe bildeten. Neben der Knusthöhestraße war aus früheren Jahrhunderten ein alter Hohlweg noch am Anfang des vorigen Jahrhunderts vorhanden, auf dessen Sohle ein kleiner Bach in das Tal abfloß. Bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts war auch noch eine Stelle des offenen Baches auf der Hohlwegsohle unter dem jetzigen Garten von Thomas vorhanden. Dieser Garten lag damals etwa 4 Meter tiefer und bildete eine Wiese, die zum Bleichen und Trocknen von Wäsche benutzt wurde. An der tiefsten Stelle hatte man den offenen Bachlauf in einen Steinbehälter geleitet, der zum Aufwaschen der Wäsche diente. Von dort aus war der Bach durch Kanäle unter der westlichen Häuserreihe her zu den Brandteichen geleitet worden.

Der Hauptzufluß zu diesem Bachlauf auf der Hohlwegsohle war ein Brunnenüberlauf an der früheren großen Walterschen Tuchfabrik, die auf der Knusthöhe lag und im Jahre 1854 abgebrannt ist. Der Brunnen ist noch im Ringschen Garten vorhanden, der Überlauf ist durch die Kanalisation abgeleitet, man hört jetzt noch in Flutzeiten das Wasser in den obersten Kanalschacht hineinströmen. Vor Anlage der Elberfelderstraße im Jahre 1849 war dort ein Hohlweg vorhanden, der nach Endringhausen führte. An diesem Hohlweg lag ein Steinbruch, in welchem im Jahre 1868 die jetzige Mühlinghaussche Anlage von dem damaligen Besitzer Wilhelm Hilger erbaut wurde. Neben der linken Hausecke liegt ein Brunnen, der auf der früheren offenen Quelle angelegt wurde, die ihren Abfluß durch die alte Hohlwegsohle hatte.

In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hatte die Stadt die Quelle durch Mauerwerk fassen lassen und das Wasser durch eine Bleirohrleitung bis zum Marktplatz geleitet. Hier wurde ein monumentartiger,



Die Herrenhöfe an den Lennepequellen nach E. Erwin Stursberg. Für Albert Schmidt waren die Quellen und ihre Verläufe immer wieder Gegenstand wassertechnischer Beobachtungen und Überlegungen.

gußeiserner Brunnen erbaut, der beständigen Wasserabfluß hatte und auch eingerichtet war für einen Springbrunnen bei besonderen Gelegenheiten.

Nach Anlage der Wasserleitung und der Kanalisation im Jahre 1883 sind diese früheren alten Bachläufe überall durch die Kanäle aufgenommen worden und die alten Wasserleitungen verschwanden. Am Anfang des Wiesentales, neben der alten katholischen Schule, lag ein kleines Wohnhaus mit einem kleinen Sammelteich; zwischen den Flößrinnen und dem Grundbache die sogenannte Drahtmühle. Daran anschließend war ein kleiner Teich angelegt worden, der das Wasser des Grundbaches, wenn es nicht verschmutzt war, und vor allem das Wasser des sogenannten Springels, einer starken Quelle unterhalb des Lindenschen Hauses an der Spielberggasse gelegen, aufnahm. An diesem Teich war ein Waschhaus erbaut worden zum Wollebwaschen und Spülen in den durch Hebel beweglichen Drahtkörben.

Durch Anlage der Kanalisation mußten die nicht mehr flößbaren Wiesen von der Stadt angekauft werden, ebenso die Drahtmühle und die Wollwäscherei. Das Wiesental wurde mit den überflüssigen Erdmassen aus den Kanälen angefüllt und so allmählich der schöne Sportplatz gebildet, bei dessen jetzigem Aussehen man kaum eine Vorstellung davon haben kann, wie der frühere Urzustand des Platzes gewesen ist. Es war die Stelle, an welcher der ganze Unrat aus der Stadt aus Kanälen und Straßenrinnen zusammen geleitet war und deshalb die Luft verpestete, da das faulende Küchenabwasser und der Inhalt der meistens überlaufenden Dunggruben in Trockenperioden, bei mangelnder Verdünnung durch Wasserleitungswasser, unerträgliche Gerüche erzeugte. Es war ein Eldorado für Wasserratten und sonstiges Ungeziefer.

Man muß sich wundern, wie unsere Vorfahren dazu kommen konnten, an dieser Stelle, keine 10 Meter von den Kanalmündungen entfernt, eine Schule zu errichten, die Regeln der Hygiene waren ihnen offenbar vollständig unbekannt, der Wert von reiner Luft und reinem Wasser war ihnen noch nicht zum Bewußtsein gekommen. Epidemien wie Cholera, Typhus, Diphtherie mußten bei diesen Zuständen den geeigneten Nährboden für ihre Verbreitung finden. Der Spielplatz der Schulkinder lag zwischen den meistens überlaufenden Flößrinnen und dem sumpfbartigen Grundbach. Man kann diese Schulzustände als ein etwas robustes Auslesemittel ansehen, derjenige, welcher diesen Angriffen auf Leben und Gesundheit widerstehen konnte, hatte Aussicht, alt zu werden.

Die jetzigen Kanalmündungen in den Lennepbach liegen zwar in etwas weiterer Entfernung von der Stadt und führen leider noch immer ungereinigtes Kanalwasser, da der Krieg und besonders die Revolution eine sachgemäße Reinigung, welche schon längst vorgesehen war, bisher verhindert haben, aber durch die Verdünnung des Abwassers durch das Wasserleitungswasser sind die Übelstände noch zur Not zu ertragen. Die durch den Zusammenbruch des Vaterlandes entstandene Teuerung verhindert eine kulturelle Tat. Möge dieser Kulturrückgang Veranlassung werden, daß man sich darüber besinnt, wie die Kanalwässer später für die Volkswohlfahrt nutzbar gemacht werden können.

(Lennep Kreisblatt, 28.01.1922)



*Lennep. Mühlenstraße. Auch hier erinnert der Name an die Wasserverhältnisse und die damit verbundene Wirtschafts-
tradition. Historische Postkarte, o. J.*

Der kleine Johannisberg, wo heute die katholische Kirche steht

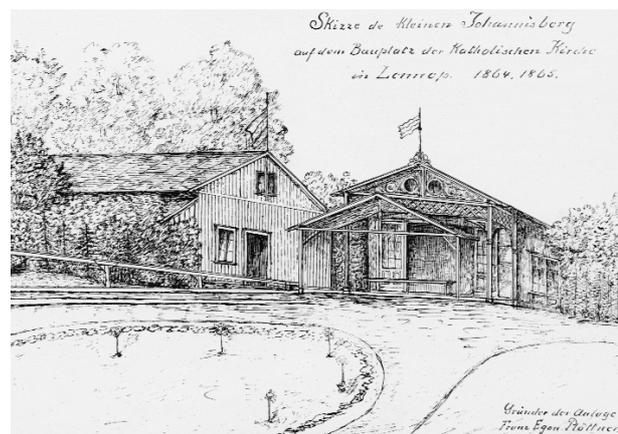
Am Anfang der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts war am politischen Himmel ein neuer Stern aufgegangen, ein gewaltiger Geistesheros hatte die Zügel der Regierung erfaßt, er hatte sich die Aufgabe gestellt, Deutschland durch eine Politik von Blut und Eisen auf die eigenen Beine zu stellen. Der dänische Krieg war der Anfang einer beispiellosen Epoche von Kämpfen gegen alle, die der Einigkeit Deutschlands widerstrebten, sie endete mit dem wieder erstandenen Deutschen Reiche nach den großartigen Siegen von 1870-1871.

Im Frühling des Jahres 1864, nach der Beendigung des dänischen Krieges, war auch in Lennep ein neuer Geist erwacht, man fühlte auch dort das Herannahen einer neuen Zeit. Ein gewisser siegreicher Optimismus ergriff die Gemüter, und der Unternehmungsgeist erwachte.

Die katholische Kirchengemeinde wollte eine neue Kirche erbauen, man hatte einen Bauplatz erworben am Schwelmertor, es war der Thüning'sche Garten, der auf einem Hochplateau etwa 5 Meter über der Straße lag. Ein schmaler Weg führte von der jetzigen Hardtstraßenecke an der Straßenböschung hinauf zum Gartentor. Es war ein schöner herrschaftlicher Garten mit großen Bäumen, Rasenplätzen, Gemüse- und Blumenbeeten, verschiedene Naturlauben boten lauschige Sitzplätze.

Da noch nicht genügendes Baukapital vorhanden war, so wurde der Garten vorläufig an den Besitzer der oberhalb liegenden Maschinenfabrik Haas vermietet. Eine Tochter des Anmieters hatte den Apothekengehilfen F. Plöttner geheiratet, und da das Gehalt für die Gründung einer Familie nicht ausreichte, so wurde eine Wirtschaft mit Bäckerei angekauft. Der Apotheker wurde Bäcker und Wirt und gründete in dem alten Lokal vor der damaligen Bürgerschule, dem späteren Bezirkskommando, das sog. gemütliche Hüttchen, in welchem ein reger Verkehr herrschte, da der frühere Apotheker es verstand, jedes Unbehagen durch ein paar Tropfen in das Likörgläschen zu beseitigen. Der siegreiche Optimismus war auch ein Hauptcharakterzug unseres Apothekerwirts, er hatte eines Tages von den Kirchengrößen gehört, es würde noch zehn Jahre dauern, bis die Kirche erbaut werden könnte, und nun faßte er den genialen Plan, den Garten des zukünftigen Kirchenbauplatzes, der sehr schön gelegen war, zu einer Sommerwirtschaft einzurichten. Die Einrichtungen würden sich dort so gut rentieren, daß bis zum Kirchenbau ein Vermögen verdient werden könne. Zwei befreundete junge Bautechniker, die im gemütlichen Hüttchen verkehrten, wurden zur Ausführung des Planes gewonnen und erbauten einen kleinen Gartensaal mit Veranda und Kegelbahn. Wein- und Bierkeller, sowie ein kleiner Küchenraum wurden in einer dicht neben dem Gartensalon sich hinziehenden Böschung aus Erde und Rasen von unserem eifrigen Wirt persönlich hergestellt. Diese Räume waren in sehr einfacher Weise gestaltet, sie waren kühl und gleichmäßig temperiert, so daß Speisen und Getränke sich recht gut darin aufbewahren ließen. Mitte Juli 1864 war alles hergestellt und die neue Gartenwirtschaft unter dem Namen »Der kleine Johannisberg« eröffnet worden.

An dem Eröffnungstage hatte die früher jährlich am Bonaventurtag stattfindende Prozession die Gemüter vorbereitet und viel Publikum aus der Umgegend herbeigeführt. Infolgedessen war der Garten am Nachmittage vollständig mit einheimischen und fremden Gästen gefüllt, es ging hoch her auf dem zukünftigen Kirchenbauplatz, und der Apothekerwirt strahlte vor Vergnügen. Er hatte unter einem großen Kirschbaum inmitten des Gartens einen Springbrunnen angelegt. Das Becken bestand aus der Hälfte eines großen Ölfasses, schön eingefast mit Kohlschlacken als Grottensteinen und mit Blumen. In der Spitze des Baumes war ein Wasserfaß angebracht, aus dem ein dünner, doch genügend schöner Wasserstrahl in der Sonne prächtige Regenbogenfarben erzeugte. Ein Scheibenschieß-



Albert Schmidt: Skizze des Kleinen Johannisberg auf dem Bauplatz der Katholischen Kirche in Lennep. 1864/1865. Der Gründer des kurzlebigen Restaurationsbetriebes mit Tanzsaal und Kegelbahn war Franz Egon Plöttner, wie Albert Schmidt ein Schwiegersohn des Firmengründers Friedrich Haas. Schneller als von Plöttner erwartet kam das Geld für die Errichtung einer Kirche auf dem Grundstück seines Schwiegervaters zusammen und das Etablissement mußte weichen. Zeichnung: Privatbesitz.

stand war eingerichtet worden. Zwei kleine Zündnadelbüchsen knallten den ganzen Nachmittag, und da jeder Schuß 5 Pfennige kostete, so konnte man eifrige Schützen hören, die mehrere Taler verknallt hatten. Am folgenden Tage war unser Freund natürlich sehr stolz; so viel Geld, wie er gestern eingenommen, hatte er noch nicht im Besitz gehabt. Die Warner und Skeptiker wurden ausgelacht, und es wurden gleich neue Pläne geschmiedet. Das Lokal mußte größer werden, wenn er einen großen Saal gehabt hätte, so würde er noch viel mehr verdient haben.

Sein Schwiegervater Haas, der die Sache immer skeptisch beurteilt hatte, sagte: »Der Kerl ist geck«. Die beiden Baumeister des Lokals gehörten zu den mehr skeptisch veranlagten Freunden, sie sagten, eine Schwalbe macht noch keinen Sommer, und es ist durchaus nicht sicher, daß Du nicht schon nächstes Jahr den Platz räumen mußst, da der Kirchenbau doch so bald wie möglich vorgenommen werden soll. Da sie sich weigerten, die neuen Projekte auszuführen, so wurden schmollend andere, mehr optimistisch veranlagte Sachverständige gesucht und auch gefunden.

Ein großer Saal, allerdings nur aus Zimmerwerk und Brettern, wurde erbaut, mit geschlossener Kegelbahn und Theaterbühne. Indessen wurde der kleine Johannisberg von den Bewohnern der Stadt eifrigst besucht und alles Mögliche von dem eifrigen Wirt aufgeboten, um seine Gäste zu bedienen und ihnen Unterhaltung zu verschaffen. Wegen der außerordentlich bequemen Lage des Gartens in unmittelbarer Nähe der Stadt hatte sich dort eine Stammkneipe für viele lebenslustige Bewohner etabliert. Die Verhältnisse in der Stadt lagen damals für solche Unternehmungen günstiger, es war ein größerer Mittelstand vorhanden, eine Menge kleiner Fabrikanten konnte noch bestehen, und unter diesen verkehrten viele auf dem kleinen Johannisberg. Eine sehr gute Theatergruppe gab mehrere Monate lang gut besuchte Vorstellungen in dem großen provisorischen Saal. Bei dieser Gelegenheit bemalte ein Schauspieler, der zugleich ein geschickter Maler war, die Wände des Gartensalons mit allen möglichen allegorischen Darstellungen und Karikaturen. In dem folgenden Winter wurde sogar eifrigst in dem neuen Saal gekegelt, und es ereignete sich häufig, daß entrüstete Ehefrauen gegen 11 Uhr abends auf der Bildfläche erschienen, um die Männer daran zu erinnern, daß es zu Hause doch viel gemütlicher sei, als in dem kalten, großen, spärlich beleuchteten Schuppensaal. Bei der Einweihung des neuen Saales war ein Festessen in das Programm aufgenommen worden; es hatten sich 100 Personen eingezeichnet, es erschienen aber 250 Personen, die sich nun das für 100 Personen hergestellte Essen teilen mußten, aber es wurde mit großem Humor aufgenommen und bis zum frühen Morgen getanz.

Der große Optimismus des Wirtes veranlaßte aber auch andere Erscheinungen. Ein im Winter zu ungelegener Zeit veranstalteter Ball brachte bei 20 Mann Militärmusik nur 9 Paare, und da die Geldverhältnisse unseres Freundes nie die besten waren, so mußte er nachts um 1 Uhr einen guten Freund wecken, der ihm das Geld für die Musiker vorstreckte, aber auch die besser gestellten Bewohner der Stadt, abgesehen von den älteren großen Fabrikanten, verkehrten viel in dem so bequem gelegenen Garten. Man fand immer Gesellschaft, da der Wirt für jeden ein freundliches Wort und ein Mittel gegen die meisten körperlichen Beschwerden zur Hand hatte. Außerdem suchte er seinen doch mit erheblichen Kosten errichteten provisorischen Saal zu verwerten und rentabel zu machen, indem er alle möglichen Veranstaltungen traf, das Publikum heranzuziehen, wie Theatervorstellungen, Improvisatoren und Künstler allen Grades.

Da der Restaurationsgarten trotz der Nähe der Stadt doch etwas versteckt lag, auf einer erhöhten Terrasse unter hohen schattigen Bäumen, so feierten die auch in Lennep vorhandenen Lebemänner dort ihre Gelage, sie konnten dort alles haben, da der Wirt es verstand, auch die eigenartigsten Bedürfnisse zu befriedigen. Aber es dauerte gar nicht lange, daß der Untergang des schönen Unternehmens vom kleinen Johannisberg kam, noch bevor der Betrieb so lange gedauert hatte, um die Anlagen rentabel zu machen. Die eifrigen Sammlungen hatten so viel Geld hereingebracht, daß im Herbst 1865 beschlossen wurde, mit dem Kirchenbau im Jahre 1866 zu beginnen.

Die Herrlichkeit des kleinen Johannisberg war vorbei, und betrübt stand unser Optimist da, er mußte alles abrechnen und verkaufen. Entrüstet kehrte er der bergischen Hauptstadt den Rücken zu und übernahm eine Bahnhofswirtschaft in Dülken, er hat das Städtchen, dem er zwei Jahre lang so viel Vergnügen und Unterhaltung geboten hatte, nicht wieder gesehen. Aber für alle, die bei ihm verkehrt hatten, bleibt es eine schöne Erinnerung. Die jetzt lebenden Einwohner der Stadt haben meistens keine Ahnung davon, wie der Bauplatz der Kirche früher ausgesehen hat, und welche Bedeutung er für das damalige gesellschaftliche Leben hatte.

(Lennep Kreisblatt, 04.12.1922)

Gesellschaft Union – Mit Kegelhalle und Konzertsaal an der Wupperstraße

Am früheren Kölnertor, dem jetzigen Kreuzungspunkt der Kölnerstraße mit Wupper- und Poststraße wird die Umgebung in ihrer Wirkung auf die dort vorübergehenden Menschen erdrückt durch einen jener Steinkolosse, die unten aus schmalen Steinpfeilern und Glasflächen, oben aus langen schmalen Fenstern mit Pfeilern bestehen, dem Modehause von Dörrenberg. An der gegenüberliegenden Ecke der Kölner- und Wupperstraße steht das schöne altbergische Patrizierhaus, jetzt Dr. Burgmann gehörend, früher Wohnsitz eines Mitgliedes der Tuchfabrikationsfirma Hardt, und noch früher Bauendahl, die das Haus am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts erbaut hatten.

An der gegenüberliegenden Seite der Kölnerstraße, zwischen Post- und Wallstraße, hat man den überwölbten alten Brandteich, der einen Teil des ursprünglichen alten Wallgrabens bildete, welcher die alte Stadt Lennep umschloß, zugeschüttet und darauf den jetzigen Bismarckplatz, mit großem öffentlichen Springbrunnen, Wetterhäuschen, Milchhäuschen und Blumenbeeten geschaffen. Vor der Errichtung des Warenhauses im Jahre 1912 wurde die Ecke der Kölner- und Wupperstraße eingenommen von einem alten bergischen Fachwerkbau mit hohem Giebel, dahinter lag 8 Meter höher als die Straße ein schöner Garten, an der Wupperstraße entlang, über einer hohen Mauer, mit schönen Bäumen, Blumenbeeten und Gartenlauben. Im Hintergrund dieses Gartens, an der Grenzmauer des benachbarten Hardtschen Gartens und Gewächshauses, lagen die Wirtschafts- und Gesellschaftsräume der Gesellschaft Union mit Kegelbahn und Kegelhalle.

Die Gesellschaft war in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts dort gegründet worden von den Bürgern des Mittelstandes, während die oberen Stände, vorzugsweise die Kaufleute und Fabrikanten, in der Kaufmannsgesellschaft verkehrten. Bis Anfang der sechziger Jahre verkehrten die Gesellschaftsmitglieder im Winter in den Räumen des alten Rathauses, für den Sommer war ein kleiner Kegelsaal mit Bahn im Garten vorhanden. Im Winter 1865/1866 brannte der Kegelsaal ab, und er wurde nun größer und solider wieder aufgebaut, so daß die Gesellschaft das ganze Jahr hindurch dort verkehren konnte. Vor dem Gesellschaftssaal von 6 Meter Breite und 9 Meter Länge war noch eine offene Kegelhalle mit überdeckter Kegelbahn vorhanden. Der Garten hatte einige Lauben und schöne Sitzplätze unter den großen Nuß- und Buchenbäumen, so daß man dort sehr angenehm und ungestört die Erholungstunden zubringen konnte. Später wurde noch ein kleiner Billardsaal angebaut und die Kegelhalle und Bahn verschoben, dann wurde dieser kleine Saal durch einen größeren Konzertsaal mit angebautem verschlossenen Erker für das Freimaurerkränzchen verdrängt, so daß nun die Kegelbahn bis zur unteren Grenze des Grundstücks reichte.

Durch diese immer mehr Raum einnehmenden Neu- und Umbauten war ein großer Teil des schmalen Gartens, mit einigen Sitzplätzen, weggefallen, aber immer noch so viel Garten mit schönen Obst- und Lindenbäumen geblieben, daß es im Sommer möglich war, in den Gesellschaftsstunden unter dem schönen Nußbaum die Mußestunden in angenehmer Weise zu verbringen. Der Besitzer und Erbauer der Anlage, Carl Wilhelm Vollmer, hatte im alten Wohnhause eine sehr gutgehende Bäckerei, die außerdem dort noch vorhandene öffentliche Wirtsstube hatte keine Bedeutung und wurde fast gar nicht benutzt. Seine Frau Laura geb. Hasselkus war eine ausgezeichnete Köchin, die in den langen Jahren des Bestehens der Gesellschaft die beste und häufigste Gelegenheit fand, ihre Kunst zu erproben. Nach Übergabe der Besetzung an ihren Sohn verzogen die Alten nach Bonn und sind dort im hohen Alter gestorben, Vollmer selbst ist im Jahre 1919 einundneunzig Jahre alt gestorben.

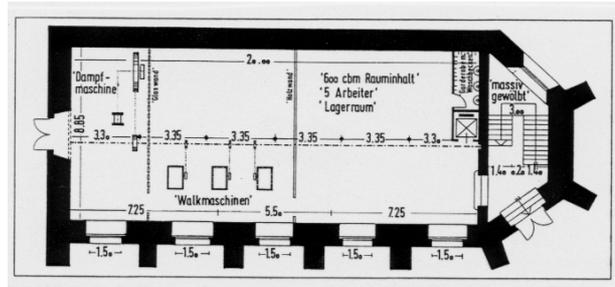
Da mit Hilfe der Kegelhalle eine ziemlich geräumige Bühne geschaffen werden konnte, so haben sehr häufig Theatergesellschaften dort gastiert. Der Allgemeine Bürgerverein hat viele Jahre dort seine Sitzungen abgehalten, mit einer großen Reihe von interessanten Vorträgen. In dem Vorbau des Hauptsalles, der bei Konzerten als Musikbühne diente, sonst aber durch eine Wand mit wegnehmbaren Feldern abgeschlossen war, dem sogenannten Tempel, hatte das Freimaurerkränzchen seine Sitzungen und feierte größere Feste unter Zuhilfenahme des großen Festsaales.

In den Schützenfesttagen und auch bei einigen Gesellschaftsfesten wurden häufig Symphoniekonzerte von Militärmusikkorps gegeben. Der Saal wurde überhaupt lange Jahre hindurch zu vielen privaten und öffentlichen Veranstaltungen, wie Hochzeiten, Generalversammlungen der Volksbank, Konferenzen und der-

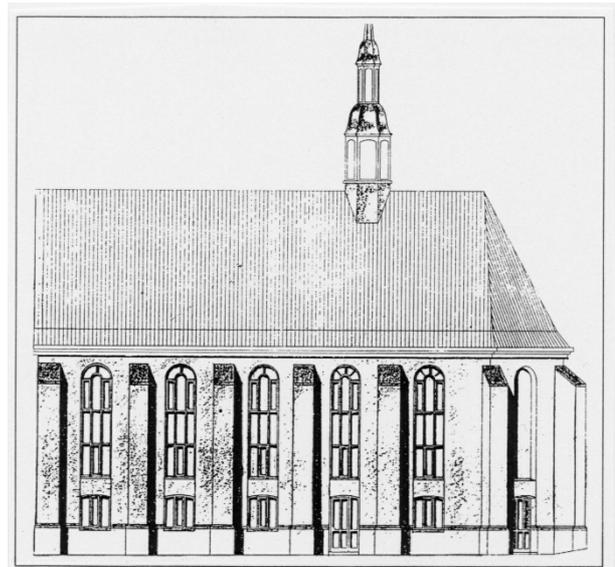
gleichen benutzt, so daß nach dem Verkauf der Anlage und Abbruch für viele Gesellschaften das schöne und passende Lokal sehr entbehrt wurde. Für die Mitglieder der Gesellschaft Union war es sehr unangenehm, da die Gesellschaft dadurch aufgelöst wurde und, man kann es verstehen, wenn sie beim Anblick des Steinkolosses mit Wehmut der schönen Stunden gedenken, die sie dort früher verlebt haben, als noch im Frühling die Vögel ihren Minnegesang ertönen ließen, wenn sie sich in den schönen Bäumen des Uniongartens ihre Nester bauten.
(Lenneper Kreisblatt, 11.02.22)



Die ehemalige Minoriten-Kirche als Woll-Lager der Firma Fuhrmann (später Firma Müblinghaus) in Lenneper.



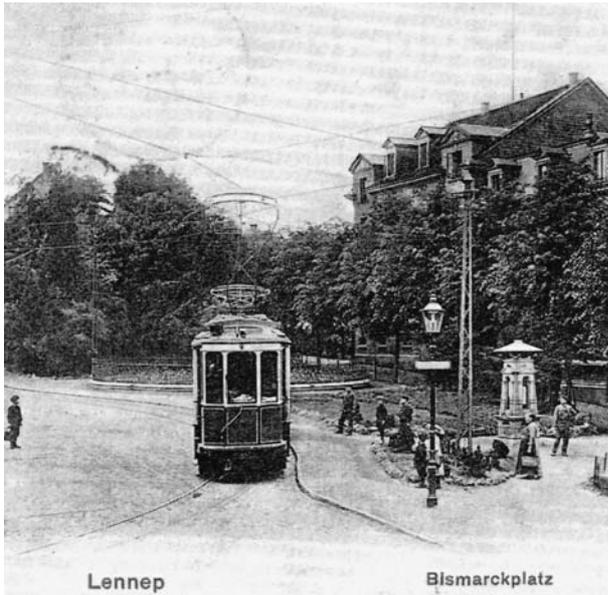
Die ehemalige Minoritenkirche als Fabrik der Firma Müblinghaus. Vorlage: Stadtarchiv Remscheid.



Die Firma Müblinghaus ersteigerte 1867 die ehemalige Minoritenkirche. Sie war durch den großen Neubau der kath. Kirche am Schwelmer Tor überflüssig geworden. Albert Schmidt baute nun das alte Gebäude 1888 zur Fabrik um. Die Fabrikation wurde 1975 eingestellt. Knapp 100 Jahre nach dem Umbau wurde unter Verwertung der historischen Bausubstanz das Kulturzentrum Klosterkirche gestaltet und am 05.09.1987 eingeweiht.



Lenneper. Kulturzentrum Klosterkirche heute. Eine Werbepostkarte.



Der Bismarckplatz in Lennepe. Ein ehemals sehr beliebtes Postkartenmotiv. An der gegenüberliegenden Seite der Kölnerstraße, zwischen Post- und Wallstraße, hat man den überwölbten alten Brandteich, der einen Teil des ursprünglichen alten Wallgrabens bildete, welcher die alte Stadt Lennepe umschloß, zugeschüttet und darauf den jetzigen Bismarckplatz, mit großem öffentlichen Springbrunnen, Wetterhäuschen, Milchhäuschen und Blumenbeeten geschaffen.

»Vor der Errichtung des Warenhauses im Jahre 1912 wurde die Ecke der Kölner- und Wupperstraße eingenommen von einem alten bergischen Fachwerkbau mit hohem Giebel, dahinter lag 8 Meter höher als die Straße ein schöner Garten, an der Wupperstraße entlang, über einer hohen Mauer, mit schönen Bäumen, Blumenbeeten und Gartenlauben. Im Hintergrund dieses Gartens, an der Grenzmauer des benachbarten Hardtschen Gartens und Gewächshauses, lagen die Wirtschafts- und Gesellschaftsräume der Gesellschaft Union mit Kegelbahn und Kegelhalle.«



Lennepe. Postkarte mit einem Motiv der Kölner Straße aus dem Jahre 1907. Sie zeigt eine seit langem entwickelte Region, jedoch noch ohne Kaufhaus. Foto: Stadtarchiv Remscheid, Vorlage: Nachdruckkarte der Lenneper Altstadtfreunde 1990.



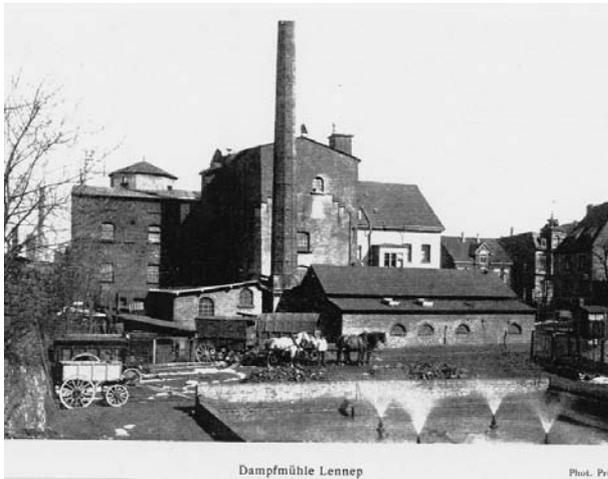
Tuchfabrik von C. H. & A. Bauendahl in Lennepe um 1840—1850
[Archiv der Bergischen Industrie- und Handelskammer zu Remscheid]

Die Tuchfabrik Bauendahl in Lennepe um 1850. Später ein Anwesen der Familie Hardt. Auf diesem Areal entstand zuletzt das Kaufhaus.

Die Windmühle auf dem Lindenberg

Die Wanderer, welche in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts der alten bergischen Kreisstadt Lennep zupilgerten, konnten schon in großer Entfernung die Wahrzeichen ihres Reisezieles sehen. Von Norden her war es der Schornstein der Walterschen Tuchfabrik auf der Knusthöhe, von Süden und Osten her die große massiv erbaute Windmühle auf dem Lindenberg, die über ihre ganze Umgebung mächtig emporragten. Inmitten der Talmulde des Quellengebiets des Lennepbaches tauchte alsdann beim Näherkommen der wundervolle Zwiebelhelm des Kirchturms der evangelischen Kirche aus dem engen Häusergewirr hervor. Diese Wahrzeichen sind Ende der fünfziger Jahre verschwunden. Die Tuchfabrik auf der Knusthöhe brannte am 19. September 1854 ab, der Schornstein blieb noch einige Jahre, bis Anfang der sechziger Jahre, stehen.

Die Windmühle auf dem Lindenberg war noch bis Mitte der fünfziger Jahre in Betrieb, dann mußte sie der neuen Zeit weichen, sie konnte bei ihrem unterbrochenen Betrieb mit den gleichmäßig arbeitenden Dampfmühlen nicht konkurrieren. Der Standort der Windmühle war an der höchsten Stelle der Friedrichstraße, dicht hinter der südlichen Häuserreihe zwischen Albert- und Leverkusenerstraße. Das mächtige Gebäude bestand aus einem runden massiv aus Bruchsteinen erbauten Turm von etwa 8 Meter Durchmesser und 20 Meter Höhe, mit einem drehbaren Dach, aus welchem die Flügelwelle hervorragte. Der innere Turm war von einer ebenfalls runden Terrasse von etwa 18 Metern Durchmesser und 7 Metern Höhe umgeben. Auch diese Terrasse war massiv aus Bruchsteinen erbaut, sie war zweistöckig und enthielt die Wohnräume des Müllers, die Lager Räume und in der Mitte das Mühlengetriebe. An der Nordseite nach der Friedrichstraße hin, die damals noch ein Hohlweg war, ging eine breite Einfahrt in das Mühlengebäude. Die Wagen konnten quer durch das ganze Gebäude fahren und in der Mitte unter dem Mühlengetriebe ent- und beladen werden. An den dicken Mauern des inneren eigentlichen Mühlturmes war eine massive Wendeltreppe angebracht, durch welche die sieben Stockwerke des Bauwerks erreichbar waren. Die Mahlgänge und das Lager des Königsbaums, der mittleren senkrechten Welle des Mühlengetriebes, lagen auf einem Gebälk von Eichenholz in einer solchen Höhe, daß die Wagen unten durchfahren konnten. In dem drehbaren Dachraum waren die konischen Triebräder angebracht, die die rotierende Bewegung der Flügelwelle auf die senkrechte Königswelle übertragen mußten. An der Flügelwelle waren vier große Flügel angebracht von etwa 10 Meter Länge und 1 Meter Breite, deren Spanntuch durch einen Zugmechanismus verbreitert oder schmaler gemacht werden konnte, so daß bei Sturm oder starkem Wind geringe Druckfläche und bei geringerer Windgeschwindigkeit größere Flächen wirksam waren. Die Flügel waren von der Terrasse aus erreichbar und wurden dort immer nach der Windrichtung hin gedreht.



Dampfmühle Lennep

Phot. Prö

Die Dampfmühle Lennep baute und erweiterte Albert Schmidt in den 70er und 80er Jahren des 19. Jahrhunderts. Die Dampfmühle setzte die Tradition der von ihm beschriebenen Windmühle auf dem Lindenberg fort, von der leider kein Bild erhalten zu sein scheint.



Dampfmühle Lennep

Phot. Prö

Dampfmühle Lennep. Auf dem Bild sind die Schriftzüge »Borner Brot-Fabrik« und »Leysieffer – Lennep-Buchholz-Bergisch-Born« zu erkennen. Das »Maschinenbrot« hatte zunächst mit dem Geschmack der Lennep-er Bürger zu kämpfen, insbesondere, wenn es in Eisen- statt in Stein-öfen gebacken wurde.

Man konnte von der Kölnerstraße aus Tag und Nacht hindurch das Knarren und Knattern des Mühlengetriebes und der großen Flügelräder hören. Nach Stillsetzung des Mühlenbetriebes hat das Bauwerk noch etwa 10 Jahre als Ruine dort gestanden, das Getriebe war weggenommen worden. Alsdann wurde es abgebrochen, und die Bruchsteine wurden für die Fundamente der schon damals einsetzenden Bebauung der Neustadt verwendet.

Das ganze Gelände der Neustadt östlich der Kölnerstraße war damals noch unbebaut, das letzte Haus der Kölnerstraße war auf der Ostseite das große sogenannte Nohlsche, später Schubertsche, noch später Hardtsche Haus mit Wollager. An der Kreuzungsstelle der Leverkusergasse mit der Lindenberggasse stand damals ein kleines einstöckiges Wohnhaus, an der Südostecke, es wurde die Lindenau genannt und ist später bei Anlegung der jetzigen Straßen abgebrochen worden.

Mit der Anlage der Temsfeldschen Gießerei wurde der Anfang gemacht zur Bebauung des Lindenberges, dann folgte die Kolonie des Gemeinnützigen Bauvereins an der Friedrich-, Albert- und Ludwigstraße. Das Wahrzeichen der alten Stadt auf dem Windmühlenberg ist verschwunden und hat neuen Erscheinungen Platz machen müssen, aber für die Geschichte der Heimat ist es immerhin von einigem Interesse, die früheren Zustände zu erfahren.

(Lenneper Kreisblatt, 18.02.1922)



Lenneper, Markt u. Amtsgericht

Lenneper Markt mit älterem (links) und jüngerem Rathaus. Foto: Stadtarchiv Remscheid, Vorlage: Nachdruckkarte der Lenneper Altstadtfreunde 1988.

Die alte Post vor der Knusthöhstraße

Die Postanstalt hat in ihrer äußeren Erscheinung und in ihrer Anpassung an die Verkehrsverhältnisse in den letzten 80 Jahren viele Umwandlungen durchgemacht. Bevor die Anlage der Eisenbahn Rittershausen-Remscheid, im Jahre 1868, die alten Verkehrsverhältnisse umwandelte, war mit der hiesigen Post eine Posthalterei verbunden, weil von hier aus die Postwagen nach allen Richtungen hin verkehrten und eine Menge Pferde gehalten werden mußten. Die Posthalterei lag an der Abzweigung der jetzigen Elberfelderstraße, vor 1849 der Endringhausergasse, von der Knusthöhstraße. Das linke Eckhaus mit anliegenden Hintergebäuden war damals Pferdestall. Im Hauptgebäude standen in 2 Ställen je 24 Pferde, in dem Hintergebäude etwa 10 bis 20 Pferde je nach Bedarf. Die oberen Stockwerke dienten im Vordergebäude als Futterboden, im Hintergebäude als Schlafraum für die unverheirateten und fremden Postillione. In dem Quergebäude, jetzigen Spezereiladen, waren unten Wagenremise und Schmiede für Hufbeschlag und Reparaturen, oben Heu- und Strohboden untergebracht.

In dem Eckhaus an der Knusthöhe, dem vormaligen Gasthof Schnigen, späteren Untersteueramt mit Salzmagazin, war der hintere Teil zur Verwalterwohnung der Posthalterei eingerichtet, mit einer großen Wirtschaftsküche, da die Posthalterei außer den Postpferden auch noch Kühe hielt. Ein langer Stall und Wirt-



Lennep. Blick von der evang. Kirche in Richtung Kaiserplatz, später Mollplatz. Das Kaiserdenkmal ist zu sehen. Schräg gegenüber das Kaiserliche Postamt, die spätere Polizeistation. Hinter dem Postamt erkennt man die von Albert Schmidt beschriebene alte Poststation, mit mehreren Nebengebäuden diesseits und jenseits der heutigen Lüttringhauser Straße. Foto: Privatbesitz, nicht datiert.

Das Kaiserliche Postamt mit Telegrafen-
einrichtung. Rechts schließt die histori-
sche Poststation an, über die Albert Schmidt
so ausführlich berichtet.



»In dem Eckhaus an der Knustböbe, dem
vormaligen Gasthaus Schnigen, später
Untersteueramt mit Salzmagazin, war der
hintere Teil zur Verwalterwohnung der Post-
halterei eingerichtet«. Foto: Stadtarchiv
Remscheid.



Lennep. Abriß der ehemaligen Posthalterei
(Mitte). Links davon das ehemalige Kaiserli-
che Postamt, später Polizeistation. Auch das
rechts noch stehende Gebäude gehörte dazu,
so wie das schon nicht mehr vorhandene Haus
an der Ecke Lüttringhauser Straße und
Knustböbe. Foto: Stadtarchiv Remscheid.



schaftsgebäude mit großer Scheune lag an der nördlichen Seite, an der Elberfelderstraße entlang, er ist anfangs der achtziger Jahre abgebrannt. Es verkehrten täglich mehrere Male vierspännige Postwagen, vorn Kabriolet für Kondukteur und ein bis zwei Fahrgäste, hinten ein sechssitziger Hauptwagen, mit großem Paketkasten am hinteren Ende, nach Elberfeld über Lüttringhausen und Ronsdorf, sowie nach Gummersbach über Wipperfürth und Marienheide, mit Pferdewechsel in Wipperfürth.

Sodann ging jeden Morgen um 5 Uhr und mittags ein dreispänniger Wagen nach Köln mit 6 Sitzen, davon gehörte einer dem Kondukteur; der Pferdewechsel fand in Straßerhof statt. Nach Rittershausen, Schwelm, Halver über Radevormwald, sowie nach Remscheid fuhren täglich ein- bis zweimal zweispännige Postwagen mit 6 Sitzen oder bei Wagen mit hinterem Eingang auch 8 Sitzen. Letztere hatten alsdann 3 Pferde. Unter den Postillionen waren immer einige, die auf dem Posthorn außer den bekannten Hornsignalen noch andere Melodien blasen konnten, sie spielten abends meistens in ihrem Zimmer und auch unterwegs auf Wunsch der Fahrgäste. Der einheimelnde, schöne Klang des Posthorns wurde allgemein als besonderer Genuß empfunden.

Auf dem Posthaltereihofe und vor dem Postgebäude war immer ein reges Leben und Treiben. Die Pferde wurden häufig in dem großen Teich auf dem Thüringsberg in die Schwemme geritten, es war ein fortwährendes An- und Abschirren der Pferde, da außer den regelmäßigen Postwagen bei besonderen Gelegenheiten viele Beiwagen gestellt werden mußten, ebenfalls Extrapost. Die Pferde wurden auch für den großen landwirtschaftlichen Betrieb der Posthalterei gebraucht, sie mußten die Felder bearbeiten und die Feldfrüchte einholen.

Der eigentliche Postbetrieb, Annahme und Versand der Korrespondenzen und Pakete, Telegraphendienst und dergleichen hatte mit der Posthalterei direkt nichts zu tun. Das Gebäude hatte bis zum Jahre 1882, in welchem ein Umbau und Anbau vorgenommen wurde, etwa zwei Drittel des jetzigen Umfangs. Der Eingang war vorne in der Mitte des Gebäudes über eine Treppe von einigen Stufen. Links war das Postbüro mit Briefschalter, rechts vorne eine Passagierstube, hinten die Packkammer. In der oberen Etage wohnte der Postmeister. Dort wurde später die Telegraphen- und Telephonanstalt eingerichtet. Nach dem Umbau von 1882 ist die Posteinrichtung im wesentlichen geblieben bis zum Umzug in den Neubau am Bahnhof.

Das Reisen in der Zeit vor dem Vordringen der Eisenbahn, man möchte jetzt gerne im Hinblick auf die heutigen Zustände wieder sagen: in der guten alten Zeit, hatte auch seine Annehmlichkeiten. Man hatte damals mehr Zeit zur Verfügung, wer es besonders eilig hatte, und das Ziel war nicht gar zu weit, der ging zu Fuß, er war dann nicht an die bestimmten Fahrzeiten gebunden. Eine Fußtour nach Köln und zurück an einem Tage war keine Seltenheit, es gehörte allerdings ein junger kräftiger Wanderer dazu, der 16 Stunden an einem Tage marschieren konnte. Das Zusammenfahren der verschiedensten Stände im engen Postwagen hatte auch viel Interessantes und erzeugte häufig ergötzliche, wohl auch in einigen Fällen weniger angenehme Erlebnisse, es gab eben keine verschiedenen Klassen, alle Stände waren genötigt, zusammen zu fahren. Wenn ich mit der sehr beleibten Höckerin Klara J. im Postwagen nach Köln fuhr, und da ich als guter Obstkunde ihr Wohlwollen besaß, einen Apfel geschenkt bekam, den sie aus ihrer tiefsten Tasche holte, so war ich häufig in Verlegenheit, wie ich den Genuß des warmen Apfels unterlassen konnte, der mir sicher nicht gut bekommen wäre. Es würde zu einem unangenehmen Auftritt geführt haben, wenn ich mich geweigert hätte, den Apfel sofort zu genießen. Aber ein wundervoller Gedanke rettete mich. Ich öffnete das Fenster und schälte mir den Apfel, obwohl sie meinte, ich könne ihn auch mit der Schale essen. Durch meine Ungeschicklichkeit fiel der Apfel heraus, ich steckte aufatmend mein Messer und die Bemerkungen der empörten Klara ein und war hochofrennt, daß es der letzte Apfel war, den sie zu verschenken hatte. Es kam häufig genug vor, daß eine vornehme Dame oder ein Herr mit einem jener auf Maulkraft geeichten Schwätzer fahren mußte, die auch heute leider einen so großen Einfluß ausüben; es blieb dann nur die Möglichkeit, krampfhaft die Zeitung oder ein Buch zu lesen, und das Geschwätz als unangenehmes, unvermeidliches Geräusch über sich ergehen zu lassen.

Nach Anlage der Haupteisenbahn im Jahre 1868 wurde der Postwagenverkehr erheblich eingeschränkt und die Posthalterei aufgegeben. Es verkehrten nur noch Postwagen mit Radevormwald, Dahlhausen und Beyenburg, bis auch diese nach Anlage der Wupperbahn im Jahre 1887 aufgegeben wurden. Des Posthorns dumpfer, aber doch schöner Klang war verschwunden, es kam eine neue Zeit. Wissenschaft und Technik wurden hochentwickelt und waren im Begriff, eine neue bessere Welt aufzubauen. Aber die Raubgier unserer Neider entfesselte einen Weltbrand, dem wir erliegen sind. An dem kranken Riesenleib nagen Blutsauger, um die letzten Kräfte wegzunehmen, aber er wird wieder gesunden und auferstehen.

(Lenneper Kreisblatt, 18.02.1922)

Kindliche Erinnerungen aus der Revolutionszeit von 1848 und der Choleraepidemie von 1849

Das Jahr 1848 war gekommen, die einen sagen »Das tolle Jahr«, die anderen, es sei angebrochen die Morgenröte einer neuen Zeit. Wir Kinder fanden die Sache äußerst amüsan, tagtäglich ging die Trommel durch die Stadt, um die würdigen Bürger zusammenzurufen zu den Exerzitien der Bürgerwehr auf dem Schützenfelde. Marketender fehlten auch nicht dabei, und wenn unsere tapferen Väter mit der Flinte auf dem Rücken im Schweiß ihres Angesichts exerziert hatten und Ruhepause machten, dann fiel auch für die zuschauende Jugend häufig ein Schinkenbrötchen ab, das von den betreffenden Vätern gespendet wurde. Eines Tages wurden die Übungen plötzlich eingestellt, die tapferen Herren traten in Gruppen zusammen und schauten gespannt nach der Kölnerstraße hin, die man vom Schützenfeld aus in der Längsrichtung übersehen kann. Richtig, die Revolutionäre kommen, es war kurz vorher die Königliche Scherenfabrik in Burgtal von den Solinger Arbeitern zerstört worden, weil die Scherenfabrikation mit Hilfe von Maschinen der Handarbeit Konkurrenz machte. Im Namen der Freiheit wurde der wirkliche Fortschritt in der Entwicklung gehemmt, wie es ja auch heute noch geschieht.

Eine große Aufregung ergriff die tapfere Schar der Führer, Franz Hasselkus rief zu den Waffen. Aber, o weh! Viele warfen die Bewaffnung weg und liefen schnell nach Hause mit dem Ruf: »Eck hew Frau und Kinner«. Und die Marketender flüchteten mit, so daß die Jugend über die zurückgelassenen Leckerbissen herfiel. Es dauerte aber nicht lange, da kamen die Herren mit lachenden Gesichtern zurück, die »Revolutionäre« waren Feldarbeiter von Kluthe gewesen, die vom Heumähen zurückkehrten und deren Sensen weithin in der Sonne glänzten.

Ein andermal war die Bürgerwehr alarmiert worden, weil die Revolutionäre von Elberfeld im Anzuge seien. Wir zogen mit der Bürgerwehr über die Knusthöhe nach Lüttringhausen; die jetzige Elberfelderstraße war damals noch nicht vorhanden. Der Berichtstatter marschierte stolz mit zum Neuenhof, sein Vater hatte ihn das Gewehr tragen lassen. Am Neuenhof hörten wir, daß die Elberfelder nach dem Grüental gezogen seien, sie waren vor den Truppen aus Elberfeld geflüchtet, nachdem sie dort auf den Barrikaden gekämpft hatten. Sie zogen über Vogelmühle nach Herkingrade, wo sie ihr Schicksal erreichte. Die Bauern der dortigen Gegend, die treu zu ihrem König hielten, überfielen die Revolutionäre, unter Führung des alten Hans Peter Dürholt von Herkingrade, trieben sie auseinander und nahmen einen Teil gefangen. Einer der Führer, ein Schneider Hühnerbein aus Barmen, hatte sich auf einen obersten Dachboden geflüchtet und wurde mit der Mistgabel gekitzelt, bis er sich entschloß, sich zu ergeben.

Das war die große Schlacht von Remlingrade, die Vinzenz von Zuccalmaglio, mit dem Schriftstellernamen »Montanus«, so schön beschrieben hat. Für unsere Bürgerwehr war die Sache äußerst angenehm, die Gefahr für unsere Vaterstadt war abgewendet, und wohl noch nie hat damals der Schliepersche Wirtschaftsgarten am Neuenhof eine vergnügtere Gesellschaft dort gesehen, die von dem Druck der Gefahr befreit, ihren Gefühlen ungehindert freien Lauf lassen konnte. Nur hatte man den Leutnant Peipers vergessen, der mit seiner Abteilung den Lüttringhauser Kirchhof besetzt hatte. Diese Abteilung hatte ruhig dort ausgehalten, da sie aber nichts hörte und auch nichts weiter erfolgte, wurde Erkundigung am Neuenhof eingezogen, aber nur noch bemerkt, wie die letzten der tapferen Hauptschar nach Hause wankten.

Wir Kinder hatten ja natürlich noch kein Verständnis für die politische Aufregung der damaligen Zeit, wir hörten wohl erzählen, daß begeisterte Freiheitsschwärmer auf dem Markte Reden gehalten, ähnlich wie heute, daß eines Abends eine große Menge, besonders der Janhagel der ganzen Gegend, ähnlich wie heute, sämtliche Fensterscheiben in der Haasschen Fabrik am Schwelmertor eingeworfen hatte, aber wir konnten gut dabei schlafen. Der Besitzer der Fabrik hatte alle Türen fest verrammelt und stand mit seinen entschlossenen Meistern bereit, den Haupteingang mit heißem Dampf aus Schläuchen zu verteidigen. Aber es wurde unnötig; der nicht sehr tapfere Janhagel kannte die entschlossenen Haasschen Verteidiger; man zog es vor, sich mit den eingeworfenen Fensterscheiben zu begnügen.

Trotz aller Reden der in Maulkraft Geeichten hatte die Revolution nur erreicht, daß die Geschäfte schlecht gingen und es eine Menge Arbeitsloser gab. Man entschloß sich deshalb, die steile Post- und Verkehrsstraße über die Knusthöhe nach Elberfeld, die für den Fuhrwerksverkehr sehr unbequem war, zu verlegen bzw. eine neue Verkehrsstraße, die den Berg umging, anzulegen, um die Arbeitslosen zu beschäftigen. Der Wegebau wurde im Jahre 1849 vollendet. Für die Bewohner der Knusthöhe war die Anlage sehr angenehm,

Arbeiter-Blatt.

Organ für die Interessen der arbeitenden Klasse.

Herausgegeben vom Arbeiter-Verein in Lennep.

N^o 1.

18. Oktober

1848.

Prospectus.

Seit dem deutschen Volke die Rede- und Pressfreiheit, das freie Versammlungs- und Vereinigungsrecht zu Theil geworden, sind diese kostbaren Güter in allen Schichten der Bevölkerung auf die mannichfachste Weise benützt worden, wiewohl aber auch nur angeblich vorhandene Uebelstände zu beseitigen, Mißverhältnisse auszugleichen und durch gemeinsame Beratungen auf die Herbeiführung eines solchen Zustandes hinzuwirken, in welchem die Mitglieder der verschiedenen Stände alle möglichst glücklich und zufrieden zu leben im Stande sind.

Kein Wunder also, wenn auch der Stand, dem die Mangelhaftigkeit unkerer gesellschaftlichen Zustände seit einer Reihe von Jahren am fühlbarsten geworden, der in Folge dieser Mangelhaftigkeit in eine keineswegs beneidenswerthe Lage gerathen, und dem sich für die Zukunft eben so wenig eine bessere Aussicht eröffnete, so lange die früheren Zustände fortbauerten, kein Wunder, wenn auch dieser Stand sich den Beratungen der Zeit angeschlossen, und durch gemeinsame Beratungen der Ursache des Uebels auf die Spur zu kommen, und Mittel zur Verbesserung ausfindig zu machen versuchte.

In Folge dessen entstand der hiesige Arbeiter-Verein. Inwiefern, wie man auch in demselben über die Arbeiterfrage sprach, wie man auch offen und frei wirklich vorhandene Uebelstände

bezeichnete und Vorschläge zu deren Beseitigung vorlegte: es blieben Besprechungen und unfruchtbare Beratungen. Die anderwärts in ähnlichen Vereinigungen zum Vorschein kommenden anarchischen Gelüste, so wie der Seiten des Comites in der alleinigen Absicht, bei der Schwierigkeit einer beiseitigenden Lösung der Arbeiterfrage, einen möglichst umfassenden Austausch der Ideen zu befördern, hervorstellte Anstoß an einen größeren auswärtigen Verein, brachte auch den hiesigen Arbeiter-Verein in den Verdacht einer communisistischen u. dergl. Tendenz, wodurch die anfänglich rege Theilnahme für denselben bedeutend erlittet.

Das Comite glaubte dieser Verdächtigung nicht besser entgegenzutreten zu können, als dadurch, daß es die Verhandlungen des Vereines der Öffentlichkeit übergebe.

Eine solche Veröffentlichung kann aber nur dann Nutzen bringend sein, wenn dieselbe fortlaufend in einer übersichtlichen Weise stattfindet. Seiend der Redaktion des „Lennepers Kreisblattes“ konnte diese fortlaufende Veröffentlichung nicht zugesagt werden, indem der Raum für die Menge des vorhandenen, auf den sehr großen Leserkreis des Blattes berechneten Stoffes bereits unzureichend war.

Das Comite beschloß deshalb, da ein anderes geeignetes Organ hier nicht vorhanden, die Herausgabe einer eigenen Zeitschrift Seitens

Lennep Sozial- und Pressegeschichte: das »Arbeiter-Blatt« aus dem Jahre 1848. Albert Schmidt nahm das Geschehen als Knirps von sieben Jahren und natürlich aus dem Blickwinkel seines Vaters wahr, dem er als Mitglied der »Bürgerwehr« das Gewehr tragen durfte. Als Unternehmersohn stand er auf der Gegenseite der Revolutionäre. Bei den Übungen der »Bürgerwehr« fiel schon einmal ein »Schinkenbrötchen« ab. Auch den revolutionären Entwicklungen im 20. Jahrhundert stand Albert Schmidt später nicht nur skeptisch, sondern ablehnend gegenüber. Er bezeichnete Revolutionäre schlechthin als die »in Maulkraft Geeichten«, die nur erreichten, daß die Geschäfte schlecht gingen und die Arbeitslosen zunahmen. Augenscheinlich machte er sich die Auffassung von Vincenz von Zuccalmaglio (Montanus) zu eigen, daß die Revolutionäre nur alles »in den Dreck« geritten hatten. Im übrigen wies auch das Lennep »Arbeiter-Blatt«, das »Organ für die Interessen der arbeitenden Klasse«, jedes revolutionär »anarchische Gelüste« weit von sich.

Bildvorlage: Stadtarchiv Remscheid.

waren doch Kinder und Greise häufig in Gefahr geraten, wenn im Winter die Fuhrwerke auf der glatten Bahn auf die Seite rutschten, und die schweren vierspännigen Postwagen von Elberfeld sich nicht mehr halten konnten. Die Jugend war mit der Verkehrsverlegung von der Knusthöhe sehr einverstanden, jetzt konnte der Berg zum Schlittensport benutzt werden, was auch in ausreichendem Maße geschah.

Trotz Revolution und schlechten Zeiten wurde das Schützenfest im Jahre 1849 doch in altem Glanze gefeiert. Die Bürger der Stadt und vor allem die Kinder fanden es selbstverständlich, daß das altberühmte Fest nicht in Vergessenheit geraten durfte. Es war im Gegensatz zu heute, wo jeden Sonntag von allen möglichen Gesellschaften und Vereinen gefeiert wird, das einzige Fest im Jahre, an dem groß und klein, arm und reich in gleicher Weise teilnahmen.

Das Schützenfest von 1849 war zu Ende, der Katzenjammer noch nicht vorüber, als die Schreckensbotschaft von Mund zu Mund eilte, die Cholera sei in unserer Stadt aufgetreten. Das Schreckgespenst der furchtbaren Seuche bildete einen schroffen Gegensatz zu dem soeben gefeierten Schützenfest. Es war richtig, ein Kutscher aus Köln, der Festgäste gebracht hatte, und bei Kind auf der Kölnerstraße logierte, war am letzten Schützenfesttage an der Cholera gestorben. Es dauerte nicht lange, da verbreitete sich die Krankheit in den engsten, schmutzigsten Gassen. In der Splittergasse, der jetzt verschwundenen Kunst-

Die D'Lumpiade.



So brachten uns die Helden das Glück!
Sie ritten in Allem nur zurück,
Und als sie uns recht geritten in Dreck,
Da liefen sie gesinnungstüchtig hinweg.

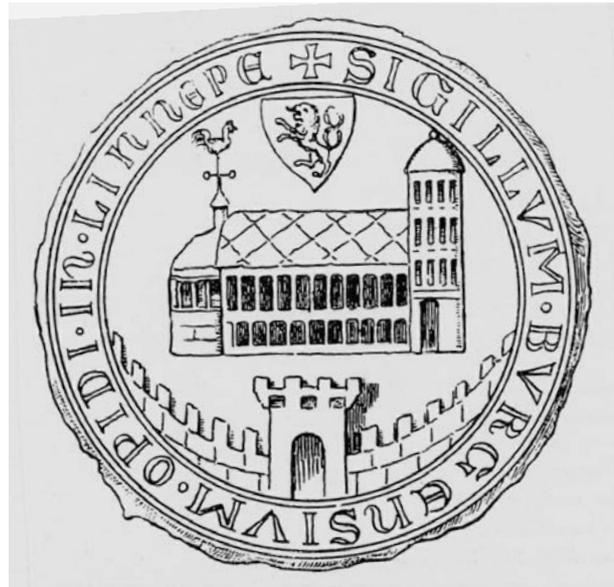
Solingen, 1851.

Druck und Verlag von Alb. Pfeiffer.

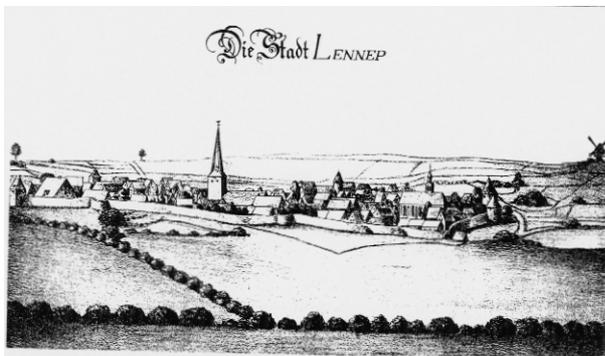
Vincenz von Zuccalmaglio (Pseudonym: Montanus), Wuppertaler Jurist, Satiriker und Volksschriftsteller, karikierte u.a. die Revolution von 1848: »So brachten uns die Helden das Glück! Sie ritten in Allem nur zurück, Und als sie uns geritten in Dreck, Da liefen sie gesinnungstüchtig hinweg.« Bildvorlage: Privatbesitz.



Lennepe als Bergisches Zentrum in der Karte der Herzogtümer Jülich und Berg der Brüder Homann (nach 1730). Lange Zeit führte Lennepe auch den Titel einer Bergischen Hauptstadt.



Siegel der Stadt Lennepe von 1451.



Ploennies: Die Stadt Lennepe. Die älteste bekannte Ansicht der Stadt ist die Tuschzeichnung aus der »Topographie« des Landmessers und Kartographen Ploennies (1672-1751), veröffentlicht 1715.

Von der Stadt Lennepe.

Diese Stadt liegt nicht tief in den Bergen, wie aus beigefügter Abzeichnung derselben zu sehen, hat daneben keinen Fluß oder Wasser, dessen sie sich mit Nutzen bedienen könnte. Ihre Einwohner treiben nebst dem Ackerbau den Tuchhandel und findt darinnen viele Tuchmacher, welche Sommerszeit wenig zu Haus, sondern meistens außerhalb Landes, und suchen ihre Nahrung durch Handel und Wandel auf den herumliegenden Jahrmärkten, etliche verkaufen das Laken mit der Elle auf gedachten Märkten, etliche führen einen Karu Laken auf einen Stapelort, und versenden solches von dar stückweiß auf das Landt. Sie sind allegor der Lutherischen Religion zugethan, und ist nur ein einziges Kloster denen Minoriten-Brüderu vor einiger Zeit darin zu bauen vergönt worden. Die Stadt an sich selber ist nur mit einer gewöhnlichen Mauer eingefast. Ihr Stadt-Regiment bestehet wie in andern Bergischen Städten darin, daß sie ihr eigen Gericht haben, und unter keinem Beamten stehen, sie wehlen alle Jahr einen neuen Bürgemeister und Richter, und wer des vorige Jahrs Bürgemeister gewesen, ist des andern Jahrs Richter. Ihr vornehmstes privilegium ist auf dem Landtag einen Deputirten zu haben.

Beschreibung der Stadt Lennepe durch Ploennies, 1715.

gasse, dem Kraspütt und auf dem Munsterplatz hatte sie den richtigen Nährboden gefunden, auf dem sie sich entwickeln konnte. In kurzer Zeit waren viele Bewohner der Stadt ergriffen worden und gestorben, eine allgemeine Panik ergriff die Gemüter. Jeder, der es ermöglichen konnte, entfloh der Gefahr, sogar ein sehr beschäftigter Mediziner. Die Schulen wurden geschlossen und die katholische Schule als Krankenhaus eingerichtet.

Man hatte anfänglich noch bei jedem Begräbnis mit der Totenglocke geläutet, das wurde aber bald eingestellt, da das Läuten die Menschen nervös und krank machte. Viele Personen waren plötzlich auf der Straße von der Seuche ergriffen worden und in einigen Minuten gestorben. In der schlimmsten Zeit waren täglich 8 Personen an der Cholera gestorben, für eine kleine Stadt von höchstens 5000 Einwohnern eine sehr

große Zahl.

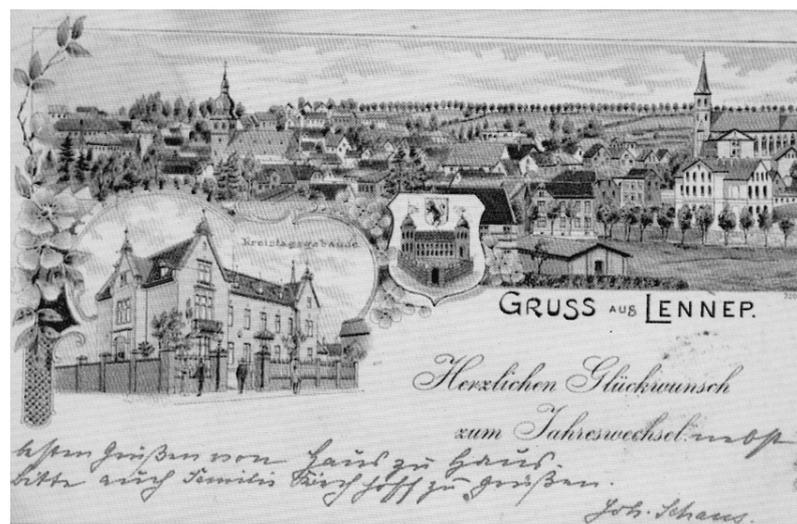
Wie überall, so hatte auch hier die Seuche hauptsächlich unter der ärmeren Bevölkerung und an den Stellen ihre meisten Opfer gefunden, an denen schlechtes Wasser und schlechte Luft vorhanden und der Boden durch mangelnde Kanalisation verseucht war. Die Kunstgasse, eine Sackgasse an der Schwelmerstraße, war ganz ausgestorben, die alten Gebäude wurden von der Stadt angekauft, abgebrochen und an dieser Stelle die Bürgerschule, das spätere Bezirkskommando und jetzige Versorgungsamt errichtet. Sodann wurde das frühere Krankenhaus, jetzige Waisenhaus, erbaut, konnte aber erst nach dem Erlöschen der Seuche fertig gestellt werden.

Die enggebaute Stadt mit ihren winkligen schmalen Straßen, schmutzigen Höfen, verseuchten Brunnen, ohne Kanalisation, war sehr geeignet zur Entstehung und Verbreitung von Krankheiten. Es war deshalb zu begrüßen, daß 1883 vollständige Kanalisation und Wasserleitung erbaut wurden, wodurch die gesundheitlichen Verhältnisse ungemein verbessert wurden.

(Lenneper Kreisblatt, 04.03.1922)



*Lenneper Markt. Postkarte o. J. Auch Geschäfte jüdischer Familien sind zu erkennen.
Foto: Stadtarchiv Remscheid, Vorlage: Nachdruckkarte der Lenneper Altstadtfreunde 1988.*



Gruß aus Lennep. Postkarte von 1898, Replikat 1992. Über der kath. Kirche (rechts) sind die noch jungen Bäume der Albert-Schmidt-Allee zu erkennen.

Über die äußere Entwicklung der Stadt Lennep seit Anfang des vorigen Jahrhunderts

I.

Die Erbauer der ersten Ansiedlungen im germanischen Urwalde haben sich offenbar solche Stellen ausgesucht, an denen Quellen und Bachläufe vorhanden waren, da das Wasser bei allen menschlichen Betätigungen eine große Rolle spielt. Aus einer solchen Ansiedlung am Zusammenfluß der Quellbäche des jetzigen Lennepbaches hat sich dann später die Stadt Lennep entwickelt, sie wurde 1230 vom Grafen Heinrich von Berg zur Stadt erhoben und hatte damals ein Residenzschloß der Grafen von Berg, das indessen vollständig verschwunden ist. Dieses Residenzschloß scheint außerhalb der Stadtumwallung gelegen zu haben, weil in dieser keine Lücke und Ausbuchtung vorhanden ist, die auf eine größere bauliche Anlage schließen ließ. Das Schloß hat wahrscheinlich am Weyerhofsfeld gestanden, die dortigen Teichanlagen lassen vermuten, daß sie Reste des alten Burggrabens sind.

Die Stadtumwallung, wie sie seit dem Mittelalter bestanden hat, mit Stadtmauern und Wallgraben, hat einen äußeren Durchmesser von 400 Metern, der mittlere innere Durchmesser in dem Wallstraßenring gemessen ist 350 Meter. Der Turm der evangelischen Kirche liegt fast genau im Mittelpunkt dieses Kreises. Da dieser engumschlossene Stadtraum etwa 33 Straßen und Gäßchen und 300 Gebäude in den verschiedensten Größen enthält, ist es begreiflich, daß ein eigenartiges Stadtbild daraus entstehen konnte. Die Tatsache, daß fast gar keine Gebäude aus der Renaissance- und Barockzeit vorhanden sind, mag darauf zurückzuführen sein, daß die Stadt nach dem großen, alles vernichtenden Brande von 1746 in der Übergangszeit vom Barock zur Biedermeierzeit wieder aufgebaut wurde; zum Ärger des damaligen Kurfürsten Wilhelm baute jeder auf seinen alten Fundamenten; die Einwohner waren nicht dazu zu bringen, einen neuen schöneren Stadtplan, der eine Zusammenlegung und Neueinteilung der Grundstücke bedingte, anzunehmen. Am Ende der Freiheitskriege 1813 bis 1815 waren die Stadtmauern wohl meistens verschwunden, aber der Wallgraben war an vielen Stellen noch vorhanden und die eigentliche Umwallung zur Wallstraße umgebaut worden.

An den beiden durchgehenden Straßenzügen, der Köln-Berliner und der Barmen-Altenaer Staatsstraße, also außerhalb des Kölner-, des Schwelmer-, des Wupper- und des Elberfelder-Tors, waren einige Häuser und Bauernhöfe vorhanden. Auch die außerhalb des Wallgrabens liegenden Verbindungsstraßen zwischen den durchgehenden Straßenzügen, die jetzige Poststraße und der Hindenburgwall, waren damals schon vorhanden und teilweise bebaut. Die Hardtstraße war damals ein schmaler Gartenweg. In der Mitte, etwa zwischen dem jetzigen Waisenhaus und der Kleinkinderschule, war ein Wohnhaus und daneben ein Pferdestall angelegt worden. Die Straße wurde 1849 bei der Anlage des ersten Krankenhauses nach der Choleraepidemie, dem jetzigen Waisenhaus, verbreitert, aber erst nach Anlage der früheren Bürgerschule, jetzigen Töchterschule im Jahre 1869 zur letzten Breite ausgebaut. Am Hindenburgwall, frühere Alleestraße,



Der Lennep Stadtbrand vom 6. Oktober 1746 wird auf einem Kalenderblatt von 1747 phantasievoll dargestellt.



Lennep. Hardtstraße 26. Kinderschule, Kindergarten, Kinderbaus Westerbolt. Foto: Evang. Gemeinde Lennep, undatiert.



Das Kinderbaus Westerbolt, Hardtstraße 26 in Lennep erstrahlte 1992 in neuem Glanz. Für die Restaurierungsarbeiten holte man Pläne und Kostenaufstellung von Albert Schmidt hervor. Foto: 1999, Privatbesitz.



Die »Höhere Bürgerschule«, später Lyceum, zuletzt Gemeinschaftsgrundschule Freiherr-vom-Stein. Foto: M. Metschies, 1981.



Das Kaiserdenkmal (auch Kriegerdenkmal) am Kaiserplatz-Mollplatz. Foto: undatiert, Stadtarchiv Remscheid.



Das Kaiserdenkmal zur Zeit seiner Einweihung 1889. Foto: Privatbesitz.



Das Kaiserdenkmal am Kaiserplatz (später Mollplatz) in Lennep. Die Anlage von 1888/89 wurde später verkleinert. Bildvorlage: Stadtarchiv Remscheid.



Der Kaiser geht ins Exil. In diesem Fall zunächst auf den für ihn geschaffenen Hohenzollernplatz an der Lennep- Ringstraße. Im ersten Weltkrieg wurde die Bronzefigur wegen des allgemeinen Rohstoffmangels eingeschmolzen. Auch beim »Umzug« von Kaiser Wilhelm I. war die Bau- firma Schmidt wieder beteiligt.

war etwa von 1815-1820 ein schönes altbergisches Doppelhaus, etwa 20 Meter von der Straße entfernt, errichtet worden, von der Firma Peter Matthias Wirtz, die auch eine kleine Tuchfabrik mit Wasserkraft an der Diepmannsbach betrieb. In einem hinteren und seitlichen Anbau an das Wohnhaus wurde Handweberei und Tuchappretur betrieben. In den sechziger Jahren wurden diese Anbauten zu einer Margarinefabrik umgebaut, die aber später wieder einging. Das Wohnhaus wurde im Jahre 1912 abgebrochen und an der Bornerstraße, unterhalb des neuen Wasserturms wieder aufgebaut.

An der Ecke der Allee- und Schwelmerstraße hatte – in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts – Herr Frowein ein Wohnhaus mit angebaute Färberei errichtet, das heute noch besteht. An der andern Ecke der Allee- und Elberfelderstraße war zu derselben Zeit eine Schenkwirtschaft im Hinterhaus erbaut worden. Die Ostseite des Kaiserplatzes an der Vorderfront des jetzigen Kaiserdenkmals wurde damals eingenommen von einer Färberei mit angebautem Wohnhaus und Lagerschuppen für Wolle und dergleichen. Bei der Anlage des Kaiserdenkmals im Jahre 1889 wurden diese Gebäude abgebrochen. Das hinter dem Denkmal und tiefer als die Straße liegende Haus mit angebaute früherer Färberei gibt ein Bild über die Höhenlage der früheren Straße. Sie lag deshalb so tief, weil sie vor Anlage der Alleestraße die Zufahrt zu dem damals noch freiliegenden großen Teich auf dem Thüringsberg bildete, in dem die Postpferde in die Schwemme geritten wurden und in Brandfällen die Zubringer zu den Feuerspritzen gefüllt wurden. Bei Anlage der Alleestraße wurde die Straße, nachdem die Teiche überwölbt waren, höher gelegt.

Die jetzige Poststraße, die am äußeren Uferrand des alten Wallgrabens lag, der an mehreren Stellen, vor dem Spritzenhaus und am Bismarkplatz überwölbt wurde, ist am Anfang der 20er Jahre des vorigen Jahrhunderts wenigstens im östlichen Teil bebaut worden.

Der Berlinerhof, das gegenüberliegende frühere Parlaments-Gesellschaftshaus, die Post, das frühere Waltersche Haus, Ecke der Barmerstraße und Neugasse, das frühere Strohn-, jetziges Wohnhaus der Firma H. Mühlinghaus, sind alle in den 20er Jahren erbaut worden und werden jetzt 100 Jahre alt. Der südliche Teil der bogenförmigen Poststraße ist dagegen erst Ende der dreißiger Jahre bebaut worden. Die Privat- und Geschäftsgebäude der Firma P. Schürmann & Schröder wurden 1838 bis 1840 erbaut. Die übrigen Häuser der Poststraße von 1840 bis 1847 und nach einer 10jährigen Pause 1858.

Es scheint überhaupt, als wenn die Bebauung der Stadt periodenweise vor sich gegangen ist, in geschäftlich guten Zeiten wurde viel gebaut, in sich gleichmäßig wiederholenden schlechten Zeiten wurde wenig oder gar nicht gebaut. Diese Zeiten geschäftlichen Niedergangs und Aufstiegs scheinen sich alle 7 bis 10 Jahre zu wiederholen. Vielleicht ist es immer so gewesen; die 7 guten und schlechten Jahre in Ägypten werden ja schon im alten Testament erwähnt. Der Berichtstatter hat in seinen 57jährigen Geschäftserlebnissen ähnliche Erfahrungen gemacht. Als Jahre geschäftlichen Tiefstandes sind folgende Jahre zu nennen: 1826, 1835, 1848, 1857, 1867, 1877, 1886, 1892, 1902 und 1909.

Durch die Anlage der Eisenbahn Remscheid-Rittershausen wurde das Stadtbild wesentlich verändert. Die Eisenbahn erreichte nach einem tiefen Einschnitt durch die westliche Wasserscheide in dem westlichen Quellgebiet des Lenneperbaches, den Küllerwiesen, das Weichbild der Stadt. Der Bahnhof wurde in die Nähe der Stadt gelegt. Der Bau der Zufuhrstraßen zum Bahnhof mußte so frühzeitig begonnen werden, daß sie vor der Inbetriebsetzung der Eisenbahn im September 1868 fertiggestellt waren. Weil ein Fuhrverkehr durch die engen winkligen Straßen der inneren Stadt unmöglich war, mußte schon 1866 die Wupperstraße angelegt werden. Zur Verbindung mit der Kölnerstraße wurde die Mittelstraße und zur Verbindung mit der Stadt und der Schwelmerstraße die Gartenstraße 1867/68 erbaut. Der Güterbahnhof lag in den ersten Jahren des Bestehens der Eisenbahn neben dem Personenbahnhof am Ausgang der Mittelstraße. Er mußte indessen bei der rapiden Zunahme des Verkehrs im Jahre 1874 nach der westlichen Außenseite des Bahnhofsgeländes gelegt werden, wodurch der Bau der Zufuhrstraßen am nördlichen und südlichen Ende des Bahnhofsgeländes nötig wurde. Die südliche Zufuhrstraße ging von der Hochstraße, die nördliche von der Gartenstraße aus. Diese verschiedenen Zufuhrstraßen zum Bahnhof wurden später die Ausgangspunkte der neuanzulegenden Straßen, die für die weitere Entwicklung der Stadt nötig wurden. Von der südlichen Zufuhrstraße, von der Hochstraße aus zum Bahnhof, hatte die Eisenbahnverwaltung eine Verbindungsstraße nach der oberen Kölnerstraße gebaut und mehrere Beamtenwohnhäuser daran errichtet.

In der Zeit des geschäftlichen Aufschwungs nach dem Kriege von 1870, der sich später zu einer ungesunden Gründerepoche entwickelte, war der mittlere Teil der Wupperstraße unterhalb der großen privaten Parkanlagen durch Bau der Wohnhäuser komplettiert worden, die Hackenbergerstraße wurde ausgebaut, und 1875 wurde dort ein neues Krankenhaus errichtet, einige Jahre später auch das Armenhaus. Sodann wurde an der Ecke der Bahnhof- und Gartenstraße 1875 das Gebäude der Kaufmannsgesellschaft und das



Der alte Lennep- Bahnhof. Zeichnung von Albert Schmidt.
Vorlage: Stadtarchiv Remscheid.



Der alte Lennep- Bahnhof als Photographie. Foto: Stadtarchiv Remscheid.



Lennep. Kaiserstraße, heute Bahnhofstraße. Albert Schmidt baute hier nicht nur das Rathaus (rechts), heute Amtsgericht, sondern vorher schon mehrere große Bürgerhäuser und später das Hotel Kaiserhof. Bildvorlage Stadtarchiv Remscheid.



Der spätere Lennep- Bahnhof. Ihn baute bereits die nächste Generation im Jahre 1911. Die alte Version war dem immens gestiegenen Verkehr nicht mehr gewachsen. Zeitgenössische Bildpostkarte.

Bekanntmachung.

Bergisch - Märkische Eisenbahn.

Von dem 1. September ab wird die Zweigbahn von Rittershausen nach Remscheid mit den Stationen Barren-Rittershausen, Ronsdorf, Lüttringhausen, Lennep und Remscheid für den öffentlichen Verkehr benutzt werden.

Das Betriebs-Reglement und die Tarif-Bestimmungen, welche auf den übrigen Bergisch-Märkischen Eisenbahnstrecken gelten, treten mit der Eröffnung der Zweigbahn auch auf dieser in Kraft. Der Tarif für den Güter-Verkehr nebst Tarif-Meilenzeiger ist in dem zweiten Nachtrage zum Güter-Tarif vom 2. November 1867 enthalten, und zum Preise von einem Sgr. auf den Stationen der Bergisch-Märkischen Eisenbahn käuflich zu haben. Wegen des Verband-Vertrages der neuen Stationen erfolgt besondere Bekanntmachung.

Auf die Benutzung des Bahn-Telegraphen für den Depeschen-Verkehr findet das Reglement vom 1. Juli 1867 Anwendung.

Für den Personen-Verkehr ist bis auf Weiteres der nachfolgende Fahrplan geltend. Mit der Einführung desselben werden auf den anderen Bahnstrecken Änderungen in verschiedenen einzelnen Zügen eintreten, welche aus den auf den Stationen ausgehängten Fahrplan-Plakaten vom 1. September ersichtlich sind.

Eberfeld, den 29. August 1868.

Königliche Eisenbahn-Direction.

Fahrplan

für die Zweigbahn der Bergisch-Märkischen Eisenbahn von B.-Rittershausen nach Remscheid, gültig vom 1. September 1868 bis auf Weiteres:

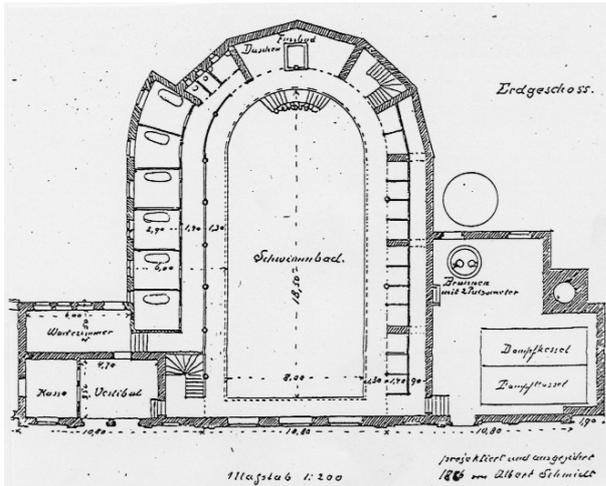
I. Richtung Remscheid:

Stationen.	Vormitt.				Nachmittags.			
	7	9	11	2	4	5	7	10
Rittershausen . . . Abf.	—	9 31	2 5	4 48	7 32	10 20	—	—
Ronsdorf . . . "	7 17	9 48	2 22	5 5	7 49	10 37	—	—
Lüttringhausen . . . "	7 24	9 56	2 30	5 13	7 57	10 45	—	—
Lennep . . . "	7 33	10 5	2 39	5 22	8 5	10 54	—	—
Remscheid . . . Ant.	7 42	10 15	2 48	5 31	8 14	11 3	—	—

II. Richtung Rittershausen:

Stationen.	Vormittags.				Nachmittags.			
	5	8	11	3	5	8	11	3
Remscheid . . . Abf.	5 23	7 56	11 43	3 4	5 57	8 24	—	—
Lennep . . . "	5 35	8 8	11 55	3 16	6 9	8 36	—	—
Lüttringhausen . . . "	5 43	8 16	12 3	3 24	6 17	8 44	—	—
Ronsdorf . . . "	5 52	8 25	12 12	3 33	6 26	8 53	—	—
Rittershausen . . . Ant.	6 4	8 37	12 24	3 45	6 38	9 5	—	—

Fahrplan der Bergisch-Märkischen Eisenbahn auf der Zweigstrecke Barren-Rittershausen nach Remscheid über Ronsdorf, Lüttringhausen und Lennep aus dem Jahre 1868.
Bildvorlage: Stadtarchiv Remscheid.



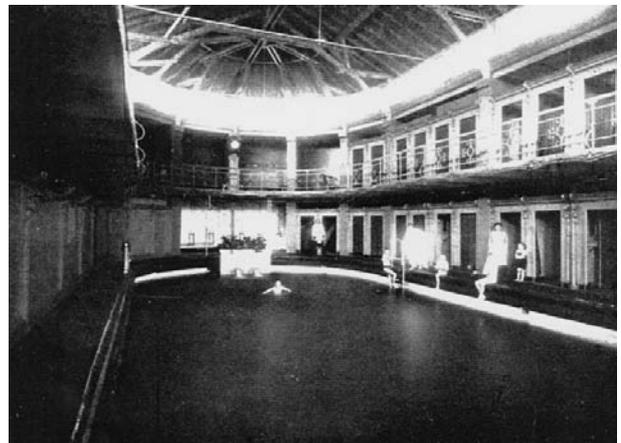
Erdgeschoß der Lennep Badeanstalt. Viele heutige Bürger erkennen hier die Struktur ihres Hallenbades noch wieder. Skizze von Albert Schmidt aus dem Jahre 1886, Privatbesitz.



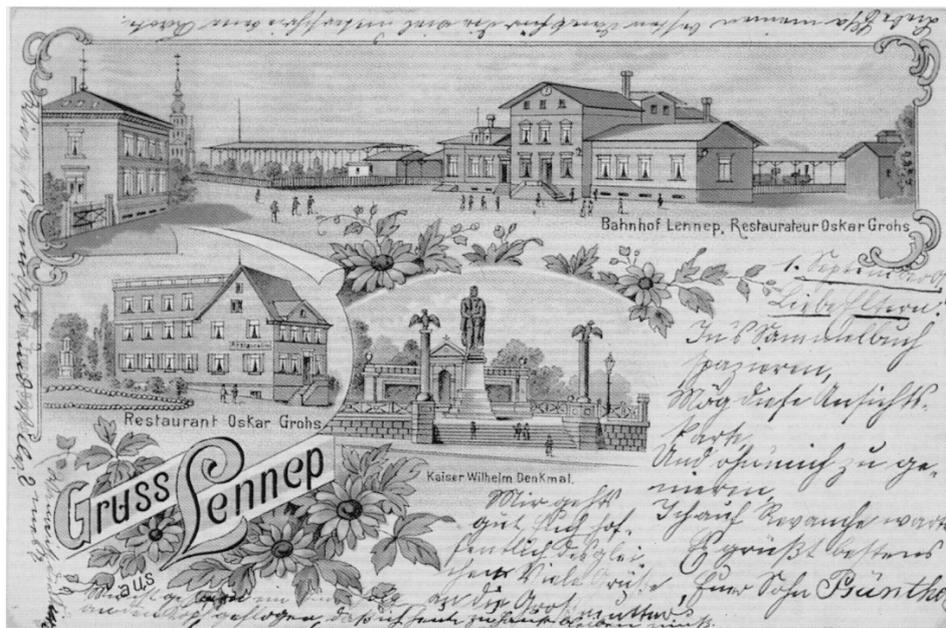
Albert Schmidt baute das Lennep Hallenbad im Jahre 1886. Man nannte es damals Badeanstalt. Heute dient der Bau als Jugendzentrum. Foto: Stadtarchiv Remscheid.



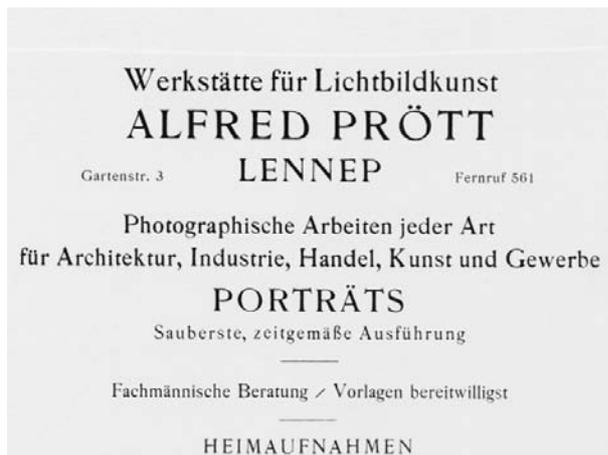
Das äußere Aussehen des Hallenbades änderte sich nach und nach, aber die Baustruktur blieb immer erkennbar. Foto: Stadtarchiv Remscheid.



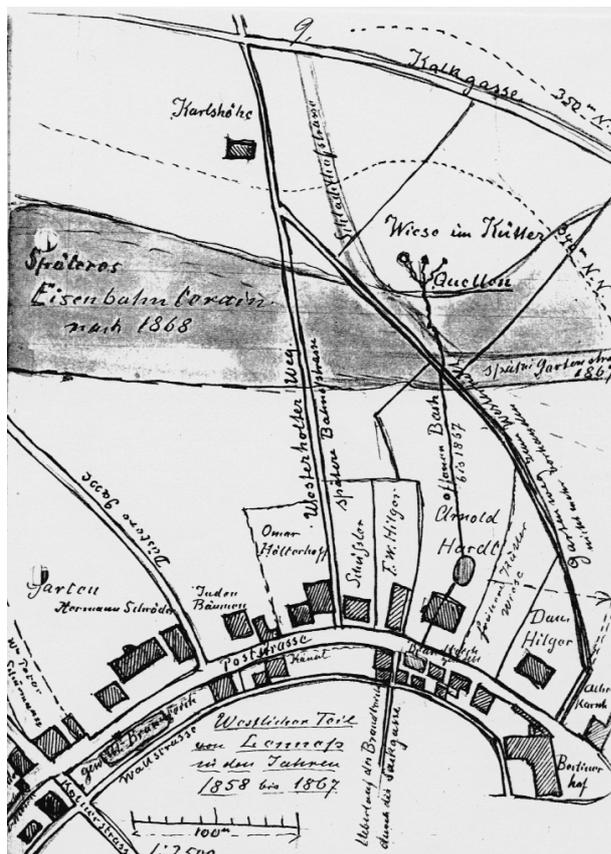
Das Innere der Lennep Badeanstalt. Foto: Atelier Prött, Lennep.



Postkarte aus Lennep von 1901. Die Karte zeigt ausschließlich Motive von Bauten Albert Schmidts. Foto: Stadtarchiv Remscheid, Replikant 1992.



Werkstätte für Lichtbildkunst Alfred Prött Lennepe. Zahlreiche auch in diesem Buch wiedergegebene Fotografien stammen aus diesem früheren Hause in der Gartenstraße.



Skizze der westlichen Teilansicht von Lennepe zwischen 1858 und 1867. Zu erkennen sind u.a. bis 1867 noch frei liegende Bachteile der Lennepe, die von den Wiesen im Kütter über das Arnold Hardtsche Grundstück nach Süden in die Altstadt führten. Das bereits eingezeichnete Eisenbahn-terrain führte zu einer nachhaltigen Veränderung der traditionellen Gemarkungsstruktur.

Wohnhaus für den Bahnhofswirt erbaut. In der inneren Stadt waren von 1870 bis 1875 ebenfalls einige Häuser erbaut worden, dann aber entstand eine mehrjährige Pause in der baulichen Entwicklung.

Die Gründerepoche war zusammengebrochen, sie war in Lennepe allerdings kaum beachtet worden, aber die Geschäfte, die in den Gründerjahren einen außerordentlichen Aufschwung genommen hatten, erhielten jetzt einen Rückschlag. Die Textilindustrie wurde besonders ungünstig beeinflusst durch die neuen amerikanischen Schutzzölle, welche die Geschäfte mit Nordamerika vollständig unmöglich machten. Viele der dort angelegten und arbeitenden Kapitalien strömten zurück, da sie dort nicht arbeiten konnten, man konnte in Deutschland billige Papiere erwerben, da sie in dem geschäftlichen Niedergang alle einen niedrigen Kurs hatten. Nach dem Tiefstand von 1877 erholten sich die Geschäfte ziemlich schnell, so daß große Kursgewinne entstanden, die Veranlassung wurden, daß viele neue industrielle Anlagen angelegt wurden. Für Lennepe erhielt die Sachlage eine große Bedeutung durch den Bau der Kammgarnspinnerei. Durch die Anlage der Kammgarnspinnerei im Jahre 1880 hatte sich das Stadtbild wesentlich verändert, es war das Bedürfnis entstanden für viele Bürger und Arbeiter, sich in der Nähe des großen Werkes anzusiedeln, es entstand ein wirklicher Zug nach dem Süden und Westen. Infolgedessen mußten neue Straßen angelegt und eine Stadterweiterung für längere Zeiten in Aussicht genommen werden. Der Stadtbaurat von Köln, Josef Stübgen, wurde beauftragt, einen Stadtplan anzufertigen. Infolgedessen mußte die ganze Stadt und das Gelände für eine wahrscheinliche Erweiterung genau aufgenommen und nivelliert werden. Die Grundstücke wurden abgesteint und im Kataster berichtigt. Gleichzeitig wurde beschlossen, Wasserleitung und Kanalisation anzulegen, weil die Brunnen der alten Stadt meistens durch die nahen Abortgruben verseucht waren und die fortwährenden Verstopfungen und Aufgrabungen der alten Kanäle außerordentliche Übelstände mit sich brachten. Diese Anlagen wurden im Jahre 1883 ausgeführt, sie bildeten die Grundlage für die Entstehung neuer Straßenzüge und Stadtteile, da sie die Ausführung und den Betrieb von Neubauten sehr erleichterten.

Nach einer kleinen geschäftlichen Depression im Jahre 1886 entstand für Lennepe eine Zeit gewaltigen Aufschwungs, in dem eine große Menge Anlagen entstanden. Der gemeinnützige Bauverein wurde gegründet, der sich so entwickelte, daß er im Laufe der Jahre viele Arbeiterwohnhäuser gebaut